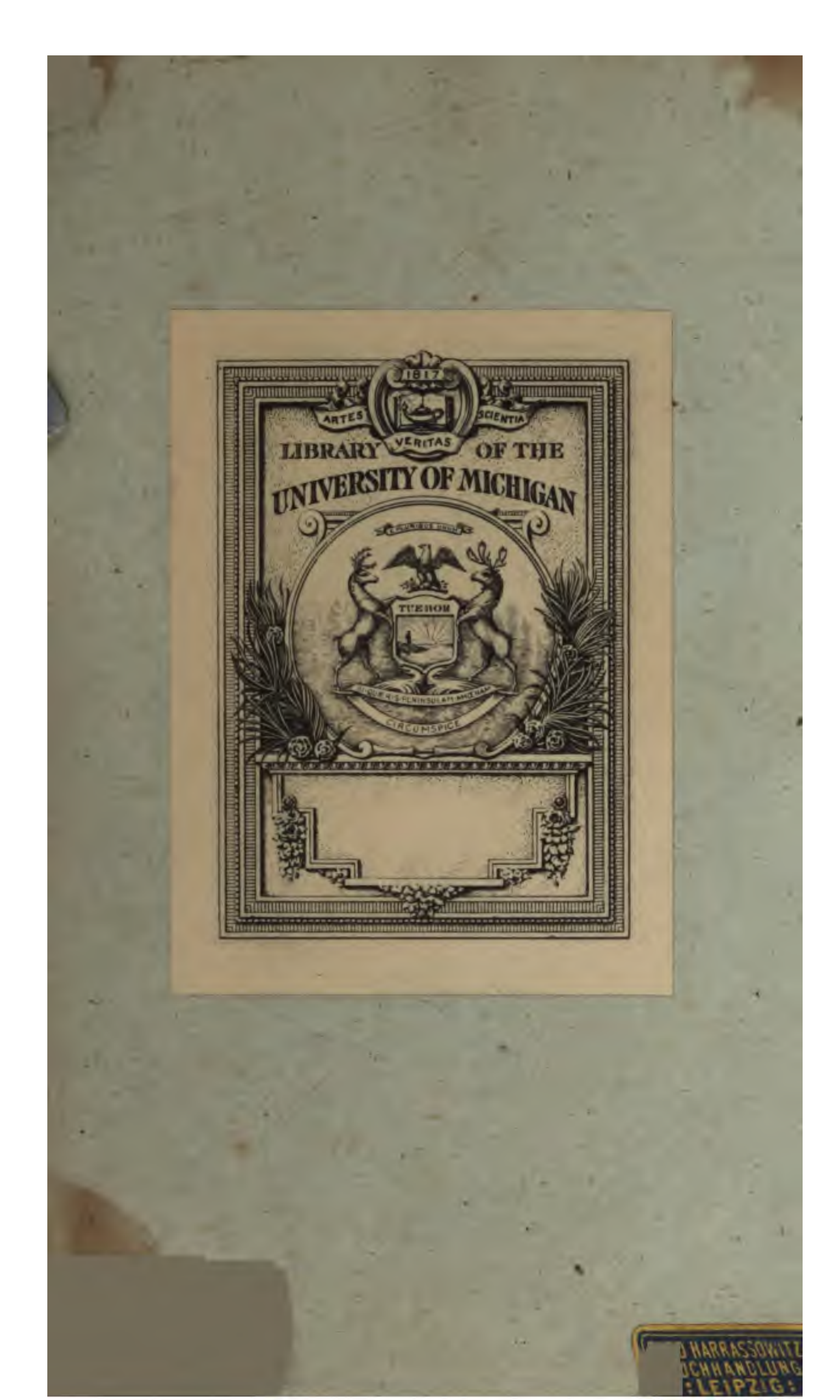
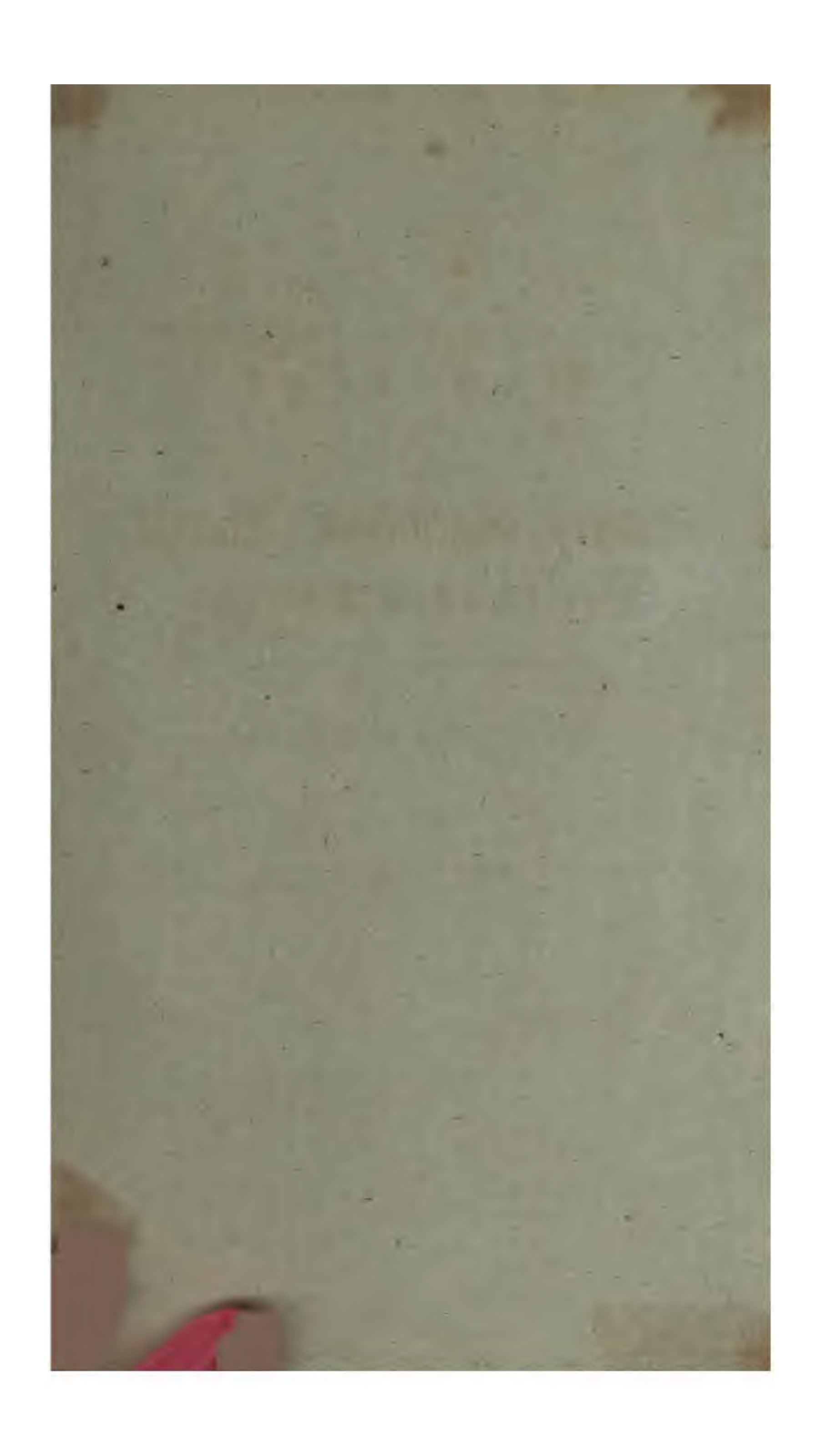





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

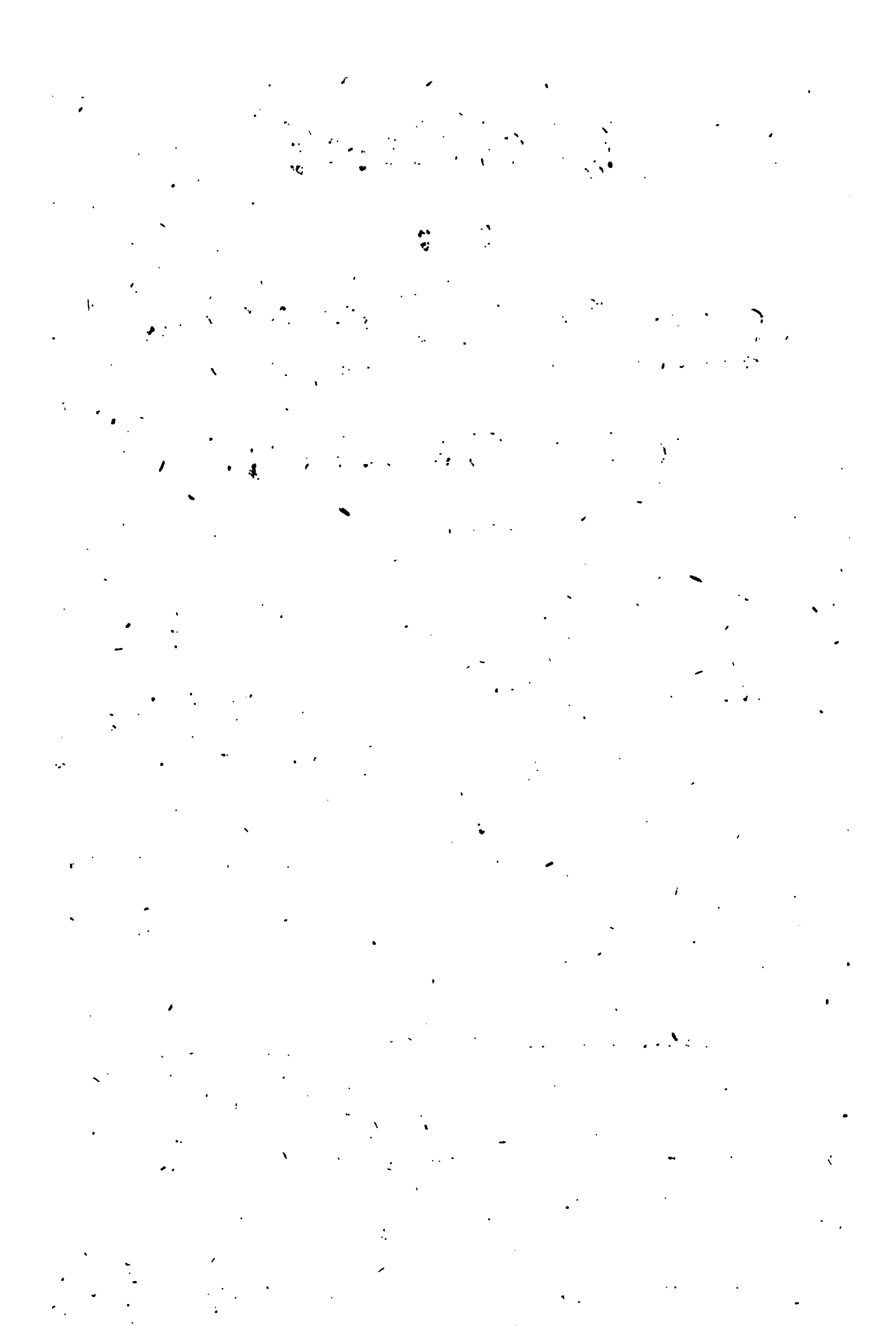
Ersten Bandes erstes Stück.

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1792.

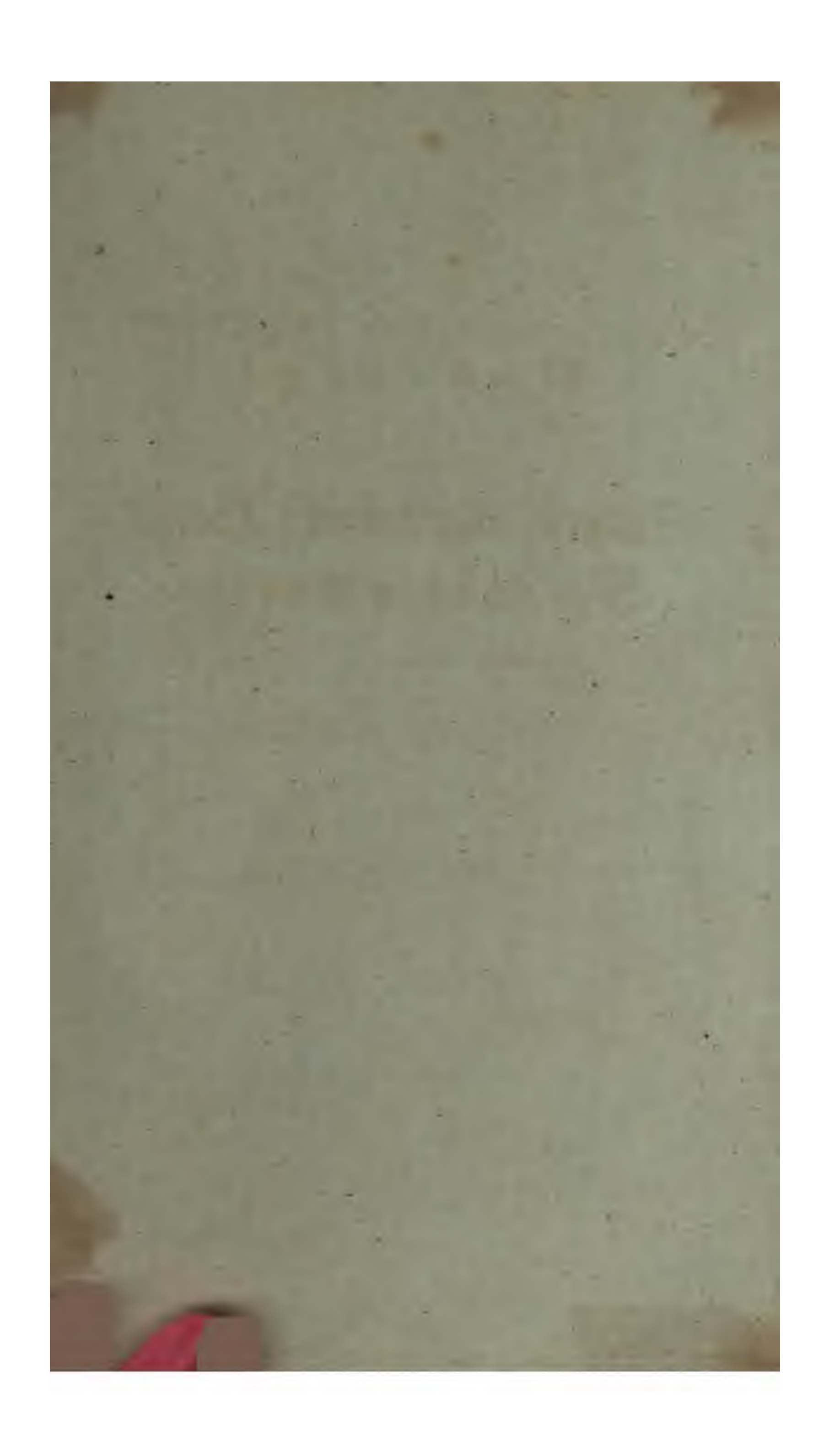


Vorrede der Herausgeber.

Der Geist unsers Zeitalters ist, in politischer und litterarischer Rücksicht, ein Geist der Zerstörung. Statt die Fehler und Lücken alter Einrichtungen zu verbessern und auszufüllen, reißt man lieber alles ein, und baut von Grund aus neu auf. Schwerlich aber möchte, im Auge des unpartheyischen Be-

obachters, der reine Gewinn immer der Kosten und des gemachten Aufwands von Zeit und Mühe werth seyn. Die Unvollkommenheiten des alten Gebäudes werden, wenn es gut geht, vermieden, steht aber nun das neue da, so entdecken sich bald neue, gewöhnlich die entgegengesetzten Fehler, und das Ganze ist zwar anders, aber nicht besser worden. Zuverläßig würden die Wissenschaften bey der großen Anzahl derer, die in unsern Tagen sich mit ihnen beschäftigen, weit sicherer und schneller ihrer Vollkommenheit sich nähern, wenn die Sucht unserer Gelehrten, für Schöpfer, Erfinder, Umbilder zu gelten, sich in einen mäßigern Ehrgeiz verwandelte; wenn sie ihren Ruhm, in der Verbesserung und Vollendung des schon Geschaffenen und Gebildeten suchen wollten.

Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so beträchtlich, daß schon jetzo die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und verdienstlich aber dünkt uns das Unternehmen, durch Zusätze und Berichtigungen dem schätzbaren Werke einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben, und





Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften

von

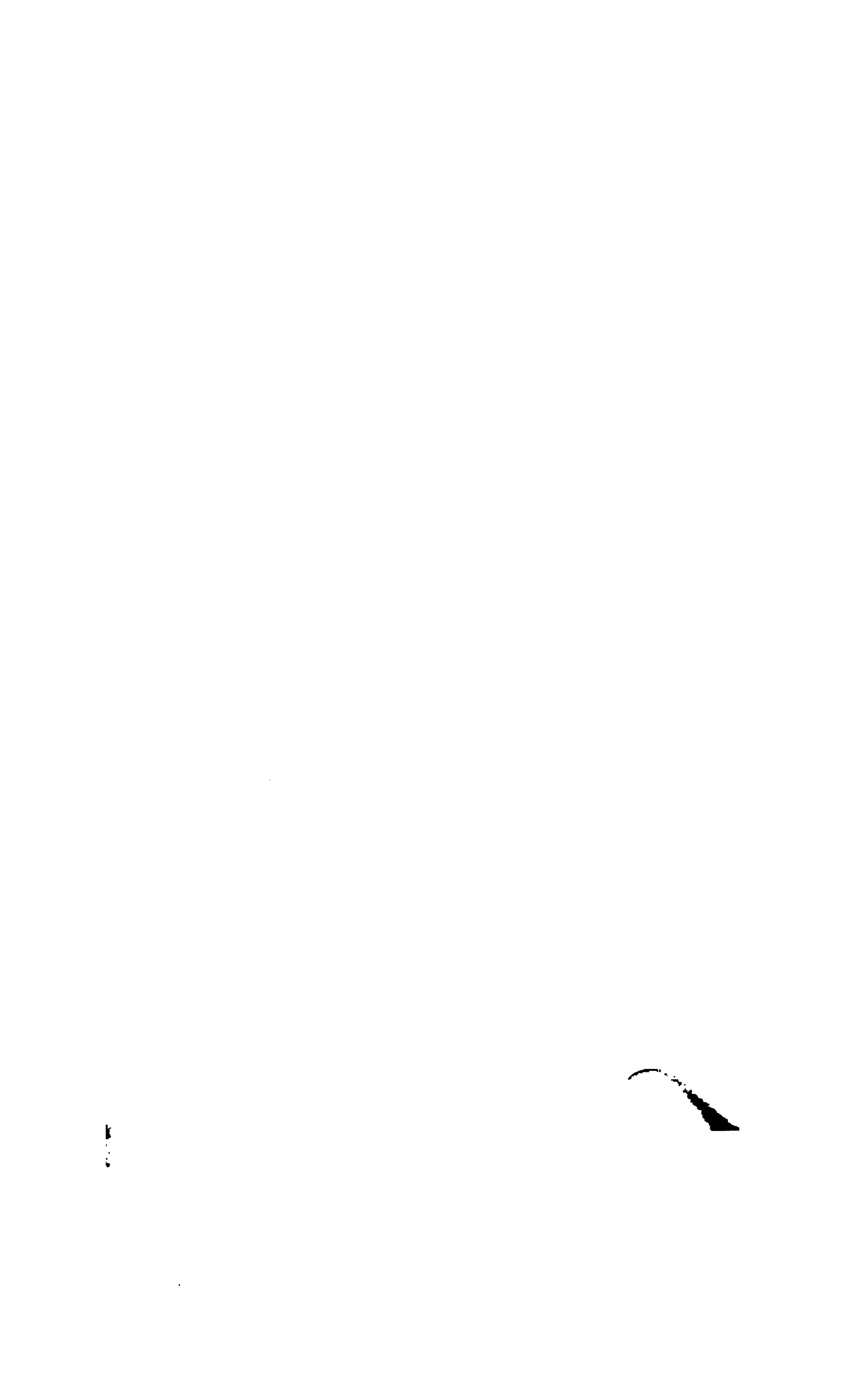
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1792.



Vorrede der Herausgeber.

Der Geist unsers Zeitalters ist, in politischer und litterarischer Rücksicht, ein Geist der Zerstörung. Statt die Fehler und Lücken alter Einrichtungen zu verbessern und auszufüllen, reißt man lieber alles ein, und baut von Grund aus neu auf. Schwerlich aber möchte, im Auge des unpartheyischen Be-

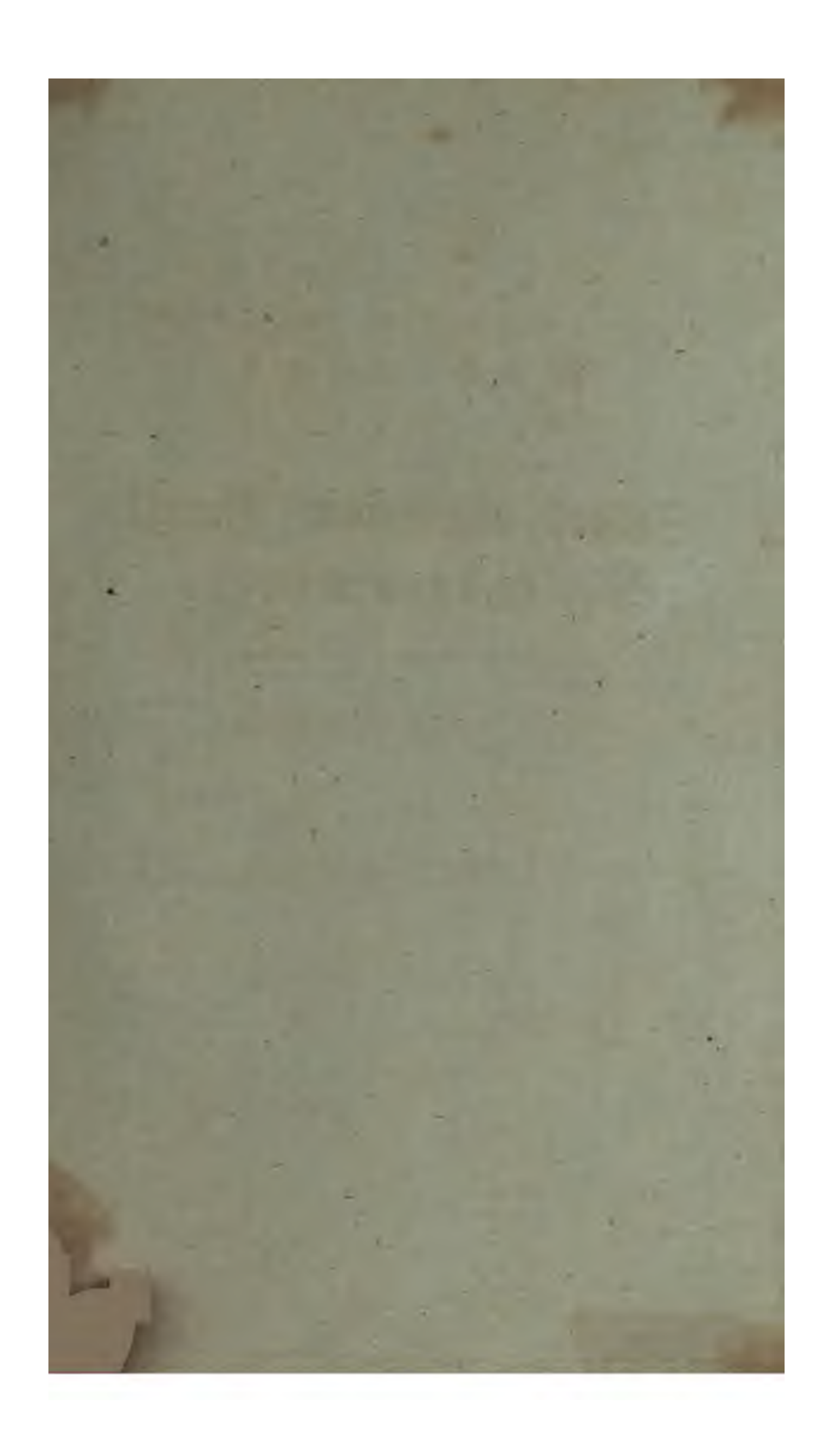
obachters, der reine Gewinn immer der Kosten und des gemachten Aufwands von Zeit und Mühe werth seyn. Die Unvollkommenheiten des alten Gebäudes werden, wenn es gut geht, vermieden, steht aber nun das neue da, so entdecken sich bald neue, gewöhnlich die entgegengesetzten Fehler, und das Ganze ist zwar anders, aber nicht besser worden. Zuverläßig würden die Wissenschaften bey der großen Anzahl derer, die in unsern Tagen sich mit ihnen beschäftigen, weit sicherer und schneller ihrer Vollkommenheit sich nähern, wenn die Sucht unserer Gelehrten, für Schöpfer, Erfinder, Umbilder zu gelten, sich in einen mäßigern Ehrgeiz verwandelte; wenn sie ihren Ruhm, in der Verbesserung und Vollendung des schon Geschaffenen und Gebildeten suchen wollten.

Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so beträchtlich, daß schon jetzo die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und verdienstlich aber dünkt uns das Unternehmen, durch Zusätze und Berichtigungen dem schätzbaren Werke einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben, und

obachters, der reine Gewinn immer der Kosten und des gemachten Aufwands von Zeit und Mühe werth seyn. Die Unvollkommenheiten des alten Gebäudes werden, wenn es gut geht, vermieden, steht aber nun das neue da, so entdecken sich bald neue, gewöhnlich die entgegengesetzten Fehler, und das Ganze ist zwar anders, aber nicht besser worden. Zuverläßig würden die Wissenschaften bey der großen Anzahl derer, die in unsern Tagen sich mit ihnen beschäftigen, weit sicherer und schneller ihrer Vollkommenheit sich nähern, wenn die Sucht unserer Gelehrten, für Schöpfer, Erfinder, Umbilder zu gelten, sich in einen mäßigern Ehrgeiz verwandelte; wenn sie ihren Ruhm, in der Verbesserung und Vollendung des schon Geschaffenen und Gebildeten suchen wollten.

Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so beträchtlich, daß schon jetzo die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und verdienstlich aber dünkt uns das Unternehmen, durch Zusätze und Berichtigungen dem schätzbaren Werke einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben, und

)(4



Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so wesentlich, daß schon jetzt die Ausarbeitung eines [illegible] neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und [illegible] dünkt uns das Unternehmen [illegible] Berichtigungen der [illegible] höhern Grad von [illegible]

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1792.

schränken. Von Zeit zu Zeit werden sie auch kurze Abrisse der Geschichte der Poesie überhaupt und einzelner Dichtungsarten, der schönen Künste und einzelner Zweige derselben bey den verschiedenen Nationen liefern. Den Plan, den sie dabey beobachten werden, kann man aus der hier gelieferten Geschichte der römischen Poesie beurtheilen. Man wird Resultate eigener Untersuchungen und Prüfungen, nicht nachgesprochene Urtheile, und trockne Gerippe von Nahmen, Jahrzahlen und Titeln finden.

Jede Messe soll wenigstens Ein Stück, von der Stärke des gegenwärtigen, erscheinen, von denen zwey einen Band ausmachen werden. Wenn

Vorrede der Herausgeber.

Der Geist unsers Zeitalters ist, in politischer und litterarischer Rücksicht, ein Geist der Zerstörung. Statt die Fehler und Lücken alter Einrichtungen zu verbessern und auszufüllen, reißt man lieber alles ein, und baut von Grund aus neu auf. Schwerlich aber möchte, im Auge des unpartheyischen Be-

)(3

obachters, der reine Gewinn immer der Kosten und des gemachten Aufwands von Zeit und Mühe werth seyn. Die Unvollkommenheiten des alten Gebäudes werden, wenn es gut geht, vermieden, steht aber nun das neue da, so entdecken sich bald neue, gewöhnlich die entgegengesetzten Fehler, und das Ganze ist zwar anders, aber nicht besser worden. Zuverläßig würden die Wissenschaften bey der großen Anzahl derer, die in unsern Tagen sich mit ihnen beschäftigen, weit sicherer und schneller ihrer Vollkommenheit sich nähern, wenn die Sucht unserer Gelehrten, für Schöpfer, Erfinder, Umbilder zu gelten, sich in einen mäßigern Ehrgeiz verwandelte; wenn sie ihren Ruhm, in der Verbesserung und Vollendung des schon Geschaffenen und Gebildeten suchen wollten.

Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so beträchtlich, daß schon jetzo die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und verdienstlich aber dünkt uns das Unternehmen, durch Zusätze und Berichtigungen dem schätzbaren Werke einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben, und

den Weg weiter zu verfolgen, den der verdienstvolle Herr Hauptmann von Blankenburg mit seinen litterarischen Nachträgen schon so rühmlich betreten hat.

So vollständig das Sulzersche Werk im Ganzen ist, so fehlen doch einige wichtige Artikel: z. B. Roman, Epistel, Possenspiel u. s. w. und von minder wichtigen noch ungleich mehrere, die wenigstens eben so gut, als andere, die wirklich aufgenommen worden, eine Stelle verdient hätten: z. B. Stanze, Pointe, Hiat, Zwischenakt u. s. w. Der Abschnitt Roman im gegenwärtigen Hefte ist der erste Versuch zu Ausfüllung dieser Lücken.

Charakteristik der vornehmsten Dichter und Dichterwerke gehörte eigentlich gar nicht in den Plan des Sulzerschen Werks, das dem Titel nach blos Theorie seyn sollte. Auch sieht man aus der Bearbeitung der hieher gehörigen Artikel, daß der sel. Sulzer selbst sie nur als Nebensache betrachtete. Sie sind größtentheils mager und unbefriedigend: (man sehe die Artikel: Sophokles, Euripides, Pindar u. s. w.) sehr unbedeutende Dichter, selbst solche, von denen man nur Fragmente oder gar nichts mehr übrig hat, Archilochus, Archelaus sind aufgenommen, dagegen fehlt Theokrit, und andere noch wichtigere. Außer den Griechen und Römern hat nur Oßian eine Stelle erhalten. Neuere Dichter findet man gar nicht.

Gleichwohl würde eine Charakteristik der vornehmsten Dichter und Künstler, Gedichte und Kunstwerke aller kultivirten Nationen aus allen Zeitaltern ein sehr nützliches und lehrreiches Werk seyn, das zur ächten, nicht einseitigen Bildung des Geschmacks, ja selbst zu einem fruchtbarern Studium der Theorie der schönen Künste und Wissenschaften die besten Dienste leisten könnte. Freylich müßte man sich nicht begnügen, in allgemeinen Ausdrücken die Verdienste und Eigenheiten der Dichter und Künstler anzugeben, sondern ihren Geist und ihre Manier näher bestimmen; durch kurze aber zweckmäßige Proben aus ihren Werken vollständigere Begriffe davon geben, als durch bloße Beschreibungen möglich ist;

den Einfluß, den sie auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt gehabt, die Bildung, die sie selbst durch den herrschenden Geschmack ihres Jahrhunderts und den Einfluß der Zeitumstände erhalten haben, entwickeln u. s. w. Zu einer solchen allgemeinen Charakteristik Beyträge zu liefern, ist die Absicht der Verfasser dieser Sammlung. Was bey Sulzern Nebensache war, ist ihr Hauptzweck, und so kann man diesen Versuch auch als ein von der Sulzerschen Theorie ganz unabhängiges, eignes Werk betrachten und brauchen.

Doch nicht blos auf die Charakteristik einzelner Dichter u. s. w. werden sich die Verfasser ein-

schränken. Von Zeit zu Zeit werden sie auch kurze Abrisse der Geschichte der Poesie überhaupt und einzelner Dichtungsarten, der schönen Künste und einzelner Zweige derselben bey den verschiedenen Nationen liefern. Den Plan, den sie dabey beobachten werden, kann man aus der hier gelieferten Geschichte der römischen Poesie beurtheilen. Man wird Resultate eigener Untersuchungen und Prüfungen, nicht nachgesprochene Urtheile, und trockne Gerippe von Nahmen, Jahrzahlen und Titeln finden.

Jede Messe soll wenigstens Ein Stück, von der Stärke des gegenwärtigen, erscheinen, von denen zwey einen Band ausmachen werden. Wenn

das Publikum unser Unternehmen unterstützt, so kann es sicher auf eine regelmäßige Erscheinung der Stücke rechnen. Die Gesellschaft, aus deren Beyträgen diese Sammlung erwächst, ist zahlreich genug, daß die Fortsetzung ununterbrochen erfolgen kann, ohne daß sie sich deshalb bey der Ausarbeitung zu übereilen brauchte. Doch, wir wollen desto weniger versprechen, je mehr wir zu leisten willens sind. Wem zur Würdigung eines Werks der Nahme des Urhebers unentbehrlich ist, der wird genöthigt seyn, sein Urtheil bis zum Schluß des ganzen Werkes zu versparen; denn da erst werden wir diejenigen Mitarbeiter, von denen wir die Erlaubniß dazu erhalten, nennen und ihren Antheil bestimmen.

Die Ordnung der Artikel nach dem Alphabet haben die Verfasser aus guten Gründen verworfen. Sie würde für sie ein drückender Zwang gewesen seyn, und den Lesern nicht den mindesten wesentlichen Vortheil verschaft haben. Die Verfasser fordern zur Ausarbeitung ihrer Beyträge wichtigere Bestimmungsgründe, als die Folge der Buchstaben des Alphabets. Sie werden diejenigen Materien, diejenigen Dichter und Künstler zuerst bearbeiten, zu denen sie durch eine besondere Liebe, durch den Gang ihrer Geschäfte, ihrer Lectüre u. s. f. geführt werden. Eine Inhaltsanzeige bey jedem Stücke und Bande, und ein vollständiges Register am Schluße des ganzen Werks werden auch beym Nachschlagen, die Bequemlichkeit der

alphabetischen Form größtentheils ersetzen. Leipzig und Gotha, in der Ostermesse 1792.

D. u. S.

Inhalt.

I. Kurzer

Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie.

Die wissenschaftliche Cultur der Römer ist nur ein Wiederschein der griechischen. In Griechenland brach das Licht der Aufklärung von selbst aus der Nacht der Barbarey hervor; Rom fing die letzten Strahlen dieses glänzenden Gestirnes auf, und es leuchtete noch über dem Horizonte Italiens, nachdem es für Griechenland längst erloschen war. Wer über die Entstehung und Ausbildung der römischen Dichtkunst schreiben will, darf diese Bemerkung niemals aus den Augen lassen.

Die Stammväter Roms, ein vermischtes Geschlecht von Eingebohrnen, pelasgischen und trojanischen Flüchtlingen, beyde vorlängst aber zu Einem Volke zusammengeschmolzen, brachten den Saamen politischer und religiöser Cultur aus Alba longa, ihrer Mutterstadt, in die

Ringmauern Roms. Während der neue Staat gegründet und die Regierungsform eingerichtet wird, steht die Ausbildung des Geistes still; und Stillestehn der Cultur ist in den meisten Fällen Rückkehr in die Barbarey. Von den benachbarten Völkern befeindet, kämpft Rom lange Zeit um seine bürgerliche Existenz, gründet die Säulen des Staats und gewinnt unter den Nachbarn Ansehn und Macht. In dem kriegerischen Staat werden körperliche Kräfte am höchsten geschätzt und die Kräfte des Geistes werden nur in Beziehung auf den Vortheil des Staates geübt. Die reizenden Spiele der Phantasie werden von dem rauhen Römer verachtet, weil es nur Spiele sind. Den Göttern aber, welchen jedes barbarische Volk seine Sinnesart leiht, schallten nur selten Hymnen und Chöre, und diese waren zum Theil von fremden Nationen entlehnt. Denn die Einwirkung der gegenwärtigen Gottheit fühlte der Römer in seinen Tempeln nicht so wie der Grieche, der an heiliger Stätte zuerst die begeisterte Rede mit der Melodie der Leyer und dem Rhythmus des Tanzes verband. Und wenn der Römer seine Götter mit Hymnen, Tänzen und Schauspielen *) feyerte, so folgte

*) Die ersten dramatischen Vorstellungen bekamen die Römer aus Hetrurien. Livius (VII. 2.) erzählt, als bey einer wüthenden Pest die Gemüther des Volks mit Angst erfüllt waren, bediente man sich unter andern Versöhnungsmitteln auch der Schauspiele. Man holte Histrionen aus Hetrurien, welche zum Schall der Flöte eine Art von Ballet aufführten.

er auch hier nicht der Stimme seines Gefühls, sondern der religiösen Sitte der Hetrusker, welchen er sklavisch die Gebräuche abborgte, die der empfindsamere Grieche in heiliger Begeisterung selbst erfand.

So verflossen beynahe sechs Jahrhunderte in einer ununterbrochenen politischen und militärischen Thätigkeit. Wenn es wahr ist, daß der Lorbeer Apolls, wenn er gedeihn soll, mit Blute begossen seyn will, und die Musen unter dem Geräusche der Waffen erwachen, so bedarf es hiernächst der Ruhe und Muße, damit sie sich sammeln. In Rom erschien die Zeit dieser Ruhe und des stillen Genusses nicht eher, als bis die Staaten Italiens zu Boden gedrückt, und die Küstenbewohner des mittelländischen Meers, durch die raschen Streiche des römischen Kriegsgeistes, wo nicht verwundet, doch betäubt worden waren. Die Kraft von Carthago ward bey den ägadischen Inseln zuerst geschwächt. Rom hob sein Haupt empor, und da es rund umher über gebeugte und unterjochte Völker hinwegsah, und bey diesem, seinem despotischen Geiste erfreulichen Anblick, die Größe seiner Thaten erwägte, empfand es zum erstenmal ein Verlangen, von den längst geärnteten Früchten seiner Mühe genießen zu können.

In seinen Kriegen selbst hatte sich Rom zum feinern Genuß des Lebens vorbereitet. Die Erbitterung und der Haß, womit es seine Nachbarn bekriegt hatte, nahm mit dem Maaße der Entfernung des Feindes ab;

und mit jedem Schritt, den es in seinen Eroberungen vorwärts that, that es einen Schritt zur Cultur. Denn der Sieg über die Nachbarn verschaffte nur einen Zuwachs an Ländereyen und zinsbaren Unterthanen; aber die Siege über die entferntern Nationen begleiteten Reichthümer, Sitten und Kenntnisse. Die Eroberung von Unter-Italien und die Bekanntschaft mit den griechischen Colonien, welche diese glückseeligen Gegenden in großer Anzahl bevölkert hatten, bereiteten gleichsam den Empfang der griechischen Musen vor, welche, kurz drauf von triumphirenden Feldherrn in die Hauptstadt eingeführt, dem Uebermuthe der siegreichen Römer dienten.

Ein unbedeutender Krieg in Jllyrien führt die Römer in Griechenland ein. Griechenland achtet sie, als die Beschützer seiner Freyheit, den Göttern gleich, und überläßt sich, in seiner Begeistrung und dem innigen Gefühl seiner Schwäche, dem herrschsüchtigen, treulosen Volke, das nach den Siegen über Mazedonien und den König von Syrien, die Rolle eines Beschützers verlernt. Jede griechische Völkerschaft, die ein Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit des mächtigen Schutzherrn zu fassen wagt, wird mit Strenge gezüchtigt und dem römischen Joch unterworfen. Fast zu einer Zeit wird Karthago und Korinth ein schreckliches Opfer der römischen Herrschsucht und ihrer grausamen Politik.

In diesem Jahrhundert, das seit dem Ende des ersten punischen Kriegs bis auf die Zerstörung der reich-

sten und prächtigsten Städte der alten Welt verfloß, fing die kriegerische Stadt zu genießen an. Unermeßliche Reichthümer strömten dahin. Die plötzliche Vermehrung des Vermögens erzeugte die widersprechendsten Laster, Verschwendung und Habsucht. Begierde nach körperlichem Genuß und sinnlichen Vergnügungen bemächtigte sich der Gemüther zuerst. Asiatische Schwelgerey in Kleidung und Kost riß unter den Vornehmern ein. Was der Sinnlichkeit schmeichelte, wurde geschätzt; darum stand die Kochkunst nicht weniger in Ehren, als Mahlerey, Baukunst und Bildhauerey. Aber edler und rühmlicher war es doch, der Eitelkeit zu fröhnen, welche die Künste befördert, als jener groben Sinnlichkeit, welche nur das achtet, was den Gaumen vergnügt. Aechtes Gefühl für das Schöne und Erhabne, und eine uneigennützige Liebe zu den Künsten der Musen, scheinen mir die Römer in diesem Zeitalter nicht besessen zu haben. Wo eine übermäßige Liebe zur Pracht herrscht, pflegt das Gefühl für die Schönheit abzusterben. Nun aber würden die Römer jener Zeit die unschätzbaren Kunstwerke, von denen sie Sicilien, Griechenland und Asien entblößt hatten, wenig geachtet haben, wenn sie dieselben den Augen der staunenden Menge hätten verbergen müssen.

Unter den übrigen Künsten des Luxus zog auch die Dichtkunst hin und wieder die Blicke der entartenden Römer auf sich. Wahres Gefühl für dieselbe war wenig, desto mehr Prahlerey. Gelehrte Sklaven zu hal-

ten galt für Geschmack. Da die Poesie nur ein Werkzeug der Unterhaltung seyn sollte, und der Dichter etwa nur dann Gehör fand, wenn die Buden der Seiltänzer und Fechter ledig standen, achtete sich der Römer viel zu gut, Hand an das Werk zu legen und den Musen selbst zu opfern. Für Roms Vergnügen zu sorgen, war der Ausländer Pflicht. So wie es die Werke der bildenden Künste den Griechen entführt hatte, so lieh es auch von ihnen die Werke der Poesie. Die römische Sprache modelte sich von neuem nach der griechischen, aus der sie ursprünglich entstanden war. Zahlreiche Uebersetzungen der erhabnen Originale des Sophokles und Euripides erschienen auf dem neuen Theater von Rom *) und befriedigten die Neugierde des römischen Volks, das sich auch dann noch als Sieger betrachtete, wenn sich seine Eroberungen bis auf die Geisteswerke fremder Nationen erstreckten.

Die dramatische Poesie, welche der Absicht zu vergnügen am meisten entsprach, fand auch zuerst Eingang und Aufnahme. Livius Andronicus, ein römischer Sklave griechischer Abkunft, **) übersetzte die

*) Graecis admovit acumina chartis,
Tentavit quoque rem, si digne vertere posset.
Horat. II. Epp. I. 161.

**) Livius war ein gebohrner Tarentiner und Sklave des Livius Salinator, dessen Kinder er unterwies. Er gab die erste Tragödie unter dem Consulat des C. Claudius Cethegus und M. Sempronius Tuditanus; im J. der St. 514. Wie er die Trennung der Gestikulation und Deklamation auf dem römischen Theater

Meisterstücke der griechischen Bühne, und führte regelmäßige Trauerspiele auf, da wo vormals nur die Possenspiele tuscischer Histrionen gesehn worden waren. Auf seinen Spuren gelangten Nävius *), Attius, und Pacuvius **) zum Ruhm. Denselben Weg schlug auch

veranlaßt habe, erzählt Livius VII, 2. Er verfertigte auch lyrische Gedichte: unter andern einen Hymnus bey einer Supplication. Livius XXVII. 37.

*) Nävius war aus Campanien gebürtig, also ebenfalls durch griechischen Unterricht gebildet. Er kopirte die Schriftsteller der alten griechischen Komödie mit Anwendung auf Rom. Aber schon damals mochten die Großen diese Freyheit nicht vertragen. Er mußte aus Rom weichen (im J. der St. 550.) und starb in Utika. Cicero fand seine Stücke mit Laune gewürzt. Wenn folgende Grabschrift, die man ihm zuschreibt, von ihm selbst ist, so kann es ihm an Vertrauen auf sich nicht gefehlt haben:

Mortales immortales flere si foret fas,
Flerent divae Camoenae Naevium poëtam.
Itaque postquam est Orcino traditus thesauro
Oblitei sunt Romae loquier latina lingua.
Gellius N. A. I. XXIV.

**) M. Pacuvius aus Brundusium in Groß-Griechenland; gegen das Ende seines Lebens begab er sich nach Tarent. Er war als Maler und Tragiker berühmt. Die Bruchstücke seiner Trauerspiele zeigen hinlänglich, daß er alles von den Griechen lieh. Doch daß er nicht Wort für Wort übersetzt habe, sagt Cicero Acad. Quaest. I. 3. Zu den Zeiten dieses Redners ward er zu Rom noch immer geehrt. De opt. gen. Orat. I. — Attius ward sein Nebenbuhler, und man verglich beyde häufig mit einander, wie man den Sophokles

Ennius *) ein; ein treflicher Kopf, und in mehr als einer Rücksicht Vater der römischen Poesie. Aber sich von der Nachahmung der griechischen Werke loszureissen, war auch dieser kühne Geist dennoch nicht kühn genug. Denn die Vortreflichkeit großer Schriftsteller, in Werken des Geschmacks, belastet den Geist nachfolgender Zeiten mit einem Joch, das den originellen Kopf

und Euripides vergleicht. Die Sprache des Attius war rauh aber stark. (Ovid schreibt ihm ein Os animosum zu. Amor. 1, 15. 19.) Pacuvius gestand ihm die Erhabenheit selbst zu, indem er seine Sprache tadelte, wie aus einer Anekdote bekannt ist, welche Gellius erzählt. XIII. 2. Ich will noch das Urtheil des Quintilian über diese beyden Schriftsteller hierher setzen. (Inst. X. 1. 97.) Tragoediae scriptores, Accius et Pacuvius, clarissimi gravitate sententiarum, verborum pondere et auctoritate personarum. Ceterum nitor et summa in expoliendis opribus manus, magis videri potest temporibus quam ipsi defuisse.

*) Ennius war aus Rudiä einer griechischen Colonie in Calabrien. Sein Leben siehe bey Chauffepié V. Seine Uebersetzungen griechischer Tragödien, seine Euhemerus und Epicharmus, sind, sammt seinen Annalen, einem historisch-poetischen Originalwerk, zu Grunde gegangen. Die letztern enthielten schöne Stellen mit vielen Trivialitäten vermischt. Einen reinen Geschmack darf man in diesem Zeitalter bey keinem Dichter erwarten, aber wohl Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, mit Rauhigkeit. Lukrez und Virgil benutzten ihn oft. Das Lob, das der erstere ihm ertheilt, mag hier eine Stelle finden: (De N. R. 1, 118.)

Ennius ut noster cecinit, qui primus amoeno
Detulit ex Helicone perenni fronde coronam,
Per gentes Italas hominum quae clara clueret;

zum Nachahmer herabzieht; und die Größe eines sich früher bildenden Volks hält die später blühende Nation in dem Laufe zur wahren Vollkommenheit auf.

Ich weiß nicht, ob der römische Geist sich jemah'ls von selbst zur Dichtkunst würde gebildet haben; aber so viel ist offenbar, daß die Poesie dieses Volks in dieser ersten Epoche keine andre Eigenthümlichkeit hat, als von dem Genius der Griechen geweckt zu seyn. Große Köpfe hat es unter den Römern gegeben; aber indem sie sich nach griechischen Mustern modelten, entging ihnen die genialische Kraft, welche in den Werken der Griechen das Gemüth mit Erstaunen erfüllt, und, selbst in ihren Verirrungen von der Linie des Schönen, Bewundrung erregt. Aber dem Römer ward es schwer, seine Blicke ins Freye zu richten, und den Weg zu entdecken, der gerade zum Ziele führte, in einem Gefilde, wo ihm so viele Wegweiser entgegen kamen, die ein günstiges Vorurtheil für untrüglich auszugeben pflegte. Auch in spätern Zeiten trägt die römische Poesie den Charakter, der ihr bey ihrer Geburt aufgedrückt ward. Immer scheint sie mehr ein Werk der Kunst und zum Vergnügen bestimmt, als ein Produkt eigenthümlicher Geisteskraft; und die Begeistrung der römischen Dichter gleicht öftrer einer Flamme, welche mühsames Reiben hervorgebracht hat, als jenem göttlichen Feuer, das sich von selbst in dem Schooße der Wolken entzündet.

Indessen bildete sich die rohe Sprache mit unglaublicher Schnelligkeit. Innerhalb eines Zeitraums von weniger als funfzig Jahren, schallten auf der römischen Bühne die saturnischen Verse *) des Livius Andronicus und die anmuthige Sprache des Plautus, welche den Römern ein Wiederklang der Sprache der Grazien schien. **) Ihm folgte, in einem kleinen Zwischenraum, der zierliche Terenz, welcher der Menander der Römer geworden wäre, wenn er den Menander nicht hätte übersetzen wollen. Seine Komödien, Produkte des höchsten Fleißes und des feinsten Geschmacks, mußten sich indeß, wie jene Arbuscula, ***) mit dem Beyfall der höhern Stände für die Kälte des Volkes trösten, welches die Künste der Seiltänzer besser als die Feinheit und Eleganz des ernsthaften Komikers zu bewundern verstand. ****)

*) Versus, quos olim Fauni Vatesque canebant,
Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,
nec dicti studiosus erat. — Ennius. — Verse, die zwar eine gewisse Mensur, aber kein regelmäßiges Sylbenmaas hatten; in denen man die Sylben mehr zählte als abwog, hießen saturnische. Ein Gedicht des Nävius über den ersten punischen Krieg, war in solchen Versen geschrieben.

**) Quintil. Inst. X. 1. 99. Varro dicit, Musas, Aelii Stilonis sententia, Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

***) Horat. I. Serm. 10. 76.
— nam satis est, equitem mihi plaudere; ut audax
Contemtis aliis explosa Arbuscula dixit.

****) Prologus ad Hecyram. 25.
Cum primum eam agere coepi, pugilum gloria,

Nachdem die dramatische Poesie die Zeiten des gebildetern Geschmacks vorbereitet hatte, stand sie plötzlich, nach Terenz und Pacuvius, still. Man hat verschiedentlich nach den Gründen dieses Stillstehns geforscht. Man könnte sagen: Nachdem die Römer mit übersetzen fertig waren, und es keine Dramatisten in Griechenland mehr gab, fehlte es ihnen an Stoff. Aber es ist nicht nöthig, zu diesem für die Römer wenig ehrenvollen Grunde Zuflucht zu nehmen. Denn es ist fürwahr nicht schwer, einzusehn, wie das Wohlgefallen des römischen Volks an dieser Gattung von Vergnügen jedem andern in kurzem weichen, und die dramatische Kunst zuletzt gänzlich entschlafen mußte. Alle Arten von Schauspielen waren zu Rom von der Polizey für das Vergnügen des großen Haufens angeordnet. Auf Bildung des Geschmacks ward hiebey wenig gesehn; alles kam auf Befriedigung der Menge an. Die Menge aber will belustigt seyn, nicht blos vergnügt; erschüttert und nicht entzückt. Das Schauspielhaus steht leer, so bald eine Hinrichtung zu sehen ist. Die edlern Empfindungen sind für grob organi-

Funambuli eodem accessit expectatio:
Comitum conventus, studium, clamor mulierum
Fecere, ut ante tempus exirem foras. — refero denuo;
Primo actu placeo. Cum interea rumor venit
Datum iri gladiatores, populus convolat,
tumultuantur, clamant, pugnant de loco.
Ego interea meum non potui tutari locum.
Man vergleiche Horaz II. Ep. 1. 182. Saepe etiam audacem fugat hoc terretque poetam u. f.

sirte Seelen ein leerer Tand. Und wie waren denn die Schauspiele beschaffen, an denen sich das römische Volk ergötzen sollte? Waren sie seinen Kenntnissen und Geisteskräften angemeßen? stellten sie Dinge vor, die seine Neugierde reizten? schmeichelten sie ihm durch Darstellung seiner Sitten und Denkungsart? Es scheint mir, als hätten sie von dem allen gerade das Gegentheil gethan. Griechische Sitten und Handlung; Begebenheiten einer mythischen, nur dem griechisch Gelehrten bekannten Welt, in einer gräzisirenden Sprache dargestellt, waren die Gegenstände der komischen und und tragischen Bühne zu Rom. Was Wunder, wenn das Volk, nach Befriedigung der ersten Neugierde, den Geschmack an Dingen verlor, an denen es nur einen sehr schwachen Antheil nahm, oder die es vielmehr gar nicht verstand? *)

*) Den Seneca ausgenommen, dessen weiter unten Erwähnung geschehn wird, sind mir aus den Zeiten nach Attius nicht mehr als drey Dichter bekannt, welche Tragödien geschrieben haben. L. Varius, der Freund Virgils, dessen Thyest eine große Celebrität bekam. Dialogus de Orat. c. 2. Quintil. Inst. X. 1. 98. Daß er aber außer dieser Tragödie noch mehrere geschrieben, ist mir nicht bekannt. Ovid schrieb eine Medea; aber dieß blieb ebenfalls sein einziger Versuch in der dramatischen Gattung, ungeachtet er nicht übel ausgefallen war. Quintil. X. 1. 98. P. Pomponius Secundus, ein Zeitgenoße des ältern Plinius, quem senes parum tragicum putabant, eruditione ac nitore praestare confitebantur. Eben fällt mir noch der Bruder des Cicero ein, welcher in sechszehn Tagen vier Tra-

In dieser Epoche des ersten Selbstgefühls der Römer und der ersten innigen Bekanntschaft mit den gebildeten Griechen, ward keine Wissenschaft mit größerm Eifer umfaßt, als Rhetorik und Philosophie. Eine aus der Verfassung des Staats entsprungene Nothwendigkeit hatte schon in den vorhergehenden Zeitaltern eine natürliche Beredsamkeit erzeugt, welche bey dem Volke in nicht geringen Ehren stand. Regeln kannten sie nicht. Ihre Kunst bestand in Uebung und Fertigkeit. Als aber die griechischen Redekünstler nach Rom kamen, vereinigte sich die Kunst mit dem natürlichen Talent. *) Auch die Philosophie wurde getrieben; und obgleich die Strenge der alten Römer ihr anfänglich eine Wohnung in der Stadt versagte, fand sie demohnerachtet Schutz. Das Bürgerrecht hat sie indeß niemals erlangt. Sie ward geschätzt, als eine Gehülfinn der Beredsamkeit, als eine anständige Beschäftigung in müßigen Stunden, und nicht selten, als eine Mode, welche Ansehn verlieh. Aber der große Haufe verachtete die Philosophie und alle von dem besiegten Volke geliebenen Wissenschaften, als einen Schandflecken des römischen Nahmens, als Werkzeuge der Weichlich-

gödien zu Stande brachte. Cicero ad Fratr. III. 6. — Nach Terenz ist mir kein einziger nahmhafter Komiker bekannt.

*) Eine vortrefliche Geschichte des Anfangs und Fortgangs der römischen Beredsamkeit enthält der Brutus des Cicero.

keit, der Ueberlistung und Prahlerey. *) Es ist eine bekannte Sache, daß die in griechischen Wissenschaften gelehrten Redner, ihre Kenntnisse, als einen Gegenstand der Verachtung und des Argwohns, vor den Augen des vorurtheilenden Volks zu verbergen bemüht waren.

Da der Müßiggang zu Rom von Tag zu Tag überhand nahm, wurde auch der Hang zu den Künsten und Wissenschaften größer und ausgebreiteter. Denn das Bedürfniß leere Stunden auszufüllen, brachte den Wissenschaften die meisten Anhänger, nicht aber jener unbesiegliche Durst nach Kenntnissen, worinnen sich der Gelehrte verliert und in dessen Befriedigung er das Glück seines Lebens setzt. Die alte republikanische Tugend, Zucht und Arbeitsamkeit für den Staat verschwand; Egoismus riß ein. Das Bestreben nach Ehre nahm in den Gemüthern ab, aber die Begierde nach Ehrenstellen wuchs. Geldgeiz und Wollust ließ für beßre Empfindungen in den Gemüthern wenig Raum. Und da einige wenige alles, die größte Anzahl nichts besaß, oder von Schulden zu Boden gedrückt ward, entstand Misvergnügen und Groll und hieraus sträfliche Partheysucht. Der Patriotismus eben so wohl als der Eigennutz lös'ten die Bande des Staates auf und führten ihn seinem Untergang zu. Der Krieg der

*) Die Gründe der Verachtung der griechischen Wissenschaften sind umständlicher entwickelt von Garve in den Anmerkungen zum Cicero II. Buch. S. 3 ff.

Bundsgenossen spielte zuerst den schrecklichsten Scenen vor, deren Schauplatz die Hauptstadt selbst war. Italien ward verwüstet und seine blühenden Städte zerstört. Aber kurz darauf wurden die verheerten Aecker von neuem mit Bürgerblut gedüngt, und von den Strömen desselben die letzten noch übrigen Funken des Patriotismus ausgelöscht. Was die Schlacht verschont hatte, tilgte die Wuth der Proscriptionen von der Erde weg. Die römische Freyheit erlosch, und der durch Größe ohnmächtige Staat ward das Eigenthum eines kühnen Eroberers seines Vaterlands.

Dem Erlöschen der Freyheit folgte eine noch größere Unthätigkeit, und diesem ein dringenderes Bedürfniß nach Vergnügen aller Art. Die öffentlichen Schauspiele, Triumphe und Feste wurden daher mit unerhörter Abwechselung und Aufwand gefeyert. Was die Ausschweifungen des Luxus begünstigte war auch der Ausbreitung der Wissenschaften nicht undienlich. Aber wo der Hang zu denselben aus den trüben Quellen der Trägheit und Eitelkeit fließt, da gewinnen die Wissenschaften zwar ein weiteres Feld, aber ihr innrer Werth nimmt wenig zu. Der Geist dessen, der sie treibt, wird zwar verfeinert und bereichert, aber seine Kraft schwindet dahin, und sein eigenthümliches Gepräge reibt sich ab. Diese Erfahrung haben die Römer in einem Zeitalter gemacht, welches, wenn man auf die Menge der Schriftsteller und ihren Geschmack Rücksicht nimmt, mit Recht für das goldne Zeitalter der römischen Lit-

ten galt für Geschmack. Da die Poesie nur ein Werkzeug der Unterhaltung seyn sollte, und der Dichter etwa nur dann Gehör fand, wenn die Buden der Seiltänzer und Fechter ledig standen, achtete sich der Römer viel zu gut, Hand an das Werk zu legen und den Musen selbst zu opfern. Für Roms Vergnügen zu sorgen, war der Ausländer Pflicht. So wie es die Werke der bildenden Künste den Griechen entführt hatte, so lieh es auch von ihnen die Werke der Poesie. Die römische Sprache modelte sich von neuem nach der griechischen, aus der sie ursprünglich entstanden war. Zahlreiche Uebersetzungen der erhabnen Originale des Sophokles und Euripides erschienen auf dem neuen Theater von Rom *) und befriedigten die Neugierde des römischen Volks, das sich auch dann noch als Sieger betrachtete, wenn sich seine Eroberungen bis auf die Geisteswerke fremder Nationen erstreckten.

Die dramatische Poesie, welche der Absicht zu vergnügen am meisten entsprach, fand auch zuerst Eingang und Aufnahme. Livius Andronicus, ein römischer Sklave griechischer Abkunft, **) übersetzte die

*) Graecis admovit acumina chartis,
Tentavit quoque rem, si digne vertere posset.
Horat. II. Epp. 1. 161.

**) Livius war ein gebohrner Tarentiner und Sklave des Livius Salinator, dessen Kinder er unterwies. Er gab die erste Tragödie unter dem Consulat des C. Claudius Cethegus und M. Sempronius Tuditanus; im J. der St. 514. Wie er die Trennung der Gestikulation und Deklamation auf dem römischen Theater

Meisterstücke der griechischen Bühne, und führte regelmäßige Trauerspiele auf, da wo vormals nur die Possenspiele tuscischer Histrionen gesehn worden waren. Auf seinen Spuren gelangten Nävius *), Attius, und Pacuvius **) zum Ruhm. Denselben Weg schlug auch

veranlaßt habe, erzählt Livius VII, 2. Er verfertigte auch lyrische Gedichte: unter andern einen Hymnus bey einer Supplication. Livius XXVII. 37.

*) Nävius war aus Campanien gebürtig, also ebenfalls durch griechischen Unterricht gebildet. Er kopirte die Schriftsteller der alten griechischen Komödie mit Anwendung auf Rom. Aber schon damals mochten die Großen diese Freyheit nicht vertragen. Er mußte aus Rom weichen (im J. der St. 550.) und starb in Utika. Cicero fand seine Stücke mit Laune gewürzt. Wenn folgende Grabschrift, die man ihm zuschreibt, von ihm selbst ist, so kann es ihm an Vertrauen auf sich nicht gefehlt haben:

Mortales immortales flere si foret fas,
Flerent divae Camoenae Naevium poëtam.
Itaque postquam est Orcino traditus thesauro
Oblitei sunt Romae loquier latina lingua.
Gellius N. A. I. XXIV.

**) M. Pacuvius aus Brundusium in Groß-Griechenland; gegen das Ende seines Lebens begab er sich nach Tarent. Er war als Maler und Tragiker berühmt. Die Bruchstücke seiner Trauerspiele zeigen hinlänglich, daß er alles von den Griechen lieh. Doch daß er nicht Wort für Wort übersetzt habe, sagt Cicero Acad. Quaest. l. 3. Zu den Zeiten dieses Redners ward er zu Rom noch immer geehrt. De opt. gen. Orat. 1. — Attius ward sein Nebenbuhler, und man verglich beyde häufig mit einander, wie man den Sophokles

so greift der Liebhaber wahrer Poesie nach dem Tibull. *)

Zwey Dichter vornämlich haben dieser Epoche den Nahmen des goldnen Zeitalters der römischen Dichtkunst verschaft; beyde Zöglinge der Griechen; aber hierdurch nur zu grösserer Vortreflichkeit erhoben, ohne gänzlichen Verlust ihrer Originalität. Erstlich Virgil; der Schöpfer einer neuen Sprache; der Urheber einer neuen Epoche der römischen Poesie.

Der grosse Dichter besteht durch die Vereinigung dreyer Stücke. Diese sind eine feurige, aber wohlgeordnete Einbildungskraft; ein tiefer, durch mannichfaltige Kenntnisse gebildeter Verstand; eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache und ihren Gebrauch in dem mechanischen Theile der Poesie. Die erste Eigenschaft ist die unerlaßliche Bedingung zu dem dichterischen Kopf; durch die Vereinigung derselben mit den dritten entsteht der Dichter. Der Besitz der zweyten allein sichert dem Dichter den Ruhm und Beyfall der spätesten Nachwelt.

*) Sehr richtig charakterisirt Muretus diese beyden Dichter in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Properz: Summa in Tibullo elocutionis elegantia et proprietas; summa in Propertio eruditionis poëticae copia et varietas: in illo Romana prope omnia, in hoc pleraque transmarina. Illum nativa quaedam et incorrupta Romani sermonis integritas, in media urbe natum et altum esse, perspicue ostendit; hunc praeter caetera forma et character ipse dicendi in Graecorum poetarum scriptis assiduissime versatum esse demonstrat.

Unter allen Dichtern scheint mir Homer diese Eigenschaften auf einmahl in ihrer höchsten Vollkommenheit besessen zu haben. Virgil hat ihm nachgestrebt; und wenn er den Gipfel nicht erstiegen hat, auf welchem der Grieche thront, so ist der Cultur und Kraftlosigkeit seiner Zeit einige Schuld davon beyzumessen.

Virgils Kenntnisse waren groß und mannichfaltig; sein Verstand gebildet und tief; nichts kam der Feinheit seines Geschmackes gleich. In Sprache und Versbau hat es ihm niemand zuvorgethan. Denn den saturnischen Rost der alten Zeit, der die Werke des Ennius verunstaltete, und selbst an dem erhabnen Gedicht des Lucretius haftete, schliff er ab, gab dem Gebiet der poetischen Sprache bestimmte Gränzen, und bildete sie innerhalb derselben zur höchsten Vollkommenheit aus. So wie für die Sprache überhaupt, so wurden seine Werke auch für den Versbau Gesetz und Regel. Den Wohlklang zu finden, war bisher nur dem Zufall geglückt, und das ungebildete Ohr des Römers hatte seinen Dichtern Rauhigkeit und Härte leichtlich verziehn. Aber in Virgils Werken herrschte überall die ewig junge Harmonie, die Schwester und Genoßinn der Grazien, deren Hauch jedem Verse den Wohlklang, jeder Periode den Rhythmus verleiht, der die Analogie des Gedankens und Ausdrucks vollendet.

Den großen Dichter zur Vollendung zu bringen, fehlte dem Virgil ein höherer Grad von Einbildungskraft und erfinderischem Geist. Die Ideen seiner frü-

hern Werke lieh er vom Theokrit; sein spätestes Werk war der Widerschein der Bewundrung, mit der Homer ihn erfüllt hatte. Dennoch ist selbst die Art, wie er lieh, und der Gebrauch, den er von der Beute Griechenlands machte, bewundernswürdig und groß. Griechischer Geschichte und griechischen Fabeln drückte seine Hand den Stempel des römischen Geistes auf; und die Thaten des Helden von Ithaka, einem trojanischen Flüchtlinge zugeeignet, wurden wichtig für Rom. Aber eigenthümlichen Geist zeigte Virgil, meines Bedünkens, am meisten in seinem Gedicht über die Landwirthschaft. Und hierinne ist es sichtbar genug, daß Reichthum an Kenntnissen und Größe der Sprachfertigkeit das Genie dieses Dichters charakterisirt.

Gleichwohl scheint es, daß, wenn auch die Römer dieses Meisterstück der Kunst zu schätzen wußten, sie dennoch die unvollendete Aeneide fleißiger lasen, studirten und nachahmten.

Der zweyte große Dichter dieser Zeit, welcher allein schon die langwierige und mühsame Erlernung der lateinischen Sprache belohnen würde, ist Horaz. Er ward für die lyrische Poesie, was Virgil für das Heldengedicht. Denn diesem Zeitalter war es verliehn, jede Gattung zu der Stufe der Vollkommenheit zu bringen, welchen der römische Genius zu ersteigen fähig war. Aber wenn Virgil unter einer Anzahl epischer Dichter, welche ihm nachfolgten und sich wenigstens mit seiner Sprache schmückten, erhaben

steht, so steht Horaz allein, da er weder einen Vorgänger zu übertreffen hatte, noch auch Nachahmer fand, die seiner würdig waren.

Die lyrische Poesie, welche unter den empfindsamen Griechen an den Festen der Götter, den feyerlichen Versammlungen des Volks, den spielenden Kämpfen um den Preiß kriegerischer Talente entstanden und gebildet worden war, schlug auf dem italienischen Boden nur flache Wurzeln, und fand in der ganzen sittlichen und politischen Verfassung der Römer wenig oder nichts, woran sie sich halten und ihre Ranken hätte empor schlingen können. Die Uebersetzungen, welche Catull aus dem Griechischen machte, und seine wenigen Madrigallen kommen hier in keinen Betracht. Aber auch Horazens geistreiche Nachbildungen der Gedichte eines Archilochus, Alcäus, Alcmann, Stesichorus waren unvermögend, in dem Busen der Römer die Flamme der lyrischen Poesie anzuzünden.

Eine hohe Empfindsamkeit, ein zartes, reizbares und starkes Gefühl ist der Boden, auf welchem die Pflanze der lyrischen Dichtkunst gedeiht. Diese Eigenschaften waren der Römer Eigenthum nicht. Denn nur in einem müßigen und mäßigen, in einem sorgenfreyen aber beschaulichen Leben keimen sie auf und bilden sich aus. Ein solches Leben genoß die Klasse der Römer nicht, welche sich die Cultur des Geistes als ein Monopol zugeeignet hatte, und jene Blüthe des Gefühls in einem Leben voll römischer Thätigkeit oder

asiatischer Weichlichkeit knickten. Nur bey dem Mittelstand erhält sie sich in ihrer eigenthümlichen Schönheit. Aber wie viel waren der Römer aus dem Mittelstand, denen eine Bildung zu Theil ward, wie sie der Proclamator Horaz seinem Sohne gab?

In diesem seltnen Geiste vereinigte sich der Philosoph mit dem Dichter, und die ächteste Weisheit des Lebens, welche seine kleinsten Tändeleyen würzt, sichert ihm die Unsterblichkeit. Die lyrische Dichtkunst führte er aus Griechenland gebildet in Italien ein; aber dem rohen einheimischen Stoff der satyrischen Gattung gab seine bildende Hand zuerst eine schöne und gefällige Form. *) Denn in dem verfeinerten Rom würde Lu-

*) Die Satyre ist eine ursprünglich römische Dichtungsart, und ist von mehrern Gelehrten sehr unschicklich mit dem griechischen Satyrspiel, einer Art von Tragikomödie, verwechselt worden. Das leztere hatte seinen Nahmen von den Satyren, den Begleitern des Bacchus, welche den Chor in denselben auszumachen pflegten; da hingegen die römische Satyre, ein Gedicht unbestimmter Form, seine Benennung von Satur herleitet, und eine Art von Gedicht bedeutet, in welchem Gegenstände des gemeinen Lebens behandelt werden. Schilderung der Thorheiten und Lächerlichkeiten war hierbey nur Nebensache. Solche vermischte Gedichte schrieb Ennius. Lucil folgte ihm nach. Dieser nahm sich, da wo er dramatisirt, die alten griechischen Komiker zum Muster im Dialog, und dann auch wohl in der ganzen Manier der Darstellung und Schilderung der Sitten. Ueber Lucils poetischen Charakter urtheilt Horaz I. Serm. IV. init. wie es scheint mit eben so viel Geschmack als Unpartheylich-

cils Galle und republikanische Einfalt nicht minder lächerlich gewesen seyn als Catos kurzer Rock und Tonsur; und so wie es in der Gesellschaft hier und da einen Sonderling gab, dessen Hochmuth die Farbe der alten Sittsamkeit annahm, so gab es auch in der gelehrten Welt nur einen und den andern, der durch die Bewunderung der Lucilischen Rauhigkeit seine eigne Gelehrsamkeit an den Tag legen wollte. *) Wenn die Grammatiker den Horaz, wegen einiger von Lucil entlehnten Verse, einem Nachahmer desselben nennen, so nennt ihn der Mann von Geschmack, welcher das Ganze in Erwägung zieht, und in der Darstellung der Sitten des Zeitalters, in den Gesinnungen und Anwendungen, Geist, Leben und Wärme findet, ein Original. Wer aber die seltne Verbindung so schöner Eigenschaften als Adel der Gesinnungen und Feinheit des Tons, unerschütterliche Rechtschaffenheit und Manieren der großen Welt, Witz und Wärme des Herzens, Einbildungskraft und tiefen Verstand, Kenntniß der Menschen und Zutrauen zu ihnen, nicht zu schätzen weiß,

keit und I. Serm. X. wo er dieses Urtheil rechtfertigt. Man sehe Wielands Anmerkungen zu beyden Stellen.

*) Horat. II. Ep. I. 86.
Iam Saliare Numae carmen qui laudat, et illud
Quod mecum ignorat, solus vult scire videri;
Ingeniis non ille favet plauditque sepultis,
Nostra sed impugnat. . .

für den ist Horaz nichts mehr als eine Fundgrube der Gelehrsamkeit, ein Maler schlüpfriger Scenen oder ein unschmackhafter Radoteur.

Einen Dichter darf ich nicht vergessen, der dieses Zeitalter zu verschönern beygetragen hat, einen der vorzüglichsten witzigen Köpfe, einen Mann von der fruchtbarsten Einbildungskraft, den mannichfaltigsten Kenntnissen und einen Versifikateur, wie es in allen Zeitaltern nur sehr wenige gab. Ich meyne den Ovid. Aber bey so vielen glänzenden Eigenschaften, fehlte ihm Tiefe und Gründlichkeit des Verstandes, und jene Weisheit, welche das Leben, so wie die Dichtkunst, schmückt. Für diesen Mangel hat er hart gebüßt. In seinem Leben durch die Qualen eines Exils, das nur ihm so fürchterlich scheinen konnte; nach seinem Tode, durch die Rüge des Afterwitzes und der Seichtigkeit, die in seinen Gedichten herrscht.

Wenn das Auge, das mit Vergnügen auf den Bildern dieser Männer weilt, seine Blicke weiter hinausrichtet, bemerkt es in dem Reiche der Litteratur keine, durch sie bewirkte, ihres Geistes würdige Veränderung. Horaz ward seinen Zeitgenossen wenig bekannt; und ein einziger Jüngling schritt, in der nächsten Epoche, auf seiner Bahn, von seinem Geiste befeuert, fort. Virgils Schicksal war zwar verschieden, aber nicht viel erwünschter. Denn die blöden Augen seiner Nachfolger hingen bewundrungsvoll an der Schale des Ausdrucks, ohne auf den Kern der Erfindung und Gedanken zu dringen.

Nachdem sich aber der Geist der Römer bis auf diese Stufe erhoben hatte, stand er eine kleine Zeit still und sank plötzlich auf einer andern Seite hinab. Denn die Cultur, welche aus der Roheit entsprungen war, verlohr sich in übermäßiger Verfeinerung und Schwulst.

Da nämlich die Liebe zu den Künsten und das Bestreben den Geschmack zu bilden, nicht aus eigner Kraft in dem Busen der Römer entstanden war, so waren kaum die Quellen, aus denen es entsprungen, nach und nach verschlossen worden, als der Geschmack allmählig dahin starb. Die großen und kühnen Männer waren in den Zeiten der kämpfenden Freyheit erwacht; die schönen Geister hatten unter Augusts ruhiger Regierung geblüht. Aber diese Blüthe konnte nicht länger dauern, als die Ursache, welche sie hervor gelockt hatte. Sie erstarb daher zugleich mit dem Gefühl des sich durch alle Aeste des Staats verbreitenden Wohlstands und der sanften Ruhe nach langwieriger Verheerung und Wuth. Unter dem Nahmen und der Gestalt einer väterlichen Fürsorge nagte ein verderblicher Despotismus an den Wurzeln der Freyheit. Mit listiger Heucheley untergrub August den uralten, herrlichen Baum. Er zeigte dem heimtückischen Tiber die Mittel ihn umzustürzen, ohne die Axt an seinen Stamm zu legen. Die Römer erwachten aus ihrem trägen Schlummer, als er schon danieder lag; sie zitterten, und eine fürchterliche Stille herrschte über dem unterdrückten römischen Reich.

Der römische Geist war hochfahrend und stolz. So lange es noch Mittel gab, sich rechtmäßig in dem Staate empor zu heben, ward dieser Einfluß zum Guten gelenkt. Denn Stolz, auf wahre Größe gegründet, bringt Großes hervor. Aber wenn er an Kleinigkeiten haftet, oder sich auf Laster stützt, artet er in schändlichen Hochmuth aus. Große Fähigkeiten sind unter der despotischen Regierung verhaßt, und sterben ungebildet und ungenutzt ab. Sich durch Redlichkeit und Muth zu erheben, gilt für Hochverrath; Schmeicheley aber und dem Despotismus dienen, macht beliebt und schafft Ehrenstellen. Das Edle und Große verschwindet sowohl aus dem öffentlichen Leben, als aus den Schriften der Dichter, Geschichtschreiber und Redner. An die Stelle des Großen tritt Schwulst; Gernwitz, Spielerey und Neologie fängt für Schönheit zu gelten an. Die Beschäftigung mit der Poesie wird ein Gewerbe; und die Anzahl der Dichter vermehrt sich, welche der Wunsch, Mäcenaten zu finden, nicht angebohrnes Talent befeuert. Die Beredsamkeit wird von ihrem Schauplatz verdrängt. Aber so groß war die Macht der Gewohnheit, daß die Anzahl der Redekünstler dennoch zunahm, und ein unnütz geworddnes oder zur Geringfügigkeit herabgesunknes Geschäfft mit mehrerm Eifer getrieben ward als je. Und so wie also der Despotismus die Entwicklung der Fähigkeiten, wahrer, großer und edler Gesinnungen auf dem Foro und in der Curie hinderte, so gab die zwecklose Uebung

in den Schulen der Beredsamkeit dem Geiste der Jugend eine Richtung auf das Unwahre, das Uebertriebne, das Spitzfindige und Aufgedunsene, welches in den Gedichten und Schriften dieses Zeitalters sichtbar ist, und die wenigen Männer von Geschmack, die in demselben noch übrig waren, zu lauten Klagen reizt. *)

So verwandelte sich also die Poesie in Versmacherey und die Beredsamkeit in Deklamation; und so wie es leichter ist, Verse zu schmieden als zu dichten, leichter ein Deklamator als ein Redner zu seyn, so breitete sich auch eine prahlhafte Liebhaberey weiter als jemals aus. Der Despotismus beförderte dieselbe noch auf eine andre Art. Die Grenzen verdachtloser Thätigkeit waren enger zusammen gezogen; gleichwohl war der Trieb nach Beschäftigungen des Geistes unter dem Mittelstand, der sich durch das Sinken des Adels ein wenig empor hob, allgemeiner verbreitet worden; und was konnte da verdachtloseres gefunden werden, als die, doch ehrenvolle, Thätigkeit des sylbenzählenden Dichters, des Grammatikers und Rhetors?

*) Petron. Sat. I. Nunc et rerum tumore, et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum proficiunt, ut, quum in forum veniunt, putent se in aliam terrarum orbem esse delatum. Et ideo ego adulescentulos existimo in Scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis quae in usu habemus, aut audiunt aut vident. Dasselbe Urtheil fällt Quintilian an mehrern Stellen seines Werks; und der Verfasser des Dialogi de causis corruptae eloquentiae.

Auf die Ausartung des Geistes folgte die Ausartung der Sprache von selbst. - Ein rhetorischer (von spanischen Schriftstellern genährter) Schwulst trat an die Stelle der alten Simplicität. Ein Schein des Erhabnen, welches aus den Gesinnungen verschwunden war, wurde umsonst in die Worte gelegt. *) In den Schulen der Rhetoren trieb der Charlatanismus der Lehrer und das jugendliche, ungezähmte Feuer des Lehrlings alles auf das höchste; und keine Uebung in den wirklichen Geschäften führte diesen Ton der Uebertreibung zur Wahrheit und Einfalt zurück. Nicht zufrieden mit der Sprache, in welcher die Cicerone und Hortense das Volk zu ihrem Willen und zu seinem Vortheil gelenkt hatten, plünderten sie die Sprache der Dichter; und die Dichter, um nicht zurück zu stehn, glaubten sich genöthigt, die ihrige um viele Töne höher zu stimmen. Was dem Geschmack diese Art von Wetteifer für Vortheil gebracht, braucht nicht weiter aus einander gesetzt zu werden, um einen jedem in die Augen zu fallen.

Die Philosophie, die, wenn es ihr um Wahrheit zu thun ist, und mit bescheidnem Mistrauen nach Wahrheit forscht, dem Verderbniß der Schriftstellerey

*) Levibus atque inanibus sonis ludibria quaedam excitando effecistis, ut corpus orationis enervaretur et caderet. — Nuper ventosa isthaec et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigravit, animosque juvenum ad magna surgentes velut pestilenti quodam sidere afflavit.

einen Damm entgegenstellen kann, stand in diesem Zeitalter mit der herrschenden Art zu reden in der vollkommensten Harmonie. Ihr Unterricht ward Deklamation; und die Weisen dieser Zeit, unbemüht zu dem Herzen zu dringen, kannten kein höheres Verdienst, als die Ohren ihrer Zuhörer mit runden Perioden zu füllen, und ihnen durch einen Reichthum von Worten, Sentenzen und Blumen eine frostige Bewundrung abzudringen. Darum stand die Philosophie der Stoiker in großer Verehrung. Denn es klang schön und erhaben, von dem unerreichbaren Ideale des Weisen und dem Sieg über alle Empfindungen der Menschlichkeit zu sprechen; und auf der andern Seite war es bequem und dem Hochmuth schmeichelnd, mit den erhabnen Maximen einer überirrdischen Moral zu prahlen, während man weder Kraft noch Begierde hatte, sie auszuüben.

Es ist nur allzuwahr, daß der berühmteste Stoiker dieser Epoche, L. Annäus Seneca, den Geschmack seines Zeitalters hauptsächlich verderbt hat. *) Die be-

*) Quintil. Inst. X. 2. Multa ineo claraeque sentemtiae, multa etiam morum gratia legenda; sed in eloquendo corrupta pleraque, atque eo perniciosissima, quod abundant dulcibus vitiis. Velles eum suo ingenio dixisse, alieno judicio. Nam si aliqua contemsisset, si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum, quam puerorum amore compararetur. — Amabant autem eum magis quam imitabantur. Placebat propter sola vitia et ad ea se quisque dirigebat effingenda, quae poterat; deinde cum se jactaret, eodem modo dicere, Senecam infamabat.

sten Köpfe gingen mehr oder weniger seinen Spuren nach. Denn Tazitus selbst, nächst Sallust der größte Geschichtschreiber des römischen Volks, ist von der Affektation nicht frey, die aus der Schule des Seneca, als aus einer trüben Quelle, geflossen ist.

Die besten epischen Dichter dieser Zeit, Lucanus und Silius, haben sich beyde an Virgils Feuer erwärmt. Wie er, wählten sie Begebenheiten aus der Geschichte ihres Vaterlandes; aber so wie er die Geschichte zum Gedicht umzuschaffen, vermochten sie nicht. Ihren Werken fehlt jenes gleichförmig vertheilte, durchgängig erhaltne Interesse, jene beständige Beziehung auf Einen Gegenstand, wodurch die einzelnen Theile des Gedichts zu einem Ganzen vereinigt werden. Es fehlt ihnen die Flamme der Begeisterung, die auch den Leser ergreift. Nur ein Schein derselben, oder jenes künstliche kalte Feuer, womit die Rhetoren zu spielen lehrten, strahlt aus ihren Werken zurück. Aber in dem Gedichte des Silius wird auch schon jenes eifrige Streben nach Gelehrsamkeit sichtbar, welche dem Vortrag höhere Würde, dem Styl eine größere Feyerlichkeit mittheilen soll. Seine Nachfolger verdoppelten dieses Bestreben, und es zeigte sich nicht mehr in einzelnen Theilen, sondern in dem Ganzen und in der Wahl des Süjets. Wie die alexandrinischen Dichter, so wählte ein Statius, ein Valerius Flaccus, Gegenstände aus einer entfernten und fabelhaften Welt; nicht um sie, wie Virgil, mit ihrem Zeitalter zusammenzuknüpfen,

sondern um tiefe Kenntnisse und versteckte Gelehrsamkeit an den Tag zu bringen. Eben so wurden, in einer andern Gattung, zwey Köpfe vom ersten Rang durch den herrschenden Geist der Zeit über die Linie des Schönen und Wahren hinausgeführt. Persius wagte sich auf eine Bahn, welche Horaz vor ihm so glücklich durchlaufen war, aber mit weit weniger Kenntniß der Welt, Feinheit des Tons und Darstellungskraft. Die feine Ironie des Venusiners wurde in seinem Munde dunkle Allegorie. Seine geläuterte, menschliche Lebensweisheit, rauher Stoicismus. Seine sanfte Wärme, deklamatorische Heftigkeit. Noch weiter entfernte sich Juvenal von Horazens Manier. Der Spott ward mit Bitterkeit umgetauscht. Die Thorheiten, auf welche jener in seinen Sittengemälden gleichsam nur zufällig stieß, wurden zum Hauptgegenstand erhoben, und mit censorischer Strenge gerügt. Juvenal gefällt sich in der Malerey zügelloser Laster und Ausschweifungen; und wenn er einmal den Pinsel ergreift, ist ihm keine Farbe zu grell, kein Strich zu hart. Fürchterlich kommen ihm dann die Produkte seiner erhitzten Einbildungskraft vor, und er greift sie mit cynischer Heftigkeit an. Umsonst sucht man also Horazens Laune und Urbanität bey diesem Dichter, der immer die Geißel schwingt, und in seiner gespannten, tragischen Sprache immer hyperbolisirt.

Der Tragödienschreiber Seneca, es mag nun der Philosoph oder sein Vater die unter diesem Nahmen

vorhandenen Trauerspiele verfertigt haben, *) nimmt unter diesen rhetorischen Dichtern die letzte Stelle ein. Unbekümmert um das Wesen der Tragödie, betrachtet er sie als eine deklamatorische Uebung, alles, was in einer gegebnen Situation gedacht und gesagt werden könnte, auszukramen. Alle seine Personen scheinen daher Schülern ähnlich, welche vor ihrem Lehrer stehend ihr Thema mit überspanntem Pathos aufsagen. Ein wohl angelegter Plan, Natur und Wahrheit fehlt ganz; aber manche Reden sind, als Deklamation, vortreflich, mit großen Gedanken, fruchtbaren Sittensprüchen und kühnen Bildern angefüllt. Seine Helden aber sind insgesammt Ungeheuer in Tugend und Laster; Fatalisten und Stoiker.

So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß diese Tragödien bey dem Publico zu keinem Ansehn gekommen sind. Die Zeit der dramatischen Poesie war schon längst verblüht, und das Volk, welches die aus dem Griechischen entlehnten Schauspiele ermüdeten, drängte sich zu den Mimen, die zu Cäsars Zeit, durch die Bemühungen

*) Von den zehn dem Seneca zugeschriebnen Tragödien gehören wahrscheinlich einige dem Rhetor, andre dem Philosophen zu. Die Octavia ist von keinem von beyden, obgleich, ihres Inhalts wegen, ein merkwürdiges Stück. Auch der Herkules Oetaeus, so wie die Phönißen, scheinen nicht von den Senecas geschrieben zu seyn. Daß der Philosoph Seneca ein Dichter gewesen, woran einige Gelehrten gezweifelt haben, ist aus seinem eignen Zeugniß gewiß. s. Ep. 108. 117.

mühungen eines Laberius, *) und Cn. Mettius zu der Vollkommenheit gebracht wurden, deren sie fähig waren. Schauspiele, in denen nicht mehr gesprochen ward, als erforderlich war, den Zuschauer von dem Gange der Vorstellung zu unterrichten; das Geberdenspiel hingegen die Hauptsache ausmachte, waren dem italienischen Geschmacke gemäß, der an einem starken und lebhaften Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, sollt' er auch Karrikatur seyn, Gefallen trägt. Daher wurden die Mimen gar bald beliebt und sogar in das Privat-Leben der Römer eingeflochten. **)

Bald trieb der Witz die Kunst auf einen noch höhern Grad. Auch der Prolog und die Monologen fielen weg, nur das Geberdenspiel blieb. Die Schau-

*) Ueber den berühmten Mimenschreiber Decimus Laberius sehe man die Anmerkungen von Wieland zu Horaz I. Serm. X. B. wo man einen vortreflichen Prolog desselben angeführt und übersetzt findet.

**) Eines Archimimus wird auf den Grabsteinen öfters Erwähnung gethan. Er begleitete den Leichenzug, stellte die Person des Verstorbenen vor, und indem er seine Geberden nachäffte, spottete er auch wohl bisweilen seiner Gesinnungen und Handlungsweise. Ein Beyspiel dieser Art erzählt Sveton (Vespas. 19.) Der Archimimus, welcher bey dem Leichenbegängnisse Vespasians die Person des verstorbenen Kaisers vorstellte, fragte die Marschälle, wie hoch dieser Aufzug zu stehen käme? Sie antworten, gegen 100,000 Sestertien. O! Jupiter, rief der Mimus aus, gebt mir das Geld und werft mich meinethalben in die Tiber oder wohin ihr sonst wollt.

für den ist Horaz nichts mehr als eine Fundgrube der Gelehrsamkeit, ein Maler schlüpfriger Scenen oder ein unschmackhafter Radoteur.

Einen Dichter darf ich nicht vergessen, der dieses Zeitalter zu verschönern beygetragen hat, einen der vorzüglichsten witzigen Köpfe, einen Mann von der fruchtbarsten Einbildungskraft, den mannichfaltigsten Kenntnissen und einen Versifikateur, wie es in allen Zeitaltern nur sehr wenige gab. Ich meyne den Ovid. Aber bey so vielen glänzenden Eigenschaften, fehlte ihm Tiefe und Gründlichkeit des Verstandes, und jene Weisheit, welche das Leben, so wie die Dichtkunst, schmückt. Für diesen Mangel hat er hart gebüßt. In seinem Leben durch die Qualen eines Exils, das nur ihm so fürchterlich scheinen konnte; nach seinem Tode, durch die Rüge des Afterwitzes und der Seichtigkeit, die in seinen Gedichten herrscht.

Wenn das Auge, das mit Vergnügen auf den Bildern dieser Männer weilt, seine Blicke weiter hinausrichtet, bemerkt es in dem Reiche der Litteratur keine, durch sie bewirkte, ihres Geistes würdige Veränderung. Horaz ward seinen Zeitgenossen wenig bekannt; und ein einziger Jüngling schritt, in der nächsten Epoche, auf seiner Bahn, von seinem Geiste befeuert, fort. Virgils Schicksal war zwar verschieden, aber nicht viel erwünschter. Denn die blöden Augen seiner Nachfolger hingen bewundrungsvoll an der Schale des Ausdrucks, ohne auf den Kern der Erfindung und Gedanken zu dringen.

Nachdem sich aber der Geist der Römer bis auf diese Stufe erhoben hatte, stand er eine kleine Zeit still und sank plötzlich auf einer andern Seite hinab. Denn die Cultur, welche aus der Roheit entsprungen war, verlohr sich in übermäßiger Verfeinerung und Schwulst.

Da nämlich die Liebe zu den Künsten und das Bestreben den Geschmack zu bilden, nicht aus eigner Kraft in dem Busen der Römer entstanden war, so waren kaum die Quellen, aus denen es entsprungen, nach und nach verschlossen worden, als der Geschmack allmählig dahin starb. Die großen und kühnen Männer waren in den Zeiten der kämpfenden Freyheit erwacht; die schönen Geister hatten unter Augusts ruhiger Regierung geblüht. Aber diese Blüthe konnte nicht länger dauern, als die Ursache, welche sie hervor gelockt hatte. Sie erstarb daher zugleich mit dem Gefühl des sich durch alle Aeste des Staats verbreitenden Wohlstands und der sanften Ruhe nach langwieriger Verheerung und Wuth. Unter dem Nahmen und der Gestalt einer väterlichen Fürsorge nagte ein verderblicher Despotismus an den Wurzeln der Freyheit. Mit listiger Heucheley untergrub August den uralten, herrlichen Baum. Er zeigte dem heimtückischen Tiber die Mittel ihn umzustürzen, ohne die Axt an seinen Stamm zu legen. Die Römer erwachten aus ihrem trägen Schlummer, als er schon danieder lag; sie zitterten, und eine fürchterliche Stille herrschte über dem unterdrückten römischen Reich.

Der römische Geist war hochfahrend und stolz. So lange es noch Mittel gab, sich rechtmäßig in dem Staate empor zu heben, ward dieser Einfluß zum Guten gelenkt. Denn Stolz, auf wahre Größe gegründet, bringt Großes hervor. Aber wenn er an Kleinigkeiten haftet, oder sich auf Laster stützt, artet er in schändlichen Hochmuth aus. Große Fähigkeiten sind unter der despotischen Regierung verhaßt, und sterben ungebildet und ungenutzt ab. Sich durch Redlichkeit und Muth zu erheben, gilt für Hochverrath; Schmeicheley aber und dem Despotismus dienen, macht beliebt und schafft Ehrenstellen. Das Edle und Große verschwindet sowohl aus dem öffentlichen Leben, als aus den Schriften der Dichter, Geschichtschreiber und Redner. An die Stelle des Großen tritt Schwulst; Gernwitz, Spielerey und Neologie fängt für Schönheit zu gelten an. Die Beschäftigung mit der Poesie wird ein Gewerbe; und die Anzahl der Dichter vermehrt sich, welche der Wunsch, Mäcenaten zu finden, nicht angebohrnes Talent befeuert. Die Beredsamkeit wird von ihrem Schauplatz verdrängt. Aber so groß war die Macht der Gewohnheit, daß die Anzahl der Redekünstler dennoch zunahm, und ein unnütz gewordnes oder zur Geringfügigkeit herabgesunknes Geschäfft mit mehrerm Eifer getrieben ward als je. Und so wie also der Despotismus die Entwicklung der Fähigkeiten, wahrer, großer und edler Gesinnungen auf dem Foro und in der Curie hinderte, so gab die zwecklose Uebung

in den Schulen der Beredsamkeit dem Geiste der Jugend eine Richtung auf das Unwahre, das Uebertriebne, das Spitzfindige und Aufgedunsene, welches in den Gedichten und Schriften dieses Zeitalters sichtbar ist, und die wenigen Männer von Geschmack, die in demselben noch übrig waren, zu lauten Klagen reizt. *)

So verwandelte sich also die Poesie in Versmacherey und die Beredsamkeit in Deklamation; und so wie es leichter ist, Verse zu schmieden als zu dichten, leichter ein Deklamator als ein Redner zu seyn, so breitete sich auch eine prahlhafte Liebhaberey weiter als jemals aus. Der Despotismus beförderte dieselbe noch auf eine andre Art. Die Grenzen verdachtloser Thätigkeit waren enger zusammen gezogen; gleichwohl war der Trieb nach Beschäftigungen des Geistes unter dem Mittelstand, der sich durch das Sinken des Adels ein wenig empor hob, allgemeiner verbreitet worden; und was konnte da verdachtloseres gefunden werden, als die, doch ehrenvolle, Thätigkeit des sylbenzählenden Dichters, des Grammatikers und Rhetors?

*) Petron. Sat. I. Nunc et rerum tumore, et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum proficiunt, ut, quum in forum veniunt, putent se in alium terrarum orbem esse delatum. Et ideo ego adulescentulos existimo in Scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis quae in usu habemus, aut audiunt aut vident. Dasselbe Urtheil fällt Quintilian an mehrern Stellen seines Werks; und der Verfasser des Dialogi de causis corruptae eloquentiae.

à la requête des bonnes gens, ce que j'avois autrefois fait en Latin.

Die Volksgeschichte mußte anfangs wunderbar und abentheuerlich seyn. Denn sie enthielt nichts als Kriegesthaten und Liebesabentheuer, und der ungebildete Mensch hört und lieset die Geschichte, um mit Bewunderung, Erstaunen, Schrecken, Grausen gerührt zu werden, kurz, um angenehme Emotionen zu haben, nicht um politische Klugheit zu erwerben, oder seinen Schatz von Erfahrungen über Menschen und Dinge zu bereichern. Er weiß nichts von historischer Kritik, seine Unwissenheit und seine Leidenschaften machen seinen mit Aberglauben angefüllten Geist jeder Täuschung empfänglich. Der Geschichtschreiber selbst erzählt in einem Zustande von Begeisterung, nach einer dunkeln Tradition und aus einem Gedächtniß, dessen Lücken die erregte Einbildungskraft unvermerkt ausfüllt. Die Augenzeugen und die handelnden Personen der Begebenheiten sind in eben diesem Zustande. Die Geschichte, die aus solchen Quellen, durch solche Kanäle zu solchen Lesern fortgeleitet wird, muß dann nothwendig im höchsten Grade abentheuerlich seyn. Man hat daher nicht nöthig, die Romane aus den Mönchslegenden herzuleiten und ihre Dichtungen für eine Nachahmung dieser heiligen Abentheuer anzusehen; sie finden ihre gemeinschaftliche Quelle in der Liebe des Wunderbaren bey einem ungebildeten Volke.

Von den Ritterromanen ist die Geschichte Karls des Großen, die man dem Türpin, Erzbischoff zu Rheims, beylegt, die aber wahrscheinlich von einem Mönch, Nahmens Robert, zur Zeit der Kirchenversammlung zu Clermont 1097 ist geschrieben worden, dasjenige Werk, aus welchem hernach die übrigen ihre Personen und ihren meisten Stoff genommen haben; denn die Geschichte weiß von beyden nichts; sie berichtet uns nichts, weder von Roland und seinen Abentheuern, noch von den andern Rittern an Karls des Großen Hofe. Als diese Gattung nach England überging: so entstanden die Romane von dem Hofe des Königs Arthur, dessen Ritter eben so berühmt wurden, als die Ritter Karls. Sie wurden insonderheit unter Philipp dem Schönen im funfzehnten Jahrhundert berühmt, und da entstanden der Amadis de Gaule, Palmerin d'Olive, Palmarin d'Angleterre, und so viele Andere, die man jetzt nur noch größtentheils aus dem unnachahmlichen Dom Quixotte des Michael Cervantes kennt, der zuerst den Geist der irrenden Ritterschaft in seinem lächerlichen Lichte gezeigt hat.

Die Romane waren also ursprünglich von der Geschichte und der Epopée noch nicht auf eine abstechende Art gesondert.

In diesem Zustande blieben! die Sachen bis, nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, die Bekanntschaft mit den epischen und historischen Meisterstücken

des alten Griechenlandes und Roms allgemeiner wurden. Als man da anfing, auch in den Landessprachen nach dem Muster der Alten Geschichte zu schreiben und Epopéen zu dichten: so sonderte sich die Geschichte der Ritterzeiten von der historischen Kunst von der einen, und von der epischen auf der andern Seite, und blieb, als Roman, zwischen beyden mitten inne stehen. Nun unterschied sich die Geschichte von dem Romane durch ihre Wahrheit, so wie die Epopée durch die Größe und Wichtigkeit ihrer Handlung und durch die Pracht ihrer Composition. Allmählig verlor sich aus den Romanen, nach der Unnatürlichkeit der Begebenheiten, auch die Unnatürlichkeit der Gesinnungen, welche sich am längsten darin erhalten hatte. Honore' d'Urfe' schrieb im J. 1616 einen Roman, dem er nach der Heldinn, welche darin nebst ihrem Celadon, nach dem man in der Folge alle übersüßen verliebten Schäfer benannt hat, die Hauptrolle spielt, den Nahmen Asträa gab. Die Begebenheiten desselben waren lauter Liebesabentheuer eines kleinen Schäfervolkes in einer Art von Arkadien, in dem Lande Forests nicht weit von dem Ursprunge der Loire. Diese Art von Romanen wurde noch dadurch verschlimmert, daß in der Folge, Gombreville, Calprenede, die Scudery und andre, die berühmtesten Helden des Alterthums, einen Cyrus, eine Clelia an die Stelle der Schäfer setzten und sie in eben solchen faden Liebesbriefen und Madrigalen seufzen ließen. Daraus entstan-

den in Deutschland Lohensteins Heldenromane, Herkules und Herkuliskus, Arminius und Thusnelda, worin das Abentheuerliche der Handlung noch mit dem Schwulste der Schreibart, dem falschen Glanze des Cavalier Marino und mit Anspielungen auf Charaktere und Begebenheiten der damaligen Höfe versetzt wurde. Zu dieser Art gehört auch die römische Octavia des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig. Indeß war die Liebe schon in der Princeſſe de Cleves und in der Zaide der Mad. de la Fayette mit weit mehr Natur und Wahrheit behandelt, als in den ungeheuren Romanen der Scüdery. Diese geschmackvollere Manier behielt die Oberhand und bestimmte für die Folge dem Romane sowohl seine Sphäre als die Behandlungsart seiner Begebenheiten. Man nahm die Handlung aus dem gemeinen, ja oft aus dem niedrigsten Leben, darin kamen alle Romanschreiber überein, und sie unterschieden sich nur durch die Art ihrer Darstellung. So charakterisiren sich die verschiedenen Manieren, im Prevot d'Exilles durch Kraft der Leidenschaften, im Le Sage durch getreue Darstellung des gemeinen Lebens, im Marivaux durch Delikatesse, im Crebillon durch Witz und Muthwillen, im Richardson durch Idealisiren der Charaktere, im Fielding und Smollet durch Wahrheit der Charaktere und Laune. Der heutige Roman unterscheidet sich also von der eigentlichen Geschichte durch die Dichtung, und, indem

vorhandenen Trauerspiele verfertigt haben, *) nimmt unter diesen rhetorischen Dichtern die letzte Stelle ein. Unbekümmert um das Wesen der Tragödie, betrachtet er sie als eine deklamatorische Uebung, alles, was in einer gegebnen Situation gedacht und gesagt werden könnte, auszukramen. Alle seine Personen scheinen daher Schülern ähnlich, welche vor ihrem Lehrer stehend ihr Thema mit überspanntem Pathos aufsagen. Ein wohl angelegter Plan, Natur und Wahrheit fehlt ganz; aber manche Reden sind, als Deklamation, vortreflich, mit großen Gedanken, fruchtbaren Sittensprüchen und kühnen Bildern angefüllt. Seine Helden aber sind insgesammt Ungeheuer in Tugend und Laster; Fatalisten und Stoiker.

So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß diese Tragödien bey dem Publico zu keinem Ansehn gekommen sind. Die Zeit der dramatischen Poesie war schon längst verblüht, und das Volk, welches die aus dem Griechischen entlehnten Schauspiele ermüdeten, drängte sich zu den Mimen, die zu Cäsars Zeit, durch die Bemühungen

*) Von den zehn dem Seneca zugeschriebnen Tragödien gehören wahrscheinlich einige dem Rhetor, andre dem Philosophen zu. Die Octavia ist von keinem von beyden, obgleich, ihres Inhalts wegen, ein merkwürdiges Stück. Auch der Herkules Oetaeus, so wie die Phönißen, scheinen nicht von den Senecas geschrieben zu seyn. Daß der Philosoph Seneca ein Dichter gewesen, woran einige Gelehrten gezweifelt haben, ist aus seinem eignen Zeugniß gewiß. s. Ep. 108. 117.

mühungen eines Laberius, *) und Cn. Mettius zu der Vollkommenheit gebracht wurden, deren sie fähig waren. Schauspiele, in denen nicht mehr gesprochen ward, als erforderlich war, den Zuschauer von dem Gange der Vorstellung zu unterrichten; das Geberdenspiel hingegen die Hauptsache ausmachte, waren dem italienischen Geschmacke gemäß, der an einem starken und lebhaften Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, sollt' er auch Karrikatur seyn, Gefallen trägt. Daher wurden die Mimen gar bald beliebt und sogar in das Privat-Leben der Römer eingeflochten. **)

Bald trieb der Witz die Kunst auf einen noch höhern Grad. Auch der Prolog und die Monologen fielen weg, nur das Geberdenspiel blieb. Die Schau-

*) Ueber den berühmten Mimenschreiber Decimus Laberius sehe man die Anmerkungen von Wieland zu Horaz 1. Serm. X. B. wo man einen vortreflichen Prolog desselben angeführt und übersetzt findet.

**) Eines Archimimus wird auf den Grabsteinen öfters Erwähnung gethan. Er begleitete den Leichenzug, stellte die Person des Verstorbenen vor, und indem er seine Geberden nachäffte, spottete er auch wohl bisweilen seiner Gesinnungen und Handlungsweise. Ein Beyspiel dieser Art erzählt Sveton (Vespas. 19.) Der Archimimus, welcher bey dem Leichenbegängnisse Vespasians die Person des verstorbenen Kaisers vorstellte, fragte die Marschälle, wie hoch dieser Aufzug zu stehen käme? Sie antworten, gegen 100,000 Sestertien. O! Jupiter, rief der Mimus aus, gebt mir das Geld und werft mich meinethalben in die Tiber oder wohin ihr sonst wollt.

Geist. Selbst ein Sprachverderber und kindischer Dichter, liebte er diejenigen, die, um ihm gleich zu seyn, die alten verschlagnen Worte des Ennius und Lucilius wieder in Umlauf zu bringen suchten. Vor allen aber war er den Griechen geneigt, und unter seiner und den folgenden Regierungen flammte der griechische Genius noch einmahl und zum letztenmahl auf. Aus dieser langen Periode, welche einen Zeitraum von mehr als dreyhundert Jahren umfaßt, sind nur zwey Schriftsteller erhalten worden, welche den Liebhaber der Poesie an die bessern Zeiten des römischen Geschmacks erinnern können, Petron und Claudian. Der erstere kannte das Ideal des Schönen gar wohl, wenn ihn auch bisweilen der Geist seiner Zeiten dahin riß. Der zweyte aber, ein Zeitgenosse des Honorius, ist beynah ein Wunder für ein Zeitalter, wie das seinige, und findet folglich kaum einen Platz in einem allgemeinen Gemälde desselben. Als ein Aegypter, in griechischen Sitten aufgewachsen, erwarb er sich in einem schon reifen Alter, zu einer Zeit des gänzlichen Verfalls der römischen Beredsamkeit, eine solche Kenntniß der lateinischen Sprache, daß, wenn Richtigkeit und Schönheit das einzige Verdienst eines Dichters ausmachten, Claudian einen ehrenvollen Platz neben den Dichtern der goldnen Zeit einnehmen würde. Wenn es ihm an Erfindung und lebhafter Darstellung fehlt, so war ihm dafür das Talent, seinem Vortrag Mannichfaltigkeit und Würde zu geben, verliehn.

Diejenigen Schriftsteller, welche zunächst an die Dichter gränzen, fanden den Geschmack Hadrians für die Armuth ihres Geistes bequem. Einer von ihnen, dem es am wenigsten am Talent gebrach, Apulejus, plünderte die Ueberbleibsel der ältesten Dichter und schuf sich einen eignen Styl aus den bunten Lappen einer verjährten, unverständlichen Sprache; und sein Beyspiel ward hin und wieder nachgeahmt. Diesem veralteten Styl, welcher wenigstens nicht ohne Gelehrsamkeit zu erlangen stand, ging eine barbarische Schreibart zur Seite, welche von den streitbaren Verfechtern des Christenthums ausging. Die öffentliche Beredsamkeit aber wurde, durch eine gänzliche Veränderung des Justizwesens, bis auf ihren letzten Schatten vertilgt.

Dieses ist die Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und endlichen Verfalls der römischen Poesie. Sie hielt mit dem Wohlstand der Römer gleichen Schritt. Als sie auf ihrem höchsten Gipfel stand, war das Wohlgefallen an ihr nur wenigen gemein, und als sie mehrere Freunde gewann, sank sie von ihrer Höhe herab. Auch scheint mir der Geschmack der Römer immer beschränkt und einseitig gewesen zu seyn. Dieses ist aber das Schicksal des Geschmacks unter allen Nationen, wo die Poesie nur aus der Nachahmung entspringt; und in allen Staaten, wo eine Hauptstadt Gesetze giebt.

Roman.

Ein Roman ist eine erdichtete Erzählung von größerm Umfange. Durch diesen größern Umfang ist er leicht von den kleinern Erdichtungen zu unterscheiden, die man besonders Erzählungen zu nennen pflegt. (S. Erzählung.) Desto schwerer ist es, die Merkmahle genau und bestimmt anzugeben, wodurch er von der Epopöe unterschieden werden kann. Diese ist so gut, wie der Roman, eine Art von erdichteter Erzählung von größerm Umfange; gleichwohl unterscheidet man sie doch, und rechnet die Iliade zu einer andern Gattung von Kunstwerken, als den Tom Jones. Man könnte denken, der Unterschied ließe sich blos in die Versifikation setzen; so, daß die Epopöe ein versifizirter Roman, und der Roman eine prosaische Epopöe wäre. Allein dem würde entgegenstehen, daß man Epopöen ohne Versifikation hat, wie der Telemach, und daß die ältesten französischen Romane versifizirt waren. Dergleichen war z. B. der alte Roman: Le Tournoyement de l'Antichrist, den Huon de Meri um das Jahr 1227 schrieb. *) Man wird also den Unterschied nicht blos in der äußern Vollkommenheit finden, man wird ihn in dem Grade der innern Voll-

*) S. Faucher de la Langue et Poësie françoise. L. I.

kommenheit suchen müssen. Dazu wird eine kurze Geschichte des Ursprunges der Romane nöthig seyn.

Ihre Benennung kömmt aus Frankreich, und bedeutete ursprünglich eine jede Erzählung. Der Roman war also anfangs weder von der wahren Geschichte, noch von der Epopöe so scharf unterschieden, als er es jetzt ist. Das ist der Fall bey jedem rohen Volke. Die Erzählungen der Iliade waren den Zeitgenossen Homers ohne Zweifel so gut als wahre Geschichte. Die Romane waren aber dem ungelehrten Theile der Nation bestimmt; denn sie waren in der romanischen Sprache, der lingua vulgaris, der lingua rustica der gallischen Franken geschrieben; und diese ward in der Folge die Sprache der ungelehrten Hofleute. *) Die lateinische Sprache war die gelehrte, der sich die Geistlichen, der gelehrte Stand der Nation, in den öffentlichen Urkunden, in der Kirche, und in ihren gelehrten Werken bedienten. Diese Bedeutung war selbst unter dem Kaiser Karl dem Fünften noch nicht ganz verloschen. Wilhelm de Nangis sagt: Je, frere Guillaume de Nangis, ai translaté de Latin *en Roman*,

*) Pasquier Rech. de la France L. 8. Ch. 1. Et comme ainsi soit, que le Roman fut le langage Courtisan de France, tous ceux, qui s'amusoient d'escrire les faits heroiques de nos Chevaliers, premierement en Vers, puis en Prose, appellerent leurs oeuvres Romans.

à la requête des bonnes gens, ce que j'avois autrefois fait en Latin.

Die Volksgeschichte mußte anfangs wunderbar und abentheuerlich seyn. Denn sie enthielt nichts als Kriegesthaten und Liebesabentheuer, und der ungebildete Mensch hört und lieset die Geschichte, um mit Bewunderung, Erstaunen, Schrecken, Grausen gerührt zu werden, kurz, um angenehme Emotionen zu haben, nicht um politische Klugheit zu erwerben, oder seinen Schatz von Erfahrungen über Menschen und Dinge zu bereichern. Er weiß nichts von historischer Kritik, seine Unwissenheit und seine Leidenschaften machen seinen mit Aberglauben angefüllten Geist jeder Täuschung empfänglich. Der Geschichtschreiber selbst erzählt in einem Zustande von Begeisterung, nach einer dunkeln Tradition und aus einem Gedächtniß, dessen Lücken die erregte Einbildungskraft unvermerkt ausfüllt. Die Augenzeugen und die handelnden Personen der Begebenheiten sind in eben diesem Zustande. Die Geschichte, die aus solchen Quellen, durch solche Kanäle zu solchen Lesern fortgeleitet wird, muß dann nothwendig im höchsten Grade abentheuerlich seyn. Man hat daher nicht nöthig, die Romane aus den Mönchslegenden herzuleiten und ihre Dichtungen für eine Nachahmung dieser heiligen Abentheuer anzusehen; sie finden ihre gemeinschaftliche Quelle in der Liebe des Wunderbaren bey einem ungebildeten Volke.

Von den Ritterromanen ist die Geschichte **Karls** des Großen, die man dem **Türpin**, Erzbischoff zu **Rheims**, beylegt, die aber wahrscheinlich von einem Mönch, Nahmens **Robert**, zur Zeit der Kirchenversammlung zu **Clermont** 1097 ist geschrieben worden, dasjenige Werk, aus welchem hernach die übrigen ihre Personen und ihren meisten Stoff genommen haben; denn die Geschichte weiß von beyden nichts; sie berichtet uns nichts, weder von Roland und seinen Abentheuern, noch von den andern Rittern an **Karls** des Großen Hofe. Als diese Gattung nach England überging: so entstanden die Romane von dem Hofe des Königs Arthur, dessen Ritter eben so berühmt wurden, als die Ritter Karls. Sie wurden insonderheit unter **Philipp** dem **Schönen** im **funfzehnten** Jahrhundert berühmt, und da entstanden der Amadis de Gaule, Palmerin d'Olive, Palmarin d'Angleterre, und so viele Andere, die man jetzt nur noch größtentheils aus dem unnachahmlichen **Dom Quixotte** des **Michael Cervantes** kennt, der zuerst den Geist der irrenden Ritterschaft in seinem lächerlichen Lichte gezeigt hat.

Die Romane waren also ursprünglich von der Geschichte und der Epopöe noch nicht auf eine abstechende Art gesondert.

In diesem Zustande blieben! die Sachen bis, nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, die Bekanntschaft mit den epischen und historischen Meisterstücken

Lasus, Simonides, Myrtis und Corinna sollen insgesamt dazu beygetragen haben, die Talente des jungen Pindar auszubilden. Keinem verdankte er mehr, als der letztern. Sie machte ihn auf das Wesen der lyrischen Dichtkunst aufmerksam. Sie öfnete seinem Geist neue Aussichten in das Gebiet der alten Geschichte und Mythologie; und wenn er in diesem Gebiete bisweilen allzukühn umherschweifte, wenn er seine Werke bisweilen allzureichlich mit Bluhmen schmückte, die er auf diesen fabelhaften Fluren brach, so sind es die Lehren der Corinna, welche ihn auf diesen Pfad leiteten, von dem ihn seine kühne Phantasie zuweilen auf Abwege führte.

Man kennt die Anekdote, welche den jungen Pindar und seine Lehrerinn betrift. Sie hatte ihm die Trockenheit seiner Oden, den Mangel an Schmuck, und die Armuth an Mythen vorgerückt. Er hatte ihren Tadel gegründet gefunden, und nun verfertigte er ein Gedicht, das folgendermaßen anhab:

Soll ich den Ismenus oder die Melia mit dem goldnen Zepter,
oder den Kadmus, oder der Sparta heiliges Geschlecht,
oder die Thebe besingen, die mit dunkeln Roßen einherfährt,
oder des Herkules unbezwungne Kraft,
oder des Bacchus freudewinkende Gabe,
oder den Gatten der reizenden Harmonie?

Pindar zeigte der Corinna dieses Werk von seinem neusten Geschmack. Sie lächelte und sprach: Wiße, Lieber, daß man mit der Hand säen muß, nicht mit dem ganzen Sack.

Von Pindars Lebensumständen, von seinem Charakter — als Menschen, wissen wir wenig, und dieß wenige nur sehr ungewiß. So wenn man zum Beyspiel, Frömmigkeit und Religiosität als einen hervorstechenden Zug in seinem Charakter annimmt, so ist dieß nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung, die größtentheils auf einigen Stellen seiner Hymnen beruht. Wenn er wirklich fromm war, wenn er die Gottheiten seines Vaterlands ehrte, so that er nichts weiter, als was ohngefähr die meisten Griechen thaten. Die Zweifel an dem Daseyn dieser Gottheiten und an der Wahrheit der alten Sagen ängstigte ihre Seelen noch nicht und die Philosophie war noch in ihrem ersten Keim. Tempel und Altäre waren noch häufig besucht. Der Glaube an die persönliche Gegenwart des Gottes bey seinem Fest war allen Herzen noch auf das tiefste eingeprägt. Geziemte es dem Dichter minder fromm zu seyn, als denen, die ihn hörten? Sollte der Dollmetscher der Götter, der ihr Lob in ihren Tempeln sang, der, von Begeistrung erfüllt, die Einwirkung der Unsterblichen in heiligen Schauern deutlich zu fühlen glaubte, ein kalter Verehrer der Götter seyn? Sollte er den schönsten Schmuck der Poesie verkennen, den selbst ungläubige Dichter, in einem irreligiösen Zeit-

alter, von dem Alterthum borgten, um ihren Werken Ansehn und Würde zu geben?

Uns ist es hier um die Entwicklung seines Charakters als Dichter zu thun. Die meisten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand abgehandelt haben, scheinen der Meynung gewesen zu seyn, man müsse lyrisch über einen lyrischen Dichter schreiben; das Feuer, womit er seine Zuhörer entzünde, müsse auch in den Untersuchungen des Kritikers leuchten, und dieser müsse durch seine Begeistrung die Competenz zeigen, die er habe, über einen begeisterten und erhabnen Dichter zu urtheilen. Ein großer und geschmackvoller Kenner des Alterthums entwirft von Pindar folgende Schilderung: »Pindars lebhaftes und ungezügeltes Genie kündigt sich durch unregelmäßige, kühne, und ungestüme Bewegungen an. Bald sind die Götter ein Gegenstand seines Gesangs: Er schwingt sich, wie ein Adler, zu dem Fuß ihres Throns. Bald die Sieger: Er stürzt wie ein brausendes Roß in die Rennbahn. In dem Himmel und auf der Erde rollt er gleichsam einen Strom von erhabnen Bildern, kühnen Metaphern, starken Gedanken, funkelnden Denksprüchen. Einem Löwen gleich, der sich zu wiederholtenmalen auf unwegsame Pfade stürzt, und nicht eher ruht, bis er seine Beute ereilt hat, verfolgt Pindar mit einer Art von Wuth seinen Gegenstand, der sich bald seinen Blicken entzieht, bald ihm wieder von neuem erscheint. Er fliegt auf dem Pfade des Ruhmes fort, und sein Geist arbeitet, um

ihn auch seiner Nation sichtbar zu machen.« Dieß ist mit schönen Worten sehr wenig gesagt; diese Beschreibung giebt ein unbestimmtes und noch überdieß unrichtiges Bild; der Leser wird nicht belehrt. Die Begeisterung mag allenthalben an ihrer Stelle seyn, nur in der Kritik ist sie es nicht. Man begeistre sich bey dem Anschaun eines schönen Kunstwerks, bey der Lektüre eines vortreflichen Gedichts. Aber, wenn man urtheilen will, so nehme der Verstand die Zügel der Einbildungskraft; man betrachte kaltblütig und still; man untersuche die Gründe der Empfindungen, und opfre das Vergnügen im Genusse zu schwelgen dem Vortheile auf, seine Gedanken zu entwickeln und deutlich zu machen.

Eine sehr kurze aber sehr treffende Charakteristik des pindarischen Genies hat uns Quintilian hinterlassen: »Unter den neun Lyrikern,« sagt er, »ist Pindar bey weitem der vorzüglichste. Er zeichnet sich durch seine Feyerlichkeit, seine Denksprüche, seine Figuren, durch eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Worten, durch den Strom seiner Beredsamkeit aus.« *) Was wir über unsern Dichter sagen werden, wird beynahe nichts weiter seyn können, als ein Commentar dieser Worte.

*) Quintil. Inst. Orat. X. 1. 6. Novem Lyricorum longe Pindarus princeps, spiritus magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia et velut quodam eloquentiae flumine.

den Taktes, und dieses fünfte Taktglied ist mit d
vorhergehenden vieren in keine leichtzufühlende Verbi
dung zu bringen. Zum Glück sind diese gewagten Ve
suche nur in kurzen, leichten und nur für Ein Instr
ment bestimmten Stücken gemacht worden; denn
größern und vielstimmigen möchten sie schwerlich n
auszuführen seyn. Ueberhaupt scheint man es de
Musikdichter nicht genug wiederhohlen zu können, da
die rühmliche Begierde seinem Werke durch etwas Neu
einen Reiz zu verschaffen, durch die Betrachtung m
im Zaume gehalten werden, ob es nicht durch d
Schwierigkeit der Ausführung verunglücken oder üb
die Fassungskraft derer, für die es bestimmt ist, sey
und dadurch seine Wirkung verfehlen könnte. Die
letztere Betrachtung kann man auch den Erfindern neu
Sylbenmaaße in der Poesie vorlegen. Die gebräuchl
chen Taktarten und Sylbenmaaße haben für den Dic
ter in beyden Künsten eine große Empfehlung; es i
durch die Erfahrung erprobt, daß sie der Fassungskra
des Gefühls der Zuhörer angemessen sind.

Pindar.*

Geboren 520 Jahr vor Christi Geburt. Zur Zeit der Schlacht bey Salamis war er 40 Jahr alt. Diese fällt 480 Jahr vor Chr. Geburt.

Der Zeitraum, in welchem Pindar lebte, war der Zeitraum des höchsten Glanzes von Griechenland. Erst kurz vorher war es aus seiner Dunkelheit hervorgetreten. Das getheilte Interesse so vieler einzelner Staaten vereinigte sich in der Gefahr der persischen Kriege. Mit dem Gefühl ihrer Kräfte wuchs ihr Muth; und nach den Wundern der Tapferkeit, zu denen jener Kampf um Leben, Freyheit und Eigenthum, Veranlassung gegeben hatte, fingen sie an, sich als das erste, tapferste und edelste Volk der Erde anzusehn. Griechenland stand in der Blüthe der Jugend. Es glich einem Jünglinge, der, nach einigen glücklichen Versuchen, seinen Talenten und Kräften nichts mehr unmöglich glaubt, sich alles zutraut und alles unternimmt. In dieser Epoche entwickeln sich alle thätigen Kräfte, und die Gränzen werden bestimmt, in denen sie sich künftig halten werden. Sie können sich besser ausbilden, sie können sich mehr vervollkommnen, aber die einmahl gezognen Gränzen können sie nicht überspringen.

Keine Nation ist jemals stolzer gewesen als die griechische, in dieser Periode ihres höchsten politischen Flors, wo sie keinen Nebenbuhler an Größe und Tapferkeit kannte, und wo die furchtbarste Nation des Orients selbst der Ueberlegenheit griechischen Muths hatte weichen müssen. Die Siege bey Marathon und Salamis waren die Titel ihres Ruhms und ihres unermeßlichen Stolzes. In ihren Augen adelte nur griechische Herkunft und erlaubte Ansprüche auf große Verdienste. Alle andere Völker waren Barbaren und wurden verachtet. Wer nicht von griechischem Blute war, wurde bey den öffentlichen Spielen nicht als Mitwerber zugelassen. Als der König von Mazedonien, Amyntas, ein Bundsgenosse der Griechen und von ihnen selbst mit dem Titel eines Griechenfreunds (Ἑλλανοφιλος) beehrt, um die Ehre buhlte, einen Rennwagen nach Olympia zu schicken, verstatteten ihm die Hellanodiken dieses nicht eher, bis er seine Herkunft von griechischem Blute unwidersprechlich erwiesen hatte. Als die Griechen den Gelon, König von Syrakus, um Hülfstruppen ansprachen, und er dagegen das Commando über ihre Armee begehrte, antworteten die Gesandten: Der Schatten Agamemnons würde für Unwillen seufzen, wenn er hörte, daß ein fremdes Volk den Spartanern die Ehre der Herrschaft rauben will. Willst du Griechenland beystehn, so mußt du unsern Befehlen gehorchen. Die Griechen haben Soldaten, aber keinen General begehrt.

Diese und ähnliche Gesinnungen waren, wie es scheint, durch die ganze Nation verbreitet, und gaben allen ihren Handlungen und Ideen einen eignen erhabnen Schwung. Mehrere Theile der Künste und Wissenschaften wurden mit Erfolg bearbeitet. Das Genie strahlte allenthalben hervor, am meisten aber da, wo es den Ruhm der Nation galt. Auf der Sprache ruhte noch der poetische Geist des Alterthums. Die Philosophie phantasirte noch; die Religion stand noch in Ansehn; beyde waren noch nicht getrennt, und beyde vermochten den poetischen Geist zu nähren und den Enthusiasmus anzuzünden.

In diesem Zeitalter ward Pindar mitten unter den Feyerlichkeiten der pythischen Spiele gebohren, und aus diesem Umstand leitete die Superstition der alten Welt seinen Beruf zum Poeten ab. Er selbst scheint so etwas geglaubt zu haben. Denn niemahls wurden die pythischen Spiele gefeyert, ohne daß er nach Delphi zog, und dem Gott einen Päan sang. Mehrere Umstände trafen zusammen, um seinen innern Beruf zum Dichter zu entwickeln und auszubilden. Pindars Herkunft. Von seinen Aeltern erhielt er den ersten Unterricht in der Musik, und folglich auch in der Poesie. Denn in jenem Zeitalter war beydes unzertrennlich verknüpft. Sein Vaterland. Der Geschmack an der Poesie war den Böotiern angeboren, und ihre natürliche Indolenz verschwand bey den Tönen der Flöte und der Leyer.

Lasus, Simonides, Myrtis und Corinna sollen insgesamt dazu beygetragen haben, die Talente des jungen Pindar auszubilden. Keinem verdankte er mehr, als der letztern. Sie machte ihn auf das Wesen der lyrischen Dichtkunst aufmerksam. Sie öfnete seinem Geist neue Aussichten in das Gebiet der alten Geschichte und Mythologie; und wenn er in diesem Gebiete bisweilen allzukühn umherschweifte, wenn er seine Werke bisweilen allzureichlich mit Bluhmen schmückte, die er auf diesen fabelhaften Fluren brach, so sind es die Lehren der Corinna, welche ihn auf diesen Pfad leiteten, von dem ihn seine kühne Phantasie zuweilen auf Abwege führte.

Man kennt die Anekdote, welche den jungen Pindar und seine Lehrerinn betrift. Sie hatte ihm die Trockenheit seiner Oden, den Mangel an Schmuck, und die Armuth an Mythen vorgerückt. Er hatte ihren Tadel gegründet gefunden, und nun verfertigte er ein Gedicht, das folgendermaßen anhab:

Soll ich den Ismenus oder die Melia mit dem goldnen Zepter,
oder den Kadmus, oder der Sparta heiliges Geschlecht,
oder die Thebe besingen, die mit dunkeln Roßen einherfährt,
oder des Herkules unbezwungne Kraft,
oder des Bacchus freudewinkende Gabe,
oder den Gatten der reizenden Harmonie?

Pindar zeigte der Corinna dieses Werk von seinem neusten Geschmack. Sie lächelte und sprach: Wiße, Lieber, daß man mit der Hand säen muß, nicht mit dem ganzen Sack.

Von Pindars Lebensumständen, von seinem Charakter — als Menschen, wissen wir wenig, und dieß wenige nur sehr ungewiß. So wenn man zum Beyspiel, Frömmigkeit und Religiosität als einen hervorstechenden Zug in seinem Charakter annimmt, so ist dieß nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung, die größtentheils auf einigen Stellen seiner Hymnen beruht. Wenn er wirklich fromm war, wenn er die Gottheiten seines Vaterlands ehrte, so that er nichts weiter, als was ohngefähr die meisten Griechen thaten. Die Zweifel an dem Daseyn dieser Gottheiten und an der Wahrheit der alten Sagen ängstigte ihre Seelen noch nicht und die Philosophie war noch in ihrem ersten Keim. Tempel und Altäre waren noch häufig besucht. Der Glaube an die persönliche Gegenwart des Gottes bey seinem Fest war allen Herzen noch auf das tiefste eingeprägt. Geziemte es dem Dichter minder fromm zu seyn, als denen, die ihn hörten? Sollte der Dollmetscher der Götter, der ihr Lob in ihren Tempeln sang, der, von Begeistrung erfüllt, die Einwirkung der Unsterblichen in heiligen Schauern deutlich zu fühlen glaubte, ein kalter Verehrer der Götter seyn? Sollte er den schönsten Schmuck der Poesie verkennen, den selbst ungläubige Dichter, in einem irreligiösen Zeit-

alter, von dem Alterthum borgten, um ihren Werken Ansehn und Würde zu geben?

Uns ist es hier um die Entwicklung seines Charakters als Dichter zu thun. Die meisten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand abgehandelt haben, scheinen der Meynung gewesen zu seyn, man müsse lyrisch über einen lyrischen Dichter schreiben; das Feuer, womit er seine Zuhörer entzünde, müsse auch in den Untersuchungen des Kritikers leuchten, und dieser müsse durch seine Begeistrung die Competenz zeigen, die er habe, über einen begeisterten und erhabnen Dichter zu urtheilen. Ein großer und geschmackvoller Kenner des Alterthums entwirft von Pindar folgende Schilderung: »Pindars lebhaftes und ungezügeltes Genie kündigt sich durch unregelmäßige, kühne, und ungestüme Bewegungen an. Bald sind die Götter ein Gegenstand seines Gesangs: Er schwingt sich, wie ein Adler, zu dem Fuß ihres Throns. Bald die Sieger: Er stürzt wie ein brausendes Roß in die Rennbahn. In dem Himmel und auf der Erde rollt er gleichsam einen Strom von erhabnen Bildern, kühnen Metaphern, starken Gedanken, funkelnden Denksprüchen. Einem Löwen gleich, der sich zu wiederholtenmalen auf unwegsame Pfade stürzt, und nicht eher ruht, bis er seine Beute ereilt hat, verfolgt Pindar mit einer Art von Wuth seinen Gegenstand, der sich bald seinen Blicken entzieht, bald ihm wieder von neuem erscheint. Er fliegt auf dem Pfade des Ruhmes fort, und sein Geist arbeitet, um

ihn auch seiner Nation sichtbar zu machen.« Dieß ist mit schönen Worten sehr wenig gesagt; diese Beschreibung giebt ein unbestimmtes und noch überdieß unrichtiges Bild; der Leser wird nicht belehrt. Die Begeistrung mag allenthalben an ihrer Stelle seyn, nur in der Kritik ist sie es nicht. Man begeistre sich bey dem Anschaun eines schönen Kunstwerks, bey der Lektüre eines vortreflichen Gedichts. Aber, wenn man urtheilen will, so nehme der Verstand die Zügel der Einbildungskraft; man betrachte kaltblütig und still; man untersuche die Gründe der Empfindungen, und opfre das Vergnügen im Genusse zu schwelgen dem Vortheile auf, seine Gedanken zu entwickeln und deutlich zu machen.

Eine sehr kurze aber sehr treffende Charakteristik des pindarischen Genies hat uns Quintilian hinterlassen: »Unter den neun Lyrikern,« sagt er, »ist Pindar bey weitem der vorzüglichste. Er zeichnet sich durch seine Feyerlichkeit, seine Denksprüche, seine Figuren, durch eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Worten, durch den Strom seiner Beredsamkeit aus.« *) Was wir über unsern Dichter sagen werden, wird beynahe nichts weiter seyn können, als ein Commentar dieser Worte.

*) Quintil. Inst. Orat. X. 1. 6. Novem Lyricorum longe Pindarus princeps, spiritus magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia et velut quodam eloquentiae flumine.

Der größte Theil der Gedichte Pindars ist bis auf die Titel derselben verloren gegangen. Nur eine Sammlung von Siegeshymnen hat sich erhalten, und nach diesen müssen wir urtheilen, wenn wir den poetischen Charakter unsers Sängers untersuchen wollen.

Unter allen Eigenschaften, welche wir in diesen Hymnen wahrnehmen, scheint uns keine so auffallend als die in denselben durchaus herrschende Feyerlichkeit, und dennoch ist keine so sehr übersehn, keine so sehr misgedeutet worden. Ein Umstand, den man bey der richtigen Schätzung dieser Gedichte niemahls aus den Augen lassen muß, ist dieser, daß sie eine religiöse Veranlassung hatten. Die Kampfspiele wurden selbst als eine Huldigung der Götter angesehn. Der Gott, dem zu Ehren man sie feyerte, verlieh den Sieg; und der Ruhm des Siegers fiel zum Theil auf ihn zurück. Daher hebt der Dichter meistentheils seinen Gesang mit einem Herzen voll religiöser Empfindungen an. Sein Geist schwebt auf den Flügeln der Andacht, und ihr Flug ist sanft, majestätisch und still. Sie läßt keinen unregelmäßigen Empfindungen Raum. Sie äußert sich nicht in kühnen Ausrufungen, in wilden Würfen, sondern ihr Charakter ist stille Erhabenheit. In diesem Ton heben die meisten Oden von Pindar an. Ihr Eingang gleicht der Faßade eines Tempels, der sich in einfacher Schönheit erhebt. (Ol. VI. 1 ff.) Ein großer Theil derselben beginnt mit Gebeten an die Beschützer der Spiele, an die Schutzgötter der Vaterstadt

des Siegers, seines Hauses und seiner Ahnen. Bald ist es der donnernde Jupiter, an den er seine Gebete richtet, bald die Nymphe eines stillen Bachs, bald die Grazien, die Geberinnen des Gesangs, bald die Gerechtigkeit, die Erhalterinn der Städte und der Familien.

Der Ton, welchen ein Dichter in dem Anfange seines Gesanges anschlägt, muß durch das Ganze wiedertönen, wenn er anders Sinn für Harmonie und Analogie hat; und mich dünkt, Pindar hat diese Foderung in den meisten von seinen Oden erfüllt. Das Feuer, welches er in dem Eingang derselben entzündet, strahlt zwar, aber es blendet nicht; es ist eine reine, sanfte Flamme, aber kein lodernder Brand; und so reizt er die Erwartung seiner Zuhörer nicht blos, sondern er ist auch im Stande sie zu befriedigen. Die meisten neuen Lyriker thun von dem gerade das Gegentheil; und selbst die Uebersetzer Pindars haben geglaubt, durch die Einmischung häufiger Interjektionen die ungestüme Begeistrung sichtbar machen zu müssen, von der sie den Dichter erfüllt glauben.

Eine der besten Uebersetzungen, die wir von diesem Dichter in deutscher Sprache haben, hat diesen Fehler in einem sehr hohen Grad. Sie leiht ihm ein Ungestüm, eine Wildheit und Regellosigkeit, die man erstaunt ist, bey einer unpartheyischen Lektüre des Originals selbst nicht zu finden. In Pindars Gesängen schimmert ihre erste Veranlassung allenthalben durch.

Eben so wie die Kämpfer in den öffentlichen Spielen nicht mit Ungestüm und Wuth ihren Gegner niederzuschlagen, sondern ihn durch einen weisen Gebrauch ihrer Kräfte zu entwafnen suchten, so verfolgt auch Pindar seinen Gegenstand mit Feuer, aber mit einem Feuer, das allenthalben von Würde, hohem Ernst und stiller Erhabenheit begleitet ist. In den Liedern der nordischen Dichter ist weit mehr Begeistrung sichtbar als in Pindars Oden. Aber das Erhabne in denselben ist nur ruckweise, ihr Flug ist unregelmäßig und wild, wenn Pindar immer gleichen Schritt hält, und in allen seinen Bewegungen anständig und edel ist.

Diese Feyerlichkeit ist selbst auch da sichtbar, wo ihn sein Gegenstand einladet, die Saiten der Leyer schlaffer zu spannen. Auch da, wo er die Empfindungen der Liebe singt, sind seine Bilder kühn, und seine Ausdrücke nicht selten hart. Denn die Grazien, denen er huldigt, sind die Schwestern der Uronia und die Geberinnen aller Tugenden, die in Männern und Helden gefallen; und die Liebe, welcher er opfert, ist jene erhabne Liebe, die in der Schönheit des Körpers nur das Mittel zu großen Thaten und die Vollkommenheiten der Seele erblickt.

Ein Bruchstück aus einem Liede an den Theoxenus mag zur Probe dienen, wie er sich über Gegenstände dieser Art auszudrücken pflegte:

Stets dem Amor zu huldigen
und die Blüthe der Liebe zu pflücken,

sey des Jünglings Loos.
Wer Theoxenus Flammenaug' erblickt,
und in seinem Busen braust
des Verlangens Woge nicht auf,
der empfing ein schwarzes Herz
aus Stahl bey kalter Flamme geschmiedet;
Unwürdig der Gunst der göttlichen Venus
kämpft er um feiles Gold
oder pflegt sich in weibischem Müßiggang.
Aber mir schmilzt an den Strahlen der Liebe das Herz
gleich dem Wachse der Bienen,
wann ich die zarte Blüthe reizender Knaben erblicke u. s. w.

Schneider sagt von diesem Fragment: Er vermisse in ihm die Auswahl sanfter und weicher Worte; die genaue und regelmäßige Composition des Ausdrucks, welche sonst den Empfindungen der Liebe eigen ist; und die ganze Sprache sey mehr auf den rauhen Ton des Dithyrambendichters, als eines warmen, schmachtenden Liebhabers gestimmt.

Ich habe vielmals gelesen, es sey nichts bewundernswürdiger, als daß Pindars Genius der Einförmigkeit des Gegenstandes, welchen er behandelt, nicht unterlegen, und daß es denselben Stoff auf so mannichfaltige Weise zu variien verstanden habe. Und dann habe ich wieder gefunden, daß man sagt: Pindar habe die Schwierigkeiten seines Stoffs auf die Art über-

wunden, daß er sich wenig oder nicht um denselben bekümmere, sondern bey der ersten Gelegenheit in das Gefild der Mythen ausschweife, und sich gerade bey den Gegenständen am längsten aufhalte, die am weitesten aus seinem Wege lagen. Beyde Urtheile setzen den Leser Pindars in einen falschen Gesichtspunkt; wir wollen versuchen einen richtigern anzugeben.

Wenn man den Geist der griechischen Nation und ihrer Verfassung kennt, wenn man weiß, zu welcher Stufe von Ansehn und Ehre, ein Sieg erhob, der in einem der größern Spiele gewonnen worden war, so kann man sich wohl schwerlich einbilden, daß alles dieses Ansehn und diese Ehre einzig und allein auf die Person des Siegers gefallen sey. Eine solche Anstalt würde dem Geist eines freyen Staats gerade zuwider seyn. Da gilt kein Talent für nützlich, oder gelangt zu einem ehrenvollen Ansehn, das nicht unmittelbar auf den Ruhm und die Wohlfahrt des Vaterlands abzielt; und kein guter Bürger verlangt eine Ehre zu genießen, welche ihm nicht der Staat verlieh, und die er nicht hinwiederum mit dem Staate theilte.

So erwarb sich auch der Sieger die Vortheile nicht allein, welche den Sieg begleiteten. Sein Vaterland genoß diese Ehre so gut als er, und sein Ruhm theilte sich allen seinen Mitbürgern, vornämlich aber seiner Familie, mit. Da gedachte man der Thaten seines Landes und seiner Ahnen mit neuem Lob, da frischte man das Andenken ihres schlummernden Ruhmes auf.

Nun nach der stürmischen Nacht
vieler Monden
blüht durch der Götter Huld,
gleich den Purpur-Rosen im Lenz,
deines Stammes Ruhm;
und der Erdumgürter Neptun;
der in Onchestus wohnt
und auf Korinths schmaler Brücke,
und der den Sieg dir verlieh,
weckt ihrer Thaten edeln Ruhm;
denn er schlummerte:
Aber nun glänzt er in neuer Schöne,
wie der strahlende Phosphorus
in dem Kreise der andern Sterne.

Darum sendet der Dichter den Wiederhall in das Reich der Nacht, um einem Vater den Sieg eines Sohns zu verkündigen; darum

Horchen die Schatten
in dem Reiche des dunkeln Hades,
wie der Hymnen sanfter Thau
ihre erhabenen Tugenden netzt;
da vernehmen sie ihr Glück
und den mit ihnen getheilten Ruhm
ihres Sprößlings.

Diese weise Vertheilung des Ruhms unter Sieger, Ahnen und Vaterland war die Ursache, daß die Städte sich oft der List und Bestechung bedienten, um einen

Ruhm zu erlangen, den ihnen das Schicksal versagt hatte; und daß die Athleten in diesem Bestreben der Eitelkeit ein Mittel fanden, ihre eigne Habsucht zu befriedigen. Sie erhielten ansehnliche Geschenke, um ihr Vaterland zu verläugnen und eine andre Stadt als ihren Geburtsort ausrufen zu lassen. Hiero, der Erbauer von Aetna, ließ sich einstmahls als einen Aetnäer ausrufen, um seiner neuen Stadt Ansehn zu verschaffen, und der Tyrann Dionysius schickte mehr als einmal Unterhändler nach Olympia, welche die Sieger bewegen sollten, sich für Syrakusaner auszugeben.

Arm war also der Stoff des Dichters gewiß nicht; ja, im Gegentheil, wir sehen an mehr als einer Hymne, daß es ihm größere Mühe verursachte, die Pfeile, deren sein Köcher voll war, zurückzuhalten, als einen Gegenstand zu finden, auf welchen er den Bogen seiner Begeistrung spannen könnte. Der Ahnenstolz der Griechen ist bekannt. Man weiß, wie sehr sie alle geneigt waren, ihr Geschlecht von irgend einem berühmten Heroen des Alterthums herzuleiten. Die Geschichte aller beträchtlichen Familien Griechenlands hing mit der Geschichte des grauen Alterthums unzertrennlich zusammen. Eben so und noch mehr rückten die Städte ihren Ursprung in die Vorzeit hinauf. Jede derselben bewahrte die Mythen von ihrer Entstehung, ihren Erbauern, ihren Häuptern und Helden mit eifersüchtiger Sorgsamkeit auf; und ihr Stolz war, diese Mythen allenthalben zu verbreiten, sie in Liedern verherrlicht

zu hören und sie so auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Wenn Pindar die Absicht seiner Hymnen erfüllen wollte, so mußte er den Ruhm des Siegers, seiner Vorfahren und seiner Vaterstadt in Eines verbinden. Wie hätte es ihm jemahls am Stoff fehlen können? Wie kann man seinen Stoff einförmig nennen? Wo ist es einem lyrischen Dichter so gut geworden? — Oder wie kann man sagen, Pindars Haschen nach Mythen sey wahrer Nothbehelf?

Außerdem aber stand ihm noch das ganze Feld der Mythik offen, um aus demselben allen Stoff zu leihn, den er für jede seiner Ideen nöthig halten mochte.

Ein gewisser Kreis von Ideen ist es also freylich, den Pindar in den meisten seiner Oden durchläuft. Aber da seine Gegenstände selten dieselben sind, da er jenen Kreis durchlaufen kann, wie es ihm beliebt, und in einer Ordnung, in welcher er will; so sieht keine Ode der andern ähnlich; am allerwenigsten aber wird man in einer derselben die Verlegenheit des Dichters gewahr, der nicht wußte, wie er seinen Helden loben sollte.

Um Pindars Verfahren an einem Beyspiele sichtbar zu machen, wollen wir hier den Plan der sechsten olympischen Hymne aufzeichnen, welche an Reichthum der Bilder, des Colorits und der Sprache vor den meisten andern Oden merklich hervorsticht. — In dem prächtigen Eingang stellt der Dichter die Verdienste sei-

nes Helden, die ihn der Hymne würdig machen, zusammen. Er ist Sieger und Augur am Jupiters Altar, gleich dem Amphiaraus, der vor Theben fiel. Bald nimmt der Sänger einen neuen Flug. Er besteigt den Wagen der Musen und lenkt ihn nach Olympia, denn hier gewannen auch die Vorfahren seines Helden manchen Sieg, und nach dem Eurotas, denn dieser ist die Wiege des ruhmvollen Geschlechts der Jamiden, zu welchem Agesias gehört. Die Götter, die den Jamus begünstigt hatten, walteten huldreich über seinen Nachkommen. Sie wurden, trotz dem Neide berühmt, und auch jetzt hat Merkur, der Schutzgott Arkadiens, des Mutterlands der Jamiden, einem von ihnen, dem Agesias, einen glorreichen Sieg verliehn. Der Glanz dieses Siegs verbreitet sich auch über Theben, denn sie ist mit Arkadien verwandt; und über Syrakus, den Wohnsitz des Siegers, mit Wünschen für dessen Wohlfahrt die Ode beschließt.

Alle Mythen, welche dieser Hymne eingewebt sind, stehen in dem genausten Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande, oder sie sind vielmehr dieser Gegenstand selbst. Bisweilen, in andern Oden, scheint dieß freylich der Fall nicht zu seyn. Bisweilen gesteht es der Dichter selbst, daß er sich von seiner Bahn verirrt habe. Aber in hundert Fällen, wo wir ihn auf einer unnützen Digreßion zu ertappen glauben, würde uns eine genauere Kenntniß der ältesten Familien- und Städte-Geschichte zeigen, daß alles schön und regelmäßig zusam-

sammenhängt. Man denke sich, daß die Scholien der alexandrinischen Grammatiker nicht auf unsre Zeiten gekommen wären; daß wir den bloßen Text Pindars, ohne alle historischen und mythischen Erläuterungen lesen müßten; wie wenig würden wir von diesem eben so gelehrten als erhabnen Dichter begreifen, der das herrliche Gebäude seiner Hymnen, aus den Bruchstücken alter Geschichte zusammensetzte. Aber diese alexandrinischen Grammatiker, so gelehrt sie auch waren, haben doch manches nicht gewußt; und diese Unwissenheit einiger wenigen Umstände, welche durch keine Vermuthung zu ersetzen sind, verursacht, daß die dünnen Fäden, welche die einzelnen Theile einer Hymne zusammenhalten, unsern Augen entgehn, und wir da Mangel an Verbindung und Ebenmaaß wahrzunehmen glauben, wo vielleicht die gleichzeitigen Leser den schönsten Zusammenhang und die vollkommenste Eurythmie sehen konnten.

Es fällt in die Augen, welche genaue Verbindung zwischen dem epischen Gedicht und der pindarischen Hymne, aus der Bestimmung der letztern entstand, die Familie des Siegers, seine Ahnherrn und seine Vaterstadt zu verherrlichen. Dieses war überhaupt der Natur der Hymne gemäß. Die ältesten lyrischen Gedichte waren an den Festen der Götter gesungen worden. Und wie konnte man das Lob eines Gottes würdiger singen, als indem man seine Thaten erwähnte? Die homerischen Hymnen, Ueberbleibsel des graußten Alterthums,

sind daher insgesammt epischen Inhalts, so wie die Hymnen des Callimachus, der auf den Spuren der Alten einher ging.

Nirgends ist Pindar hinreißender, als in den Stücken, die ihrem Inhalte nach dem epischen Gedicht am nächsten kommen. Sein Vortrag ist feurig, gedrängt und kühn, und so wie es ihm an der sanft überredenden Kraft fehlt, die uns in Homers Gedichten bezaubert, so treffen die erhabnen Bilder, die starken Bemerkungen, die er seinen Erzählungen einmischt, die Seele mit wiederholten Schlägen und zwingen ihr Aufmerksamkeit und Bewundrung ab.

Ein solches Meisterstück lyrisch-epischen Vortrags ist die Erzählung von der Evadne, der Tochter des Jamus, in der sechsten olympischen Siegeshymne. Sie geht einen ruhigen, edeln und epischen Gang, und sie hat von der lyrischen Poesie nichts an sich, als das Glänzende des Ausdrucks, der sich hier weit über die homerische Simplizität erhebt.

Da sandten die Götter
Dunkelfarbige Drachen,
die den Knaben
mit dem unschädlichen Safte der Bienen
sorglich nährten. —
Er schlief in dem hohen Geröhr
unter den dicht verwachsnen Dornen;
seinen zarten Leib
mit der Violen röthlichen Strahlen benetzt,

Die vierte pythische Hymne ist eben so sehr wegen ihrer ausserordentlichen Länge, als wegen der darin enthaltenen Geschichte des Argonautenzugs berühmt; aber ich möchte sie nicht unter die vorzüglichsten Stücke dieser Gattung rechnen, da sie in der Anlage fehlerhaft scheint; da man gar zu deutlich das Bestreben des Dichters wahrnimmt, diesen Mythus einzuweben; da er zu wiederholtenmalen ansetzt und abbricht, bis es ihm endlich, nach mehrern Versuchen gelingt, den Weg zu finden, den er suchte, und der sich ihm abwechselnd zu zeigen und zu verbergen schien.

Die vortrefliche Erzählung von dem Drachentödter Herkules, in der ersten nemäischen Hymne, scheint zwar auch in keiner genauen Verbindung mit dem Ganzen zu stehn; aber sie macht für sich selbst ein Ganzes, und ist, als solches betrachtet, voll Schönheit, Würde und Erhabenheit. Wir erwarten zwar von den Thaten des Chromius, seiner Ahnen und seines Vaterlands zu hören, und statt dessen finden wir die Thaten des Herkules, die der Dichter durch den schwachen Faden einer Sentenz mit seinem eigentlichen Gegenstande zusammenhängt. Aber dieser Theil, an einem Feste des Herkules abgesungen, wäre der herrlichste Preis dieses Gottes gewesen.

Aus der Bemerkung, daß der größte Theil der pindarischen Hymnen mit dem epischen Gedicht auf das genaueste verwandt ist, folgt schon von selbst, daß in demjenigen Theile derselben, der zu dieser Gattung ge-

hört, die wilde Begeistrung nicht statt finden könne, die man wohl gar bisweilen zu dem herrschenden Charakter des pindarischen Gedichtes hat machen wollen. Allerdings kann zwar eine feurige Fantasie bey dem Andenken, und noch mehr bey der Erzählung großer Thaten, vornämlich der Thaten der grauen Vorwelt, in eine Begeistrung gerathen, die die Erzählung belebt, dem Ausdruck Kraft, Feuer und Würde mittheilt, und sich auf die Zuhörer fortpflanzt; aber den höchsten Grad der Begeistrung fühlen wir doch nur dann, wenn uns gegenwärtige Umstände bestürmen und uns in die Nothwendigkeit versetzen, unserm Herzen Luft zu machen. Daher glaube ich in vielen horazischen Oden eine weit wahrere und stärkere Begeistrung wahrzunehmen, als in den prächtigen Hymnen des dirzäischen Schwans.

Ja, wenn ich nicht sehr irre, so ist Pindar nicht einmahl in seiner Sphäre, wenn er eigne Empfindungen singt. Was ist ermüdender, als wenn er seine Gegner bestreitet, wenn er mit dem Neide, der Anmaßlichkeit und dem Uebermuth seiner Rivalen kämpft? Auch dann wird er ermüdend und dunkel, wenn er, in angehäuften allgemeinen Sätzen, die Prinzipien seines Thun und Lassens aufstellt. Aber die allgemeinen Sätze, deren sich dieser Dichter überhaupt so gerne bedient, durch die er den epischen Theil seiner Hymnen so gern mit dem Hauptgegenstand verknüpft, mit denen er die gewaltigsten Klüfte ausebnet, und die kühnsten Ver-

bindungen wagt; — diese verdienen, als eine Eigenthümlichkeit seiner Gedichte, eine nähere Betrachtung.

Die Moral aller sich cultivirenden Nationen pflegt zuerst in einzelnen Bemerkungen zu bestehn, und diese werden in der Form von Sittensprüchen vorgetragen. Einige dieser Sittensprüche verschaften in Griechenland, in den ersten Zeiten der Cultur, den Titel und das Ansehn eines Sophisten. Mehrere Dichter schrieben moralische Rhapsodien und gewannen den Beyfall ihrer Nation. Und wer hat nicht mehrmalen in seinem Leben den Eindruck erfahren, den eine kurze, glücklich gefaßte Sentenz, in dieser oder jener Lage auf sein Herz und seinen Verstand gemacht hat?

Pindars Oden danken einen großen Theil ihrer Feyerlichkeit und Würde den Sittensprüchen und allgemeinen Sätzen, die er bey jeder Gelegenheit einmischt. Die Veranlassung hiezu gaben ihm bald die Umstände seines Helden, bald seine eigne Lage, bald die Mythen, die er erzählt. Den letztern schickt er insgemein die allgemeinen Sätze voraus, die sich aus ihnen ableiten lassen, und er macht sie gleichsam zu einer Brücke, auf welcher er zu den Erzählungen selbst übergeht. Allenthalben, wo ihm ein Schimmer philosophischen Lichtes entgegen strahlt, faßt er ihn auf, verwandelt das Partikuläre in das Allgemeine, und erfüllt den Zuschauer, der seine Worte, wie die Worte eines prophetischen Gottes aus seinem Heiligthum vernimmt, mit Bewundrung und Staunen.

Dieser Dichter war so überzeugt von der Wirkung, welchen die Häufung allgemeiner Sätze in der feyerlichen Odensprache hervorbringt, daß er eine ganz neue Gattung von Gleichnissen erfand, welche aus mehrern künstlich verketteten Sentenzen bestanden, deren enge Verbindung man aber erst dann entdeckt, wenn man sie unter einander verglichen, und die versteckten Fäden, die sie zusammenhalten, gefunden hat. Wenn er sagen will: Der Sieger in jeder Art von Kampf und Widerwärtigkeit habe, um seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, der Hymnen eben so nöthig, als der Schiffer des Windes und der Landmann des Regens, so drückt er dieß so aus:

> Oft erflehn die Wünsche der Sterblichen
> der Winde Wehen; oft die Ergießungen
> regenschwangrer Wolken;
> aber wem nach mühseligen Kämpfen
> Fortuna lächelt,
> dem verleihen die süssen Hymnen
> der Nachwelt Ruhm und werden
> seiner erhabenen Tugend Zeugen.

Oder wenn er die Menge der Wohlthaten, die sein Held andern erwieß, mit dem Sande des Meeres vergleichen will, so sagt er:

> Wenn der Sand des Meeres unzählig ist,
> wer vermag die Freuden zu zählen,
> welche Theron auf andre häufte?

Und wem ist wohl das Gleichniß unbekannt, mit welchem Pindar die erste olympische Hymne eröffnet, wo er dem Kampf zu Olympia einen eben so erhabnen Rang unter den übrigen Kämpfen anweißt, als das Wasser unter den übrigen Elementen, das Gold unter den übrigen Arten des Reichthums, die Sonne unter den übrigen Gestirnen behauptet? Dieses äußerst zusammengesetzte Gleichniß hat beym ersten Anblick nicht einmahl den Anschein eines Gleichnisses; so verbindungslos und willkührlich scheinen die Sätze zusammengereiht; aber um desto mehr überrascht uns die feine Verbindung, welche wir am Ende entdecken, wenn nun das Ganze vor uns liegt, dessen einzelne Theile uns anfänglich, durch die prophetische abgebrochne Sprache, mit heiligem Erstaunen erfüllen.

Der Elemente bestes ist Wasser;
gleich der bey Nacht entzündeten Flamme,
strahlet des Goldes Glanz
weit über jeglichen Reichthum hervor.
Willst du aber, mein Geist,
Kämpfe besingen, so schaue nicht
in dem einsamen Aether
nach einem glänzendern Gestirn,
als die Sonne, um,
noch singe einen schönern Kampf
als den olympischen.

Diese Stelle ist zu gleicher Zeit geschickt, unsre Aufmerksamkeit auf eine neue Eigenthümlichkeit unsers Dichter

hinzulenken. Wie viele Bilder sind in diese wenigen Zeilen zusammengedrängt! Wie kurz sind sie alle angedeutet! wie verschlungen und in einander gezogen! Von dieser Art sind seine meisten Gleichnisse, und dieß ist der Kunstgriff, dessen er sich bedient, den epischen Theilen seiner Oden lyrische Würde zu geben.

Wenn sich Homer bey seinen Gleichnissen aufhält, sie ausmahlt, den stärkern Zügen einige schwächere zugesellt, um die stärkern zu heben, so ist seine Absicht erreicht, wenn der Leser bey der Handlung verweilt, sie näher in die Augen faßt, und sie, durch die Hülfe des Gleichnisses, eben so lebhaft sieht, als der Dichter, der sie besingt. Denn um die Darstellung dieser Reihe von Begebenheiten ist es ihm zu thun, und sie ist sein letzter Zweck. Der lyrische Dichter richtet seinen Lauf nach einem andern Ziel; und wenn er einerley Mittel mit dem epischen Dichter braucht, so braucht er sie doch auf eine andre Art. Sein Zweck liegt nicht, wie bey jenem, in der Beschreibung selbst, sondern außerhalb. Er will keinen Gegenstand darstellen, damit ihn die Einbildungskraft beschaue, und sich mit dieser Beschauung begnüge; sondern seine Empfindungen auszudrücken ist er bemüht. Darum eilt er von Bild zu Bild; darum hebt er aus allen nur einige, und die stärksten Züge aus; darum deutet er nur mit kühnen Strichen an, wenn jener sorgfältig ausmahlt.

Aber auch das Größte hat seine Gränzen, und der freysten Gattung der Dichtkunst ist nicht alles er-

laubt. Pindar erlaubte sich oftmals in seiner Sprache mehr, als die Natur der Sache verstattet hätte. Oft vermischt er Bild und Gegenbild; oft knüpft er Dinge unverträglicher Natur zusammen; oft versteigt er sich in seinen Metaphern; oft wird er abentheuerlich, gesucht und frostig.

Die Sprache der lyrischen Dichter zu Pindars Zeit schmeckt noch hin und wieder nach den Eingebungen des Dionysus, an dessen Festen sich die hohe lyrische Gattung zuerst gebildet hatte. Da sprach der Gott selbst aus dem begeisterten Poeten, und seine Sprache war orakelmäßig, bilderreich, von der Sprache der Menschen so weit als möglich entfernt. Diese Hefe bacchischer Begeisterung war noch nicht ganz vergohren und der Wein des guten Geschmacks noch nicht ganz abgeläutert. Den Oden des Aeschylus und Pindars hängen noch die Spuren der ersten Entstehung ihrer Gattung an.

Vor allen Dingen sollte die Göttersprache neu und ungewöhnlich seyn; sie sollte in allen Stücken von der Sprache der Sterblichen abweichen; man wollte keinen gewöhnlichen Gegenstand mit seinem eigentlichen Namen nennen; keine gemeine Idee, wie sie war, ausdrücken; und anstatt sie zu vermeiden, ward sie umschrieben und aufgeschwellt. Wenn Pindar zum Beyspiel, unter andern Erfindungen Corinths, auch der Verzierungen erwähnt, welche man an der Faßade der Tempel anbrachte und Adler (ἀιετους) nannte, so

bedient er sich folgender geschmacklosen Umschreibung: »Wer anders als Corinthier setzten den doppelten König der Vögel über die Tempel der Götter?« — Oder wenn er von dem Wagenführer eines Siegers sagen will, er habe nicht wie andre, welche im Wettla.f zurück geblieben, nöthig, sich bey seinem Herrn zu entschuldigen — eine Bemerkung, die hoffentlich jeder Leser dem Dichter geschenkt haben würde — so drückt er dieß folgendermaßen aus: »Er kam in die Wohnung der Gerechtigkeit liebenden Battiden zurück, nicht begleitet von der Prophasis (dem eiteln Vorwand) des zu spät klugen Epimetheus Tochter.«

Man begreift sehr leicht, wie bey dem hohen begeisterten Ton der pindarischen und äschylischen Hymnen die gewöhnliche poetische Sprache selten poetisch genug gewesen seyn würde. Diese beyden Dichter verstärkten sie daher; und sie würden die Stelle, auf der sie seit so vielen Jahrhunderten stehn, niemahls errungen haben, wenn sie in diesem Bestreben nicht größtentheils glücklich gewesen wären. Aber immer ist es ihnen doch nicht gelungen. Einige Beyspiele von mehrern mögen zu unsrer Absicht hinreichend seyn. Hiero ward von seinen Zeitgenossen gerühmt; aber was kümmerte der Nachwelt ein Zeugniß, welches partheyisch seyn konnte, wenn es sich nicht auf Thaten gründete? Der Dichter giebt also seinem Helden den Rath, dafür zu sorgen, daß das Urtheil seiner Mitbürger Wahrheit bleibe. Hier geht er nun von der Redensart ein Ur-

theil schmieden aus, schafft einen Ambos der Wahrheit, legt auf ihn das Urtheil der Syrakuser, und stellt den König Hiero dabey, um dasselbe nach seinem Willen zu schmieden. Eine abentheuerliche Idee, auch bey der mildesten Erklärung! — Weniger abentheuerlich, aber doch höchst unnatürlich und unwahr ist folgendes Bild, das aus der metaphorischen Redensart, Ruhm erwecken, entstanden ist.

Ihm verlieh der Erderschüttrer den glorreichen Sieg,
und rief seiner Ahnen alten,
durch herrliche Thaten errungenen Ruhm,
von seinem Lager auf, wo er
in Schlummer gesunken war.
Nun er aber erwacht ist,
strahlt sein Antlitz gleich dem
von der Sonne Licht funkelnden Morgenstern.

Nicht immer so fehlerhaft, aber doch oft hart und durch allzu große Gedrungenheit dunkel, sind viele pindarische Tropen; zumahl wenn sie Fortsetzungen eines in seiner Sprache schon gewöhnlichen Tropus sind. Von allen dem, was die Lektüre dieses erhabnen Dichters erschwert, und was er mit andern Schriftstellern eines so entfernten Jahrhunderts gemein hat, ist dieser Umstand vielleicht das wichtigste. Wer vermag sich so leicht in den Besitz des ganzen Schatzes der Sprache, den Pindar benutzte, zu setzen? aber dem, welcher in diesem Genuße schwelgt, fehlt es nur allzu oft an Geduld, Scharfsinn und poetischem Gefühl, um

mit Glück die Bahn zu verfolgen, auf welcher dieser Dichter einher schritt; und um die oft verwehten Spuren zu errathen, die sein Tritt auf derselben zurück ließ?

Um überhaupt eine wahre und empfundne Achtung für die Schriftsteller der Griechen zu fassen, muß man eine genaue Bekanntschaft mit der griechischen Welt errichtet haben; aber an Pindars Härte und Kühnheit können wir nur durch einen langen Umgang mit ihm allein gewöhnt werden. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß uns seine Sprache geläufig, der Gang seiner Phantasie enthüllt und die Mysterien seiner ganzen Poesie eröffnet werden. Ein schwacher Zug aus dem Becher, in welchem dieser Dichter den Wein seiner Gesänge mischt, erfüllt mit ungegründeter Verachtung oder unverständigem Staunen. Wem es um ein wahres Urtheil zu thun ist, der muß ihn ganz ausleeren, damit ihm »das Dunkel von den Augen falle, und er Wahrheit und blendenden Trug erkenne.«

Pindar hat eine Menge Nachahmer gehabt, die ihn nicht verstanden, und, um die Naktheit ihres Geistes zu decken, sich mit seinen Ausdrücken schmückten. Aber Gedanken und Bilder von ihm zu borgen, war so leicht nicht. So bald die Dichter aufhörten, Priester und Dollmetscher der Götter zu seyn, so bald verlor die pindarische Tuba ihren begeisternden Ton, und die Leser des Aristophanes wissen, von welchem Gehalt die Dithyramben aus den Zeiten des Perikles waren.

Bernard de Fontenelle.

Geboren zu Rouen, den 11ten Februar 1657. gestorben den 9ten Januar 1757.

Er sah in seinem hundertjährigen Leben den höchsten Glanz der französischen Monarchie, die Blüthe der Litteratur, die größte Verfeinerung und den größten Verfall der Sitten. Er selbst blieb sich unter den wichtigsten Veränderungen rund um ihn her größtentheils gleich. Bis in sein Alter hinauf erhielt er beynah dieselbe Gesundheit, denselben Geist, mit dem er in seiner Jugend geglänzt hatte.

Fontenelle besaß weder Voltairens vielumfassenden Geist, noch Racines Gefühl und Anmuth, noch Boileaus kritischen Scharfsinn; aber er besaß etwas von allen dem. Nicht gebohren, das Gebiet der Litteratur durch neue Eroberungen zu erweitern, besaß er gerade Kräfte genug, einzelne, bisher wüst gelegne Theile desselben zu angenehmen Gärten umzuschaffen. Eine solche wüste Gegend war damals noch das Gebiet der Philosophie. Es war das Eigenthum der Schulmeister und Theologen. Leute von Welt und Ton verachteten die elenden Zänkereyen der Schule, von denen sie nichts begriffen, und welche vielleicht selbst diejenigen nicht

verstanden, die sich ihnen ausschließend gewidmet hatten. Durch Fontenelle ward die lange verschmähte Philosophie zu Ehren und Ansehn gebracht. Er gab ihr die Grazien des Witzes zu Dienerinnen, und führte sie, aus den finstern Gemäuern der Sorbonne, an die Toilette der eleganten Damen und in die glänzenden Zirkel der Höflinge.

Fontenellens Philosophie war weder tiefsinnig noch gründlich, aber sie war anmuthig und faßlich. »Er benahm,« sagt D'Alembert, »den Wissenschaften die Trockenheit, welche die meisten Menschen von ihnen entfernt. Er wußte sie auch denen beliebt zu machen, die nichts als Vergnügen suchen. Sogar diejenigen unter seinen Lesern, die am wenigsten sich anzustrengen gewohnt waren, fingen an, sich für gelehrt zu halten, wenn sie seine Werke durchblättert hatten; und die geringe Mühe, die man fand, ihn zu faßen, that vielleicht der Dankbarkeit Eintrag, die man gegen den Verfasser hätte hegen sollen.«

Die Beurtheilung eines jeden Schriftstellers fällt ohne die Kenntniß seines Zeitalters mangelhaft aus. Wem Fontenelle in seinen philosophischen Schriften allzu witzig scheint, der vergißt, daß man damals nicht Bluhmen genug auf die mit Dornen verwachsnen Pfade der Wissenschaften ausstreuen konnte. Die freyere, anmuthigere und häufigere Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände fängt in Frankreich gewissermaßen mit Fontenelle an.

Ich bin darum nichts weniger als geneigt, den Witz dieses Schriftstellers und dessen Anwendung überall und ohne Ausnahme vertheidigen zu wollen. Oft ist es ein sehr unächter Witz, oft braucht er ihn zur unrechten Zeit. Seine Einfälle sind von einer ganz eigenen, ausgezeichneten Art. Mehrere derselben tragen die Spur einer Affektation, die ein französischer Kunstrichter sehr richtig charakterisirt, indem er sagt: »Fontenellens Affektation besteht darin, daß er die ungewöhnlichsten Wendungen nimmt, um einem wahren Gedanken den Anstrich von Unwahrheit, und dadurch mehr Feinheit und Neuheit zu geben.« Man wird die Richtigkeit dieser Bemerkung sogleich fühlen, wenn man sich einiger seiner Einfälle erinnern will. *) Ueberhaupt hat man ihm mit Recht vorgeworfen, daß er seine Gedanken allzusehr zuspitzte, und daß er jedem Perioden die Form eines Epigramms zu geben suchte, indem er ihn mit einer unerwarteten Wendung schloß.

Diese Affektation war ihm, wenn man so sagen darf, natürlich geworden. Da er keinen Augenblick vergaß, daß man ihn für einen witzigen Kopf hielt, so sollte keine seiner Reden unter der Erwartung bleiben, die man von einem Manne, wie er war, zu hegen be-

*) Wenn er zum Beyspiel zum Kardinal Dubois sagte: Vous avez travaillé dix ans à vous rendre inutile. Oder wenn er von dem Geheimniß der Natur spricht: dès l'age de neuf ans je commençais à n'y rien comprendre.

rechtigt schien. Aber von den beyden Eigenschaften, die er irgendwo von seinem Mädchen verlangt

> ce qui serait encore bien nécessaire,
> ce serait un esprit qui pensât finement
> et qui crût être un esprit ordinaire.

hatten ihm die Musen nur eine verliehn. Darum herrscht der Witz in seinen Werken auch da, wo er am wenigsten hingehört. Seine Eklogen sind davon voll; und er war nicht im Stande, die richtigen Grundsätze zu befolgen, die er über diese Dichtungsart hegte. So groß war die Macht der Gewohnheit und der Einfluß eines schädlichen Beyfalls.

Den Weg, welchen der bukolische Dichter betreten muß, wenn er zu gleicher Zeit den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit Gnüge thun will, den Weg, auf welchem Geßner zum Tempel der Unsterblichkeit gedrungen ist, hat Fontenelle in seiner Abhandlung über die Ekloge so richtig gezeichnet, und in seinen Eklogen selbst so gänzlich verfehlt, daß man Mühe hat, beyde für Werke eines und desselben Kopfes zu halten. Wenn er dort sagt: »Die Ekloge kann keinen Reiz haben, wenn sie die rohe Natur des Landlebens darstellt. Nicht die getreue Schilderung einer Landwirthschaft, sondern der Sorglosigkeit, der Muße, deren man da genießen kann, die Vorstellung der wenigen Bedürfnisse, die man da zu befriedigen hat, um glücklich zu seyn, müssen den Gegenstand des Hirtengedichts ausmachen.«

machen.« — Und weiter hin: »Die Liebe der Hirten sey natürlich und einfach, weil das Hirtenleben mit der hohen Verfeinerung des Geistes unbekannt ist; sie sey eifrig, weil man durch keine andere Leidenschaft zerstreut wird; bescheiden, weil man die Eitelkeit nicht kennt; getreu, weil man mit Widerwillen, Unruhe und Eigensinn unbekannt lebt; mit einem Wort, eine Liebe, welche von allem Fremdartigen und Schädlichen, welches ihr die Grillen der Menschen beygemischt haben, gereinigt ist.« — so sind dieses die Ideen, von denen Geßner ausging, und deren Wahrheit keine Theorie des Hirtengedichts mehr zu bezweifeln wagt.

Wer würde glauben, daß Fontenellens Urtheil über die Schäfersitten in der Asträa auf seine eignen Eklogen paße: »Oft,« sagt er, »kommen mir die Schäfer in der Asträa wie verkleidete Hofleute vor; oft scheinen sie aus den Schulen spitzfindiger Sophisten entlaufen zu seyn.«

Gleichwohl sind dieses die Fehler, in welche Fontenellens Hirten ohn' Unterlaß fallen. Schon in der Wahl seines Stoffs und in der Anlage seiner Plane offenbart sich jene ihm so geläufige Affektation. Denn am liebsten behandelt er Materien, welche die allerhöchste Feinheit erfordern, und eben dadurch den Geist von allem Gefühl der Wahrheit und Natur am weitesten abführen. In der Ekloge, welche die Stelle der Zueignungsschrift *) vertritt, streiten zwey Schäferin-

*) An die Dauphine.

nen, ob die Dauphine, die sich auf ihren Fluren hatte sehen lassen, eine Göttinn oder eine gemeine Sterbliche sey. Ich weiß nicht, ob dieser Gegenstand überhaupt eine bukolische Behandlung zugelassen hätte; aber so viel ist gewiß, daß der Dichter den Hofmann hätte vergessen, und nicht alles auf eine Galanterie für die Prinzessinn hätte anlegen müssen. Ein andermahl ergreift eine Schäferinn, die den Vorsatz gefaßt hat, einen Schäfer zu vergessen, an welchem ihr ganzes Herz noch hängt, das Mittel, sich ohn' Unterlaß an ihren Vorsatz zu erinnern, um auf diese Weise den geheimen Wünschen ihres Herzens Genüge zu leisten; und eine Andre, welche die Liebe fürchtet, und ihrem Anbeter nichts als Freundschaft zugestehn will, wird durch alle Künste der männlichen Kokketterie dahin gebracht, ihrem Entschluß zu entsagen und ihre Liebe einzugestehn. Man fühlt von selbst, daß die Darstellung eines solchen Verfahrens eben so wenig in das Schäfergedicht gehört, als der Streit zweyer Hirtinnen über die Frage: Ob ein verliebtes Mädchen mehr Vergnügen genießt, wenn sie ihre Leidenschaft verbirgt, oder wenn sie dieselbe gesteht?

Die Darstellung der Sitten und Empfindungen ist in demselben Geist. Die Liebe ist fast durchaus eine Mischung romantischer und höfischer Galanterie. Selbst die conventionelle Höflichkeit findet in seiner Schäferwelt statt, und ein Kuß auf die Hand ist eine Sache von großer Consequenz. Die wahre Empfin-

dung wird überall durch Kokketterie verdrängt, und, wo sie hervorbricht, fast in demselben Augenblick erstickt. Einige Züge der größten Unnatur mögen zum Beweis dieser Anklage hinreichend seyn. In der fünften Ekloge streiten zwey Schäfer über den Vorzug ihrer Schäferinnen. Timant ist Richter: Timante

— dont la vieillesse galante
Souvent par ses avis se plaisait à former
Quelque beauté simple et naissante
Qui n'eût sû qu'être aimable et non se faire aimer.

Einer der beyden Liebhaber preißt sich in diesem Wettstreit glücklich, einen Rival und eine Schöne zu haben, die ihre Bildung wahrscheinlich in Timants Schule erhalten hatte. Folgende Züge sind der Buhlschwester beym Plautus würdig:

Alcidon l'autre jour au milieu d'une foule
Prit la main de Phillis qu'il serrait tendrement;
Soudain sans qu'il me vit près d'elle je me coule,
Elle me donna l'autre et sourit finement.

Beynahe alle Schäferinnen kennen, was man le manège de l'Amour nennt, und ihre Liebhaber fordern sie dazu auf. Auch dann, wann der Dichter seine Höflinge und ihre Denkungsart einen Augenblick vergißt, und wahre bukolische Empfindungen zu schildern anfängt, kehrt er gemeiniglich sogleich wieder nach dem Hof zurück, um seine unnatürliche Komödie weiter

spielen zu lassen. Die erste Ekloge enthält einige vortrefliche Stellen. Es sind die Klagen eines Liebhabers, der von seiner Geliebten entfernt ist, an dem Tag eines Festes. Wie schön sind folgende Verse:

Mais maintenant hélas! j'erre en ces mêmes lieux
Plein d'elle et ſans eſpoir qu'elle s' offre à mes yeux.
Ciel que le Soleil marche à pas lents ſur nos têtes!
Quels jours! quelle triſteſſe! et l'on ſonge à des fêtes!

Aber wie unangenehm und widerlich ist der Contrast, den damit folgende Schilderung macht:

Et qu' y ferais-je? quoi! je pourrais voir Doride,
De louanges toujours et de douceurs avide;
Et Madonte qui croit qu' Iris ne la vaut pas,
Et Stella qui jamais n'a loué ſes appas,
Y briller à ſa place, y triompher de joie?

Selbst Wortspiele, hat er sich nicht untersagt. Eine Menge Einfälle, die er seinen Schäfern in den Mund legt, sind gerade von der Art, wie das, was er von dem wohlgetroffenen Bildniß eines einsylbigen Menschen sagte: On dirait qu'il ſe tait. So epigrammatisch ist die Schilderung eines zärtlichen Schäfers:

Le bonheur d'être aimé n'eſt pour lui qu'un bonheur;
Il en ſent le plaiſir et rénonce à l'honneur.

Oder die Ermahnung eines Liebhabers an seine Geliebte, die sich nach der Stadt begiebt: Révenez plus bergère encore que vous n'étiez en nous quittant. Oder die Klagen eines Liebhabers über seine unempfindliche Schöne:

Sans songer au sujet elle goute mes chants,
Ils ne la touchent point et lui semblent touchans.

So herrscht der Witz in einigen Stücken durchaus, in andern wenigstens stellenweise. Nur selten offenbart sich die wahre Natur. Denn auch die Einfalt und Naivetät dieser poetischen Menschen ist affektirt. Sie analysiren ihre Empfindungen, statt sie zu äußern; sie denken zu oft, wo sie nur fühlen sollten. Die Ekloge kennt keinen Witz, als so viel dessen zum Ausdruck inniger und tiefer Empfindung erforderlich ist. Alle Verfeinerung der Denkkraft, welche aus der Cultur der Gesellschaft entspringt, alle die Künste, welche nur dazu dienen, die Unterhaltung zu beleben, und das Geschäfte, die Langeweile erträglich zu machen, alles das ist in der Hirtenwelt am unrechten Platz. Man verlangt, Menschen zu sehn, welche glücklich gebildet aus den Händen der Natur hervorgingen, und ihr richtiges moralisches Gefühl und ihren gesunden Verstand in der Einfachheit ihres stillen Lebens erhalten haben; Menschen, welche keinen Unterricht kennen, als den die Natur ihnen ertheilt, und welche keine andre Sprache, als die Sprache der Empfindung sprechen.

Aber Empfindungen auszudrücken, war Fontenelle sehr wenig bemüht. Der Mangel, den man ihm im gesellschaftlichen Leben vorzuwerfen pflegte, der Mangel an Theilnahme, jene Gleichgültigkeit, welche die raffinirteste Politesse immer nur schlecht verbirgt, ist auch seinen Schriften eingeprägt. Sein Ehrgeiz war, wie es scheint, nur auf den Beyfall des Hofs gerichtet, und was diesem gefiel, schien ihm schön und wahr. Ein Mann von richtigem Gefühl hätte die Schmeicheleyen nicht aussprechen können, mit denen er den unwissenden, verworfnen Dubois bey seiner Aufnahme in die Akademie empfing. *)

Dieser Mangel an Gefühl ist auch in den Heroiden sichtbar; aber dagegen sind sie von jenem falschen und blendenden Witz, womit er sein Hirtengedicht verdarb, ziemlich frey. Gleichwohl hatte er bey diesem einen Virgil, bey jenen einen Ovid zu Mustern und Vorgängern. Aber Freyheit von Fehlern ist nur die Bedingung zur Schönheit, aber die Schönheit nicht selbst. Wer Popens Heroiden kennt, wird bey Fontenelle we-

*) Er sagte ihm unter andern: „Sie danken Ihre Erhebung den Musen und genießen die schönste Belohnung Ihres Umgangs mit denselben durch den Anblick der Früchte, die der durch Ihre Erziehung gebildete Geist des Regenten trägt.“ — Und weiter hin: „Welch' eine Wohlthat erzeigen Sie uns durch die Annahme eines Platzes unter uns. Sie hätten uns als Minister begünstigen können, aber die größte Begünstigung, die wir von einem Minister erwarten konnten, war, daß er einer der unsrigen wurde.“

nig Befriedigung finden. Eine fließende Versifikation, eine zierliche und edle Sprache ersetzt den Mangel des lebhaften Ausdrucks elegischer Empfindungen nicht, die der Zweck und die eigentliche Sphäre der Heroide sind. Der Ausdruck in den Heroiden des französischen Dichters ist größtentheils wahr, aber schwach; nicht fehlerhaft, aber auch nicht hervorstechend. —

Fontenelle ist Verfasser einiger Opern, die zu ihrer Zeit mit Beyfall gesehen wurden. Sie haben mir weder viel besser, noch auch viel schlechter als die meisten andern französischen Opern geschienen. Wenn das Wesen dieser sonderbaren Dichtungsart in prächtigen Festen, fürchterlichen Ungewittern, reizenden Tänzen und zärtlichen Arien besteht, wenn es zur Hervorbringung des Interesse hinreichend ist, Wunder auf Wunder zu häufen, und die ganze Natur in einen Aufruhr zu setzen, während dem man die handelnden Personen gänzlich aus den Augen verliehrt, so sind Fontenellens Opern Meisterstücke in ihrer Art. Er ist korrekter als Quinault; nie sinkt seine Sprache so ganz zur trivialen Prosa herab. Aber diese Korrektheit ist durch den Verlust der Wärme und Zärtlichkeit erkauft, die dem Quinault vor allen Dichtern dieser Gattung eigenthümlich ist.

Am glücklichsten war Fontenelle, wenn ich nicht irre, in den sogenannten gesellschaftlichen Stücken. Hier ist der Witz an seiner Stelle; hier verzeiht man

auch wohl eine etwas gesuchtere Wendung. Und einen feinen, glücklichen Gedanken mit Leichtigkeit und Anmuth auszudrücken, dieses Talent fehlte ihm nicht. Einige seiner Madrigallen sind vortreflich, natürlich, ohne allen gesuchten Putz. Doch hat ihn auch in dieser Gattung Voltairens fruchtbarer Witz weit zurückgelassen.

Theokrit.

(Er blühte in der 130. Olympiade, unter den Königen Hiero dem Zweyten zu Syrakus, und Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien.)

Der Ursprung der bukolischen Dichtungsart verliert sich bekanntlich, nicht anders, wie der Ursprung der Epopöe und des Drama's, in die Zeiten des grauen Alterthums. Die Geschichtschreiber nennen uns zwar, dieser einen Diomus, ein anderer einen Daphnis, ein dritter den Stesichorus als Erfinder des Idylls, *) und die Philosophen versuchen zuweilen noch, aus der Natur des Gedichts sein Entstehn zu entwickeln: aber jene geben zuletzt nur Namen, und diese wenigstens keinen bündigern und lehrreichern Aufschluß, als Lükrez, wenn er singt: **)

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren wehte,
Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr
Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
Und lockten Harmonie früh schon aus ihr hervor.

*) Athenäus XIV. S. 619. Diodor IV. K. 84. Aelian in V. H. X. 18.

**) De rerum natura. B. V. V. 1381. u. f.

Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zu Cyprien empor.
An Acis Ufern ließ die Göttliche sich nieder,
Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder.

Ich werde also die Frage: Auf welcher Stufe der Vollkommenheit fand Theokrit das Hirtengedicht? (denn daß er nicht der erste bukolische Sänger war, sagen uns seine eignen Worte; *) und welches Verdienst erwarb er sich um die weitere Ausbildung desselben? als unbeantwortlich vorübergehen, und mich, ohne bey täuschenden Muthmaßungen zu verweilen, allein an ihn und an die Ueberbleibsel seiner Muse halten.

Schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihnen überzeugt Jeden, daß sie weder alle unter eine Aufschrift gehören, noch einen gemeinsamen Charakter an sich tragen. Wie unähnlich sehen sich der Cyklop und die Dioskuren, wie weit auseinander liegen die Frühlingsreise und das Brautlied der Helena! Zwar haben Grammatiker und Scholiasten sie mit einem allgemeinen Namen gestempelt: aber wer weiß nicht, daß Idyllen, in dem Sinne der Alten, nichts anders sind, als vermischte Gedichte, und daß diese vielumfassende Ueberschrift gar verschiedene Gattungen in sich begreife? Um über Theokrits Manier richtig zu urtheilen, ist es nöthig, seine Poesieen in besondre Klassen zu unterscheiden und jede einzeln zu prüfen.

*) Id. 7, 39. 40. vergl. mit Moschus Id. 3, 94—99.

Versteht man, nach dem eingeschränktern Sprachgebrauche der Neuern, unter dem Idyll ein Gedicht, das die Leidenschaften, Empfindungen und Handlungen solcher Menschen schildert, *) die noch in keinem Staate beysammen leben, oder bey denen wir wenigstens die Verbindung mit den grössern Gesellschaften des Staats nicht bemerken, so können nur die eilf ersten Stücke, jedoch mit Ausschluß des zweyten, und, ausser ihnen, der Hirt, (Id. 20.) die Fischer (Id. 21.) und das Liebesgespräch zwischen Daphnis und seinem Mädchen, (Id. 27.) wofern diese wirklich von Theokrit herrühren, für wahre Idyllen gelten. Vielleicht ist der Inhalt dieser Gedichte nicht mannichfaltiger, als die Aeusserungen der Kritiker über den Werth derselben. Große Namen stehen unter den Lobrednern, nicht ge-

*) Man sieht leicht ein, warum ich nicht mit Mendelssohn (Litteraturbriefe, Th. 5. S. 155.) sage; die höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen. Die meisten Idyllen Theokrits würden nach dieser Bestimmung aufhören, Idyllen zu heissen; auch hat schon H. Engel in seiner Theorie der Dichtungsarten (S. 68.) diesen Charakter mit Recht ausgelassen. (vergl. Fragmente über die neue deutsche Litteratur, zweyte Sammlung. S. 357.) Wenn aber eben er zu dem Worte Menschen die nähere Bestimmung gesittet setzt, so fürchte ich, daß hierdurch ebenfalls ein neues, schwankendes Merkmal in den Begriff sich einschleicht. Manche Idyllen des Griechen würden dann offenbar auf diesen Begriff Verzicht thun müssen, und die bäurischen Klagen des Ronsard nicht blos schlechte, sondern gar keine Idyllen seyn.

ringere unter den Tadlern des Griechen: aber ich enthalte mich, sie zu nennen, weil ich weder durch unzeitige Gelehrsamkeit meine Leser ermüden, noch sie durch die Nebeneinanderstellung von Widersprüchen verwirren, oder durch Autoritäten, zum Vortheil der einen Parthey, bestechen will.

So sehr man sich auch in der Bestimmung des Verdienstes der Alten und ihrer einst so allgemein behaupteten Vorzüge vor den Neuern einander genähert hat, so viel Misverständniß und Vorliebe, dünkt mich, mische sich gleichwohl noch itzt in unsre Lobsprüche. Zwar wenn Geßner *) von Theokrit rühmt, »er habe seinen Hirten den höchsten Grad der Naivetät und ihren »Liedern jene sanfte Unschuld gegeben, die man, wenn »die einfältige Empfindung eines unverdorbenen Herzens die Phantasie befeure, nie vermisse;« so wird man geneigt, dieß Lob auf die Bescheidenheit des liebenswürdigen Dichters, der mit den Griechen um einen Lorbeer buhlte, zu schreiben, und es mehr für die Stimme der Freundschaft, als für das abgenöthigte Bekenntniß der Ueberzeugung zu halten. Wenn aber sogar kältre Kunstrichter **) uns zurufen: »Leset den »Theokrit! Ihr werdet von ihm die offenherzige Sprache der Unschuld lernen. Er hat die naive und lieb-

*) In der Vorrede zu seinen Idyllen.

**) Batteux. (nach Ramlers Ausgabe, Th. 1. S. 379.) Sein gefälliges, bald stärkeres, bald schwächeres, Echo sind die meisten übrigen Kunstrichter.

»reizende Natur geschildert. Seine Gemählde sind wie »reife Früchte, am frühen Morgen gebrochen, und mit »dem zarten Scheine, der einem frischen Thaue ähn»lich sieht, überzogen. Keinem seiner Nachfolger ist »es geglückt, ihn zu erreichen. Sie haben sich genö»thigt gesehen, ihn fast buchstäblich abzuschreiben, weil es »ihnen an Genie mangelte, ihm nachzuahmen;« wenn, sage ich, kältere Kunstrichter so reden, und der Leser, im Vertrauen auf ihr sichres Gefühl, seinen Dichter zur Hand nimmt, und, außer der Darstellung der Natur, die noch überdem oft treuer ist, als er sie wünscht, wenig zu bewundern findet, muß er nicht auf die Gedanken gerathen, daß er und der Kritiker sich zwey verschiedener Ausgaben bedienten?

Die Foderung, jeden Schriftsteller in dem Geiste seines Volks und Zeitalters zu lesen, bewahrt freylich, wenn man ihrer fleißig eingedenk ist, auch Theokrit vor manchem unzeitigen Vorwurf. Das Ideal des Schönen ist wandelbar, und in keinem Lande und in keinem Jahrhunderte dasselbe. Blumen, die heute durch ihre Neuheit und frische Farbe gefallen, reizen morgen das Auge nicht mehr; Scenen, an denen wir uns das erstemahl nicht müde sehen können, erscheinen uns, nach wiederholtem Anschauen, alltäglich; Gemählde, die an dem Orte, wo sie aufgenommen werden, als glückliche Nachbildungen bekannter Originale, ergötzen, gehen oft für den Ausländer verloren; und gewiß hat kein Schriftsteller mehr Ursache, das Aussterben der Spra-

che, in welcher er schreibt, zu wünschen, als der Dichter, der nach Unsterblichkeit ringt. Allein alle diese Betrachtungen vermögen doch nur, einzelne Anspielungen, Gleichnisse und Bilder zu rechtfertigen, und hier ist die Frage: Gebühren der Erfindung und Manier des Griechen, im Ganzen genommen, die Lobsprüche, die man ihr beylegt, oder verdient er sie nur in besonderer Rücksicht und unter gewissen Einschränkungen?

Um ein billiges und gegründetes Urtheil über die Bukolien Theokrits zu fällen, ist es, meiner Meynung nach, durchaus nothwendig, nicht nur dem Gedanken an eine idealische Schäferwelt, wie zum Theil schon die Virgilische und mehr noch die Geßnerische ist, zu entsagen, sondern überhaupt nichts anders von ihm zu erwarten, als National-Idyllen, d. h. eine treue Zeichnung des Hirtenvolkes, mit und unter welchem er lebte. Die ersten Versuche, welche Dichter in einer wenig, oder gar noch nicht bearbeiteten poetischen Gattung machen, gehen gewöhnlich von einer einfachen und unverschönerten Darstellung der ungebraucht von ihnen liegenden Welt und Natur aus. »So wie die »Seefahrer, die zuerst den Ocean beschiffien, sagt ein »geistreicher Schriftsteller, *) sich nur den Winden »und Strömen übergeben durften, um neue Inseln zu »entdecken; so dürfen diese glücklichen Köpfe nur ihrer

*) Schwabe in der Preisschrift über den Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack.

»Phantasie freyen Lauf lassen, um überall auf neue »Bilder zu stoßen, und ihre Geistesprodukte damit »auszuschmücken.« Man betrachte die dichterischen Werke, die von den Morgenländern und Griechen auf uns gekommen sind, und die Wahrheit dieser Behauptung wird sogleich einleuchten. Homers Ilias, um bey den letztern stehn zu bleiben, ist höchst wahrscheinlich eine, dem größten Theil nach vorgefallene, wirkliche Handlung, die, an sich schon ein reichhaltiges und poetisches Ganze, wie etwa in den neuern Zeiten die Geschichte des zweyten schlesischen Krieges, dem Sänger die Erfindung und Anordnung des Stoffs ersparte, und die Gemählde und Gleichnisse, deren Reichthum wir mit allem Rechte bewundern, nicht glückliche Zusammensetzungen einer fruchtbaren Einbildungskraft, sondern Beschreibungen natürlicher Gegenstände, oft ohne alle dichterische Beymischung. Eben so die ältesten griechischen Hymnen und Lobgesänge zur Ehre der Götter. Die schmucklose Erzählung eines Abentheuers, oder einer merkwürdigen That ist, wie die noch erhaltenen deutlich zeigen, ihr Inhalt, nicht jene gelehrte Digressionen und sinnreiche Allegorieen und Dichtungen, deren sich Pindar, der Heldensänger, in der Folge bemächtigte. Und die Lustspiele des Aristophanes? Schwerlich kann man sie für etwas anderes halten, als für Darstellungen interessanter Charaktere und Vorfälle, die er aus der wirklichen Welt aufgriff, nicht, wie der spätere Menander, erschuf. Alles,

was der Dichter einer Nation, die sich aus sich selbst und ohne den Einfluß einer schon kultivirten bildet, um zu gefallen, nöthig hat, ist, die Natur getreu nachzuzeichnen. Noch bedarf es der Hülfe der Imagination und ihrer Zusammensetzungen und Verbindungen wenig: seine Schilderungen sind immer neu, und sein Kolorit immer frisch.

Meine Leser errathen vielleicht schon, aus welchem Gesichtspunkte ich die Bukolien Theokrits betrachte. Alles, was von Homer gilt, gilt auch von ihm: denn er ist, wie dieser, und in derselben Bedeutung Schöpfer, d. h. ohne der erste Idyllensänger in dem strengsten Sinne des Worts zu heißen, muß man ihn als denjenigen anerkennen, der die bukolische Dichtungsart zuerst so bearbeitete, daß sie neben den übrigen mit Recht ihre Stelle einnahm. Geboren in dem heerdereichen Sicilien, sang er die Gegenstände, die ihn umgaben, und am lebhaftesten auf ihn würkten, sang er die Anmuth und die Fruchtbarkeit ihrer Fluren, und die Sitten und Empfindungen ihrer Hirten, ihre Lebensweise und ihre Geschäfte, aber wahr und ohne alle Zusätze der Phantasie. Unverschleyert stehen sie vor uns, Naturmenschen, die überall ihre Gefühle und ihre Denkungsart äußern, die sich stets zeigen, wie sie sind. Was sie von dem Dichter entlehnen, ist größtentheils Sprache und Rhythmus, und was uns anzieht, weniger ästhetische Schönheit, als Menschendarstellung und Charakterschilderun-

rungen. *) Wir verweilen bey ihnen, theils, weil oft schon die Richtigkeit einer Zeichnung allein hinreicht, das Auge zu fesseln, theils, weil gewisse leicht zu entdeckende Aehnlichkeiten zwischen dem alten und neuen Hirtenstande in der Vergleichung ergötzen. Es sey mir vergönnt, nach diesem angegebenen Gesichtspunkte, das Bild der theokritischen Muse itzt sorgfältiger auszuführen. Je glücklicher es alle einzelne Züge des Dichters in sich vereinigen, und je geschickter es seyn wird, die verschiedenen Widersprüche in dem Urtheile der Kunstrichter über ihn zu lösen, je mehr Wahrscheinlichkeit wird der Satz, von dem ich ausgegangen bin, gewinnen.

Zuerst ergiebt sich wohl von selbst, daß ein ungeschmücktes, treues Gemählde des Hirtenlebens so anmuthsvoll und reizend unmöglich ausfallen kann, als man es gewöhnlich, theils nach der Idee, die sich so gern an Flur und Hirtenstab anschmiegt, theils nach der Schöpfung der Neueren, die uns immer bey der Lesung der Alten vorschwebt, zu erwarten pflegt. Eine Menge Szenen müssen, wenn der Dichter einige nicht

*) Und in so weit, aber auch nur in so weit bin ich mit dem vortreflichen Verfasser der Vergleichung der deutschen Dichter mit den Dichtern der Griechen und Römer einig. In den meisten übrigen Punkten, und vorzüglich in seinem Urtheile über einzelne Stellen und Gemählde, scheint ihn doch eine zu große Vorliebe für das Alterthum, die auch anderwärts sichtbar wird, bestochen zu haben. Meines Erachtens ist es oft allein seine schöne Sprache, und seine überraschenden Wendungen, nicht die Wahrheit der Sache, was seine Behauptungen unterstützt.

vermeidet, andre nicht veredelt, oder in dem Geschmacke seines Volkes zu beyden keinen hinlänglichen Grund findet, dem mehr geläuterten Gefühle anstößig werden, und den Gedanken einer misverstandenen Nachahmung erwecken. Viele Züge von Einfalt, Unschuld und Offenheit werden, wo nicht mit der Zeit aufhören, als solche zu erscheinen, doch gewiß aus Mangel der diesen Tugenden so unentbehrlichen Delikatesse misfallen, vieles endlich, was der Grieche, nach seinen Sitten, unverhüllt zeigen durfte, beleidigen, da für uns, um der eben angeführten Ursachen willen, keine Dichtungsart gewisse Naktheiten weniger duldet, als die bukolische. Zu jeder dieser Behauptungen finden sich Belege im Theokrit. Ich erinnere nicht an jenes Gleichniß in dem übrigens schönen Gesange Thyrsis, *) das den Ton des Ganzen so unangenehm stört und doch fürwahr keine Frucht, mit frischen Thaue überzogen, heissen kann; der Genuß mehrerer Stücke wird uns durch die rauhe Manier der Sicilischen Hirten und durch ihre Kraftsprache verbittert. So unläugbar indeß dieses ist, so ungerecht würde man gleichwohl handeln, wenn man hieraus einen nachtheiligen Schluß auf den Geschmack Theokrits ziehen wollte. Mitten in den Triften und unter den Heerden seiner Insel sang er, was er hörte und sah, und sang es Griechen, die, wie er, mit allen Eigenthümlichkeiten des Schäferstandes vertraut, und, eben weil sie ihm so nahe leb-

*) Id. 1, 86 — 91,

ten, gewöhnt, auch seine ungefällige Seite ohne Widerwillen und Ekel zu betrachten, sich an der Wahrheit der Nachahmung ergötzten. So ergötzte man sich lange an den licht- und schattenlosen Gemählden der ersten Meister, zufrieden, daß sie gewissenhaft und treu kopirten.

Eben so bereitwillig wird man zweytens bekennen, daß die Farben vieler Bilder und Bluhmen in Theokrit an Lebhaftigkeit und Wärme dem Kolorite unsrer neuern Idyllendichter, und vorzüglich dem Geßnerischen, allerdings nachstehn. Wer es bezweifelt, darf nur die Feldsänger des Griechen (Id. 8.) gegen den schönen Wettgesang, der die Aufschrift Lykas und Milon führt, und keinem Kenner unsrer Litteratur unbekannt seyn kann, halten. Beyde Gedichte sind ganz mahlerisch; in beyden bemühen sich zwey junge Hirten, durch eine Schilderung der Empfindungen ihres Herzens und der reizenden Gegenstände, die ihnen die sie umgebende Natur darbietet, einander ihre Ueberlegenheit zu beweisen; in beyden endlich herrscht ungefähr dieselbe Folge der Ideen und Bilder. Aber welche Verschiedenheit in der Ausführung und Würkung! Der theokritische Gesang ist der Ton einer sanften Schalmey, der Geßnerische der Zauberklang einer Flöte, der in dem Innersten der Seele nachhallt; zu jenem fühlt man sich hingezogen, an diesen gefesselt; der erste vergnügt, der letzte rührt. Man wird es mir zutrauen, daß ich einen Dichter, der keines Lobes bedarf, nicht auf Kosten

eines andern, am wenigsten auf Kosten des Griechen, erheben will. Was ich sage, sage ich einzig, um den Charakter des letztern in ein helleres Licht zu stellen; den Grund der Erscheinung selbst finde ich nicht in dem verschiedenen Genie beyder, sondern in den Umständen, unter denen ein Jeder sang. Dichter, die sich eines poetischen Gebiets zuerst bemeistern, haben immer den Vortheil vor den spätern voraus, daß die Gefilde, auf denen sie erndten, noch unbesucht sind, und die Bluhmen, die sie pflücken, mit allem Reize der Neuheit prangen. Aber je mehr die Gattung, die sie sich wählen, an die mahlerische, oder beschreibende gränzt, je gewisser sind sie der Gefahr ausgesetzt, von einem Nebenbuhler, der mit einem feinern Beobachtungsgeiste eine glücklichere Darstellungsgabe verbindet, wo nicht verdrängt, wenigstens verdunkelt zu werden: *) denn Neuheit und Mannichfaltigkeit sind sicher keinen Dichtungsarten wesentlicher und nothwendiger, als denen, die zunächst für die Einbildungskraft arbeiten; auch erwartet vielleicht keine von der Kunst des Dichters so viel, und von den Gegenständen so wenig, als die

*) Man vergleiche, wofern anders der Satz noch eines erläuternden Beyspiels bedarf, Theokrit Id. 8, 41—48. mit Virgil, Ekl. 7, 53—60. und Kalpurnius, Ekl. 4, 102—111. und diese mit Pope, Id. 1, 68. u. f. Der Gedanke, den alle diese Dichter ausdrücken, ist im Grunde immer derselbe: aber wie sehr hat schon der Römer, und mehr noch der Engländer ihn durch die Wendung zu heben und zu veredlen gewußt!

schildernde und die mit ihr verwandten. Die Anwendung dieser Bemerkungen auf Theokrit ergiebt sich, meines Bedünkens, von selbst. Seine Gemählde tragen das Gepräge des Landes, das, in Rücksicht auf die Menge und Schönheit ländlicher Szenen, höchstens nur Helvetien weicht. Laßt ihm den Ruhm, er verdient ihn, daß er die lieblichsten nicht übersah: aber laßt uns eben so offenherzig bekennen, daß es seinen Nachfolgern gelungen ist, tiefer noch, als er, in die Natur einzudringen, und ihr ihre verborgensten Reize abzulauschen.

Schon die alten Grammatiker unterschieden dreyerley Formen der Darstellung in den Gedichten Theokrits, die erzählende, dramatische und gemischte, eine an sich unfruchtbare Eintheilung, welche die Neuern zu einer fruchtbaren Untersuchung genutzt haben. Wie kömmt's, war schon mehrmals die Frage, daß die mittlere bey weiten vor den übrigen herrscht? Ist sie dem Idyll angemeßner, als die erste? oder wählte sie Theokrit als ein Mittel zu größerer Lebhaftigkeit? oder hoffte er durch sie seine Gedichte an Situationen zu bereichern? Weder die eine, noch die andre Annahme befriedigt ganz. Eine Muthmaßung, die sich auf die Erörterung derselben Frage bezieht, hat neuerlich der Verfasser der Arethusa *) gewagt. Das theokritische Idyll,

*) Man sehe seinen Versuch über das bukolische Gedicht, vorzüglich S. 15. vergl. mit S. 28.

bens darstellen, und zugleich auf die Verherrlichung des ägyptischen Königs Ptolemäus und seiner Gemahlinn abzielen. Es ist nicht wohl möglich, die Wahrheit der Charaktere und die Lebhaftigkeit der Schilderung, die, besonders in dem letzten Stücke, durch die dorische Mundart so vortheilhaft unterstützt wird, zu übersehen. Die unterredenden Personen werden uns so nahe gerückt, daß wir sie nach ihrem kleinsten Umrisse zu erkennen glauben; ihre Denkungsart, Neigungen, Sitten liegen unverhüllt vor uns; wir lesen in ihren Mienen, wir hören ihre Stimme, und vergessen, daß sie nicht selbst gegenwärtig sind, sondern daß es der Dichter ist, der sie vor unsre Einbildungskraft hinstellt. Gesetzt, es wäre von Theokrit mehr nicht, als sein funfzehntes Idyll, auf uns gekommen, so würde uns dieß schon berechtigen, ihn für einen Meister in der Kunst der poetischen Portraitirung nach dem Leben zu halten. Weniger interessant ist vielleicht, wegen der gar zu entfernten Sitten, die Pharmakevtria oder Zauberinn, (Id. 2.) die ebenfalls hieher gehört, weil sie nichts bukolisches an sich trägt, sondern ganz die Empfindungen von Leuten aus der niedrigern Bürgerklasse, mimisch, oder, wenn man lieber will, in Sophrons Manier darstellt. Indeß bleibt es immer als Sittengemählde, und wegen der, in vielen Stellen, so wohl getroffnen Sprache der Leidenschaft, auch für den blossen Liebhaber des Alterthums ein nicht unwichtiges Ueberbleibsel. Noch ist der poetische Dialog, als ein-

zelne Gattung, von zu wenigen Dichtern unter uns bearbeitet worden, als daß es leicht wäre, Stücke in dieser besondern Manier den theokritischen an die Seite zu setzen, man müßte denn den Winterabend und die Geldhapers von Voß, die ebenfalls nur im uneigentlichen Sinne Idyllen heißen, hieher ziehen.

Eine neue Klasse bilden die Erzählungen aus der Fabelwelt, oder die mythischen Stücke. Es sind ihrer, außer dem anakreontischen Liede auf den Tod des Adonis, (Id. 30.) fünfe, Hylas, die Dioskuren, Herkules als Knabe, Herkules der Löwentödter und die Mänaden. (Id. 13. 22. 24. 25. 26.) Ob sie alle, oder nur zum Theil von Theokrit herrühren, ist schwer zu entscheiden: aber fast sollte man das letztere aus der Ungleichheit ihres poetischen Werthes folgern. Adonis und die Mänaden sind von dem Vorwurfe witzelnder Antithesen und geschraubter Einfälle nicht frey zu sprechen. *) In den Dioskuren hat der Dialog zwischen Pollux und Amykus einige charakteristische Verse: allein die Kampfbeschreibungen sind, wie die meisten Gemählde dieser Art, mehr nicht, als gelehrt. Ein desto lieblicheres Stück ist Hylas. Zwar schwebt der Dichter nicht stolz empor, zwar überrascht er weder durch kühne Bilder, noch bestürmt er seine Leser durch mannichfaltige Gleichnisse, dergleichen ihnen Valerius

*) Man vergleiche insbesondre den 26. und die folgenden Verse des letztern.

Glakkus, *) der Sänger desselben Mythus, mich dünkt, eben nicht nach dem Gesetze der weisen Sparsamkeit, in wenigen Zeilen drey oder vier auftischt; allein die gemäßigte Schreibart, deren er sich bedient, ist nichts weniger, als ohne Verdienst, ja vielleicht ist seine poetische Nüchternheit um so lobenswürdiger, je leichter es war, sich bey einem so leidenschaftlichen Sujet zu vergessen und auszuschweifen. Herkules der Knabe, es sey ein für sich bestehendes Ganze, oder, was ich ungleich wahrscheinlicher finde, ein Theil einer Heraklea, sey eigne Erfindung, oder durch ein Gemählde veranlaßt — gern ruht das Auge auf dem Schilde Amphitryo's, den Alkmene zur Wiege umschafft; wohlgefällig bemerkt es den Kontrast zwischen dem Göttersohn, der die Ungeheuer ergreift und würgt, und zwischen dem furchtsamen Bruder, der die Decke von sich wirft, und laut aufschreyt. Wie wahr und der Natur abgelauscht ist die kindische Freude, mit der Herkules dem Vater die Schlangen darreicht, wie liebenswerth in ihrer Gottesfurcht Alkmene, und in ihrer Geschäftigkeit, das Haus, nach Tiresias Rath, zu reinigen und zu sühnen! Etwas trocken ist freylich die Stelle von dem Unterrichte und den Lehrern des jungen Helden: aber sicher würden wir für diese Trockenheit durch eine interessante Schilderung seiner physischen Erziehung schadlos gehalten worden seyn, wenn der Schluß der Erzählung

*) B. 3. V. 576—591.

zählung auf uns gekommen wäre. Nicht minder vortheilhaft denke ich von dem folgenden Gedichte, das, dem Inhalte nach, mit diesem verwandt ist, vielleicht, (denn Anfang und Ende fehlen gleichfalls,) einst mit ihm zu einem Ganzen verbunden war. Die Treuherzigkeit, mit welcher der Hirt den Fremdling Herkules aufnimmt und unterrichtet, diese Art von Urbanität, die ihm so natürlich zu seyn scheint, diese Bezähmung aller Neugierde, die ihm wirklich einige Ueberwindung kostet, diese naiven und seinen Stand charakterisirenden Bemerkungen, die er überall einstreut, endlich die, wie von Ungefähr, herbeygeführte und für den Herkules so ruhmvolle Gelegenheit, seinen Muth und seine Stärke zu zeigen, das glückliche Gemählde seines Kampfes mit dem nemeischen Löwen nicht ausgeschlossen — alles dieses sind Schönheiten, die nur ein ungeübter Blick verkennen, oder ein verwöhnter Geschmack verwerfen kann.

Die noch übrigen so genannten Idyllen lassen sich bequem unter die Aufschrift: Gedichte vermischten Inhalts zusammenfassen. Von jedem ein Wort: denn ein allgemeines Urtheil ist hier nicht möglich. Hymnenartig sind beyde, Ptolemäus Lob und die Grazien: (Id. 12. 16.) aber das erstere steht tief unter dem letztern. Dieß verräth einen Dichter, der zu loben weiß, jenes einen Nachahmer in der trocknen Manier des Kallimachus. Nichts ist langweiliger, als die Geburt des Ptolemäus, die man hier nach allen

Umständen erzählt findet, nichts lächerlicher, als die arithmetische Berechnung der ihm unterworfenen Städte, nichts fader, als die Schmeicheleyen, die ihm über die Verwendung seiner königlichen Schätze gesagt werden. Ich denke, man entehrt den Geschmack Theokrits, wenn man ihm diese Hymne zuschreibt, *) so wie auf der andern Seite die Ausleger seine Lorbeern schmälern, die ihm die Grazien und das Brautlied der Helena, (Id. 18.) ein trefliches Lob ihrer Schönheit und weiblichen Tugenden, absprechen. Es ist wahr, die theokritische Muse nimmt, besonders in diesem Epithalam, einen etwas höhern Flug, als gewöhnlich: allein berechtigt dieß zu einer so dreisten Kritik, oder ist es befremdend, daß der Dichter die Sprache nach dem Gegenstand ändert? so viel bleibt gewiß, daß man unter den Hochzeitliedern der Alten wenige findet, die sich durch einen so muntern, und zugleich so keuschen Scherz vortheilhafter auszeichnen, als dieses. — Das zwölfte und neun und zwanzigste Gedicht sind, letzteres selbst in Rücksicht des Sylbenmaaßes, lyrisch. Man kann sie als zwey schöne Gegenstücke betrachten, deren eines die Seeligkeiten einer treuen und beständigen Freundschaft

*) Wie Clodius, der doch gewiß zu den geschmackvollern Auslegern der Alten gehört, den Werth dieser Hymne, in seinen Versuchen aus der Litteratur und Moral, (St. 4. S. 678.) so hoch anschlagen konnte, wäre kaum zu begreifen, wofern man nicht wüßte, daß auch er zuweilen dem Vorurtheile für die allgemeine Vortreflichkeit der Alten zu sehr nachgab.

eben so feurig erhebt, als tief und innig das andere die Wankelmuth der Liebe beseufzt. So unerwartet und rasch in dem einen der Uebergang auf das Lob der Megarenser zu seyn scheint, so schön und so vortreflich hängt er gleichwohl mit dem vorhergehenden zusammen. Der Dichter kennt keinen schmeichelhaftern Gedanken, als den, durch die Freundschaft für seinen Alites in dem Gedächtnisse der Menschen zu leben. Diokles genoß dieß Glück durch den Antheil, den die Megarenser an ihm und seinem Geliebten nahmen. Sehet da die Veranlassung zu der lieblichen Digreßion und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, den die gelehrtesten Interpreten unberührt lassen. Lyrisch ist außerdem noch das acht und zwanzigste Idyll, oder der Spinnrocken. Eine elegante, poetische Kleinigkeit, die einem kleinen und eleganten Geschenke zur Einfassung dient. — Einige Züge aus dem drey und zwanzigsten Gedichte, oder dem unglücklich Liebenden, hat Virgil für seinen Alexis benutzt. Dieß, und weil es einer Idyllensammlung einverleibt war, ist unstreitig die Ursache, warum man es als ein bukolisches Stück betrachtet, und nach den Regeln dieser Gattung beurtheilt hat. Wenigstens scheint einer unsrer neuern Theoristen auf kein andres Gedicht anzuspielen, wenn er sagt: „Ein „Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thür „seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmi„gen Ausspruche aller Kunstrichter, kein idyllenmäßi„ger Gegenstand.“ Ich mag die Vertheidigung des

gend ein Unterschied zwischen ihnen eintritt, so ist es der, daß sie ihre Neigungen mit mehr Bescheidenheit und Unschuld, ihre Redlichkeit mit mehr Delikatesse und Feinheit, und ihre Dienstleistungen mit mehr Anmuth zu paaren wissen. Und wollen wir deshalb auf Geßner, den Dichter eines unstreitig kultivirtern Zeitalters, zürnen? »Aber Natur! Natur!« ruft hier mein Kunstrichter aus. »Das Ideal des Schäferge»dichts ist, die Empfindungen und Leidenschaften der »Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zu zei»gen, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer »werden, und sie so weit verschönert zu zeigen, daß wir »es den Augenblick werden wollen. Je näher ich der »Natur bleiben und doch diese Illusion, dieß Wohl»gefallen erreichen kann, desto schöner ist mein Idyll: »je mehr ich mich über sie erheben muß, desto morali»scher, desto feiner, desto artiger kann ein Gedicht wer»den, aber desto mehr verliert es an poetischer Idyl»lenschönheit.« Ob der Kunstrichter wohl, als er dieß hinschrieb, an die theokritischen Hirten Komatas und Lakon dachte? ob er sie wirklich so liebenswürdig fand, daß er ihnen ähnlich zu werden wünschte? Und wodurch beweist er dann, daß sein Ideal von Idyllenschönheit das wahre ist? Sollte der Ausruf, den er sich gegen Mendelssohn erlaubt: »So bestimmt ein »Jeder willkührlich, weil ihm kein gesetzgeberischer Ari»stoteles vorgearbeitet hat!« nicht auch auf ihn passen und sein Urtheil über die Vollkommenheit der buko-

lischen Dichtungsart den Tadel der Einseitigkeit nicht verdienen? Doch hinweg mit einer Vergleichung, bey der weder der eine, noch der andre gewinnen kann, oder wenn der Grieche durchaus mit einem Deutschen verglichen werden soll, so sey es mit Voß, »der,« nach Herrn Eschenburgs Bemerkung, *) »allerdings so »glücklich gewesen ist, die Sitten und Gesinnungen, ja »den ganzen Ton der deutschen, besonders der nieder»deutschen Landleute, (wie, nach meiner Behauptung, Theokrit den Ton der sicilischen,) »in seine Idyllen »überzutragen,« und in dieser Gattung für ein trefliches Muster gelten würde, wenn es ihm geglückt wäre, diesen Ton überall zu erhalten.

Zunächst nach den Schäfergedichten Theokrits nenne ich, in Absicht ihres poetischen Verdienstes, Cyniskas Liebe und das Adonisfest, oder die Syrakuserinnen. (Id. 14. 15.) Schon Andere haben vor mir erinnert, und wirklich muß es jedem unbefangenen Leser einleuchten, daß beyde nichts Hirtenmäßiges an sich tragen, und weder zu den ländlichen, noch städtischen Bukolien, wohin sie der Verfasser der Arethusa zu ziehen scheint, **) gezählt werden können. Nach meiner Empfindung sind es poetische Dialogen, die gewisse Szenen des bürgerlichen, oder gemeinen Le-

*) In seiner Beyspielsammlung Th. 1. S. 445.

**) Vorrede S. 2. Ueberhaupt sehe ich noch nicht deutlich ein, was der Verfasser für einen Begriff mit städtischen Hirtengedichten verbindet.

bens darstellen, und zugleich auf die Verherrlichung des ägyptischen Königs Ptolemäus und seiner Gemahlinn abzielen. Es ist nicht wohl möglich, die Wahrheit der Charaktere und die Lebhaftigkeit der Schilderung, die, besonders in dem letzten Stücke, durch die dorische Mundart so vortheilhaft unterstützt wird, zu übersehen. Die unterredenden Personen werden uns so nahe gerückt, daß wir sie nach ihrem kleinsten Umrisse zu erkennen glauben; ihre Denkungsart, Neigungen, Sitten liegen unverhüllt vor uns; wir lesen in ihren Mienen, wir hören ihre Stimme, und vergessen, daß sie nicht selbst gegenwärtig sind, sondern daß es der Dichter ist, der sie vor unsre Einbildungskraft hinstellt. Gesetzt, es wäre von Theokrit mehr nicht, als sein funfzehntes Idyll, auf uns gekommen, so würde uns dieß schon berechtigen, ihn für einen Meister in der Kunst der poetischen Portraitirung nach dem Leben zu halten. Weniger interessant ist vielleicht, wegen der gar zu entfernten Sitten, die Pharmakevtria oder Zauberinn, (Id. 2.) die ebenfalls hieher gehört, weil sie nichts bukolisches an sich trägt, sondern ganz die Empfindungen von Leuten aus der niedrigern Bürgerklasse, mimisch, oder, wenn man lieber will, in Sophrons Manier darstellt. Indeß bleibt es immer als Sittengemählde, und wegen der, in vielen Stellen, so wohl getroffnen Sprache der Leidenschaft, auch für den blossen Liebhaber des Alterthums ein nicht unwichtiges Ueberbleibsel. Noch ist der poetische Dialog, als ein-

zelne Gattung, von zu wenigen Dichtern unter uns bearbeitet worden, als daß es leicht wäre, Stücke in dieser besondern Manier den theokritischen an die Seite zu setzen, man müßte denn den Winterabend und die Geldhapers von Voß, die ebenfalls nur im uneigentlichen Sinne Idyllen heißen, hieher ziehen.

Eine neue Klasse bilden die Erzählungen aus der Fabelwelt, oder die mythischen Stücke. Es sind ihrer, außer dem anakreontischen Liede auf den Tod des Adonis, (Id. 30.) fünfe, Hylas, die Dioskuren, Herkules als Knabe, Herkules der Löwentödter und die Mänaden. (Id. 13. 22. 24. 25. 26.) Ob sie alle, oder nur zum Theil von Theokrit herrühren, ist schwer zu entscheiden: aber fast sollte man das letztere aus der Ungleichheit ihres poetischen Werthes folgern. Adonis und die Mänaden sind von dem Vorwurfe witzelnder Antithesen und geschraubter Einfälle nicht frey zu sprechen. *) In den Dioskuren hat der Dialog zwischen Pollux und Amykus einige charakteristische Verse: allein die Kampfbeschreibungen sind, wie die meisten Gemählde dieser Art, mehr nicht, als gelehrt. Ein desto lieblicheres Stück ist Hylas. Zwar schwebt der Dichter nicht stolz empor, zwar überrascht er weder durch kühne Bilder, noch bestürmt er seine Leser durch mannichfaltige Gleichnisse, dergleichen ihnen Valerius

*) Man vergleiche insbesondre den 26. und die folgenden Verse des letztern.

Flakkus, *) der Sänger desselben Mythus, mich dünkt, eben nicht nach dem Gesetze der weisen Sparsamkeit, in wenigen Zeilen drey oder vier auftischt; allein die gemäßigte Schreibart, deren er sich bedient, ist nichts weniger, als ohne Verdienst, ja vielleicht ist seine poetische Nüchternheit um so lobenswürdiger, je leichter es war, sich bey einem so leidenschaftlichen Sujet zu vergessen und auszuschweifen. Herkules der Knabe, es sey ein für sich bestehendes Ganze, oder, was ich ungleich wahrscheinlicher finde, ein Theil einer Heraklea, sey eigne Erfindung, oder durch ein Gemählde veranlaßt — gern ruht das Auge auf dem Schilde Amphitryo's, den Alkmene zur Wiege umschafft; wohlgefällig bemerkt es den Kontrast zwischen dem Göttersohn, der die Ungeheuer ergreift und würgt, und zwischen dem furchtsamen Bruder, der die Decke von sich wirft, und laut aufschreyt. Wie wahr und der Natur abgelauscht ist die kindische Freude, mit der Herkules dem Vater die Schlangen darreicht, wie liebenswerth in ihrer Gottesfurcht Alkmene, und in ihrer Geschäftigkeit, das Haus, nach Tiresias Rath, zu reinigen und zu sühnen! Etwas trocken ist freylich die Stelle von dem Unterrichte und den Lehrern des jungen Helden: aber sicher würden wir für diese Trockenheit durch eine interessante Schilderung seiner physischen Erziehung schadlos gehalten worden seyn, wenn der Schluß der Erzählung

*) B. 3. V. 576—591.

zählung auf uns gekommen wäre. Nicht minder vortheilhaft denke ich von dem folgenden Gedichte, das, dem Inhalte nach, mit diesem verwandt ist, vielleicht, (denn Anfang und Ende fehlen gleichfalls,) einst mit ihm zu einem Ganzen verbunden war. Die Treuherzigkeit, mit welcher der Hirt den Fremdling Herkules aufnimmt und unterrichtet, diese Art von Urbanität, die ihm so natürlich zu seyn scheint, diese Bezähmung aller Neugierde, die ihm wirklich einige Ueberwindung kostet, diese naiven und seinen Stand charakterisirenden Bemerkungen, die er überall einstreut, endlich die, wie von Ungefähr, herbeygeführte und für den Herkules so ruhmvolle Gelegenheit, seinen Muth und seine Stärke zu zeigen, das glückliche Gemählde seines Kampfes mit dem nemeischen Löwen nicht ausgeschlossen — alles dieses sind Schönheiten, die nur ein ungeübter Blick verkennen, oder ein verwöhnter Geschmack verwerfen kann.

Die noch übrigen so genannten Idyllen lassen sich bequem unter die Aufschrift: Gedichte vermischten Inhalts zusammenfassen. Von jedem ein Wort: denn ein allgemeines Urtheil ist hier nicht möglich. Hymnenartig sind beyde, Ptolemäus Lob und die Grazien: (Id. 12. 16.) aber das erstere steht tief unter dem letztern. Dieß verräth einen Dichter, der zu loben weiß, jenes einen Nachahmer in der trocknen Manier des Kallimachus. Nichts ist langweiliger, als die Geburt des Ptolemäus, die man hier nach allen

Umständen erzählt findet, nichts lächerlicher, als die arithmetische Berechnung der ihm unterworfenen Städte, nichts fader, als die Schmeicheleyen, die ihm über die Verwendung seiner königlichen Schätze gesagt werden. Ich denke, man entehrt den Geschmack Theokrits, wenn man ihm diese Hymne zuschreibt, *) so wie auf der andern Seite die Ausleger seine Lorbeern schmälern, die ihm die Grazien und das Brautlied der Helena, (Id. 18.) ein trefliches Lob ihrer Schönheit und weiblichen Tugenden, absprechen. Es ist wahr, die theokritische Muse nimmt, besonders in diesem Epithalam, einen etwas höhern Flug, als gewöhnlich: allein berechtigt dieß zu einer so dreisten Kritik, oder ist es befremdend, daß der Dichter die Sprache nach dem Gegenstand ändert? so viel bleibt gewiß, daß man unter den Hochzeitliedern der Alten wenige findet, die sich durch einen so muntern, und zugleich so keuschen Scherz vortheilhafter auszeichnen, als dieses. — Das zwölfte und neun und zwanzigste Gedicht sind, letzteres selbst in Rücksicht des Sylbenmaaßes, lyrisch. Man kann sie als zwey schöne Gegenstücke betrachten, deren eines die Seeligkeiten einer treuen und beständigen Freundschaft

*) Wie Clodius, der doch gewiß zu den geschmackvollern Auslegern der Alten gehört, den Werth dieser Hymne, in seinen Versuchen aus der Litteratur und Moral, (St. 4. S. 678.) so hoch anschlagen konnte, wäre kaum zu begreifen, wofern man nicht wüßte, daß auch er zuweilen dem Vorurtheile für die allgemeine Vortreflichkeit der Alten zu sehr nachgab.

eben so feurig erhebt, als tief und innig das andere die Wankelmuth der Liebe beseufzt. So unerwartet und rasch in dem einen der Uebergang auf das Lob der Megarenser zu seyn scheint, so schön und so vortreflich hängt er gleichwohl mit dem vorhergehenden zusammen. Der Dichter kennt keinen schmeichelhaftern Gedanken, als den, durch die Freundschaft für seinen Aites in dem Gedächtnisse der Menschen zu leben. Diokles genoß dieß Glück durch den Antheil, den die Megarenser an ihm und seinem Geliebten nahmen. Sehet da die Veranlassung zu der lieblichen Digreßion und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, den die gelehrtesten Interpreten unberührt lassen. Lyrisch ist außerdem noch das acht und zwanzigste Idyll, oder der Spinnrocken. Eine elegante, poetische Kleinigkeit, die einem kleinen und eleganten Geschenke zur Einfassung dient. — Einige Züge aus dem drey und zwanzigsten Gedichte, oder dem unglücklich Liebenden, hat Virgil für seinen Alexis benutzt. Dieß, und weil es einer Idyllensammlung einverleibt war, ist unstreitig die Ursache, warum man es als ein bukolisches Stück betrachtet, und nach den Regeln dieser Gattung beurtheilt hat. Wenigstens scheint einer unsrer neuern Theoristen auf kein andres Gedicht anzuspielen, wenn er sagt: „Ein „Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thür „seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmi„gen Ausspruche aller Kunstrichter, kein idyllenmäßi„ger Gegenstand.“ Ich mag die Vertheidigung des

Albrecht von Haller.

(Er war geboren zu Bern, den 16. October 1708, und starb daselbst den 12. December 1777. Seine poetische Blüthe fällt zwischen die Jahre 1725 und 1736.)

Ungeachtet die deutschen Dichter nicht unter diejenigen gehören, welche von Zeit und Umständen begünstiget worden sind, und ihr Sitz auf dem Helikon ihnen keine kleine Mühe gekostet hat, so war doch vielleicht die Gefahr, ihre Würde und Stimme ganz zu verlieren, nirgends größer, als im Ausgang des letzten und im Anfange dieses Jahrhunderts. Ein Geschmack, der an sich eben so abentheuerlich, als in seinen Folgen verderblich war, hatte sich damahls der besten Köpfe bemächtiget, und herrschte mit ziemlich unumschränkter Gewalt. Es waren nicht mehr Opitz und seine Nachfolger, die zwar allerdings noch gar weit hinter der Vollkommenheit zurückblieben, aber doch auf der Bahn zur Vollkommenheit wandelten, deren Werke man ehrte und schätzte; es war nicht mehr jene Wahrheit und Natur im Ausdrucke, nach der man strebte, noch was in den Schriften der eben genannten Dichter den Mangel des Nachdruckes und der Kraft oft glücklich genug ersetzt, jene anspruchslose treuherzige Ein-

falt, um welche man sich bemühte. Alle diese Tugenden waren verschwunden, oder vielmehr in die entgegengesetzten Fehler übergegangen. Einige Schlesische Poeten, die sich berechtiget glaubten, den Ton angeben zu dürfen, weil sie Schlesier waren, wie Opitz, und denen man, aus blinder Vorliebe für die dichterische Provinz, in welcher sie lebten, huldigte, hatten sich zu Gesetzgebern des Geschmacks aufgeworfen, und verderbten in kurzem alles Gefühl für das ächte und wahre Schöne. Man staunte sie an, weil sie eine fremde und unerhörte Sprache redeten, und ahmte sie um desto zuversichtlicher nach, weil sie sich auf große Vorbilder stützten.

Die Italiener behaupteten nämlich in den Tagen Opitzens unter den gebildeten Nationen Europens mit allem Rechte den ersten Rang. Was uns später hin die Franzosen gegolten haben, das galten in den damahligen Zeiten die Welschen, und wie jene von den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts als Muster angesehn und nachgeahmt worden sind, so kopirten die Dichter des siebzehnten diese. Schon im Jahre 1626 übersetzte Dieterich von dem Werder das befreyte Jerusalem Tasso's und nicht lange nachher den wüthenden Roland Ariosts, und Flemming und Andre beeiferten sich um die Wette die lieblichen Sylbenmaaße der Italiener und die Zärtlichkeit und Weichheit ihrer Sonnette im Deutschen auszudrücken. Es kam vielleicht nur darauf an, daß der Geschmack der Italiener

sich länger noch so rein und unverfälscht, wie wir ihn in den Werken der beyden ebengenannten Dichter finden, erhalten hätte, und unsre Poesie wäre selbst um viele Jahre früher gereift, und ihr Gang anders bestimmt worden. Aber die Blüthe der welschen Dichtkunst wurde, bald nach Tassos Tode, durch einen schädlichen Hauch vergiftet. Marino, Guarini, Balducci, Testi, und mehrere schrieben gesucht und kostbar, und verleiteten die Deutschen, die nach Opitz wenig gewonnen hatten, zu Nachahmungen, deren Charakter Unsinn und Schwulst ist. Man braucht nur die Namen Lohenstein und Hofmannswaldau zu nennen, und man hat in zwey Worten gesagt, wie untreu unsre Poesie dem guten Geschmacke geworden, und wie tief sie gesunken war.

Es ist andem, Lohensteins Manier war nicht die einzig herrschende jener Zeit. Einige Dichter hatten das Herz sich nicht an dieß bewunderte Muster zu binden, und das falsche Flittergold zu verachten. Sie versuchten es sogar durch ihr Beyspiel den Ton zu ändern, und eine neue Bahn zu betreten: aber leider war ihr Beyspiel nicht lehrreich genug, und die Bahn, die sie einschlugen, um nichts besser, als diejenige, die sie verließen. Auffallender hatte sich vielleicht Horazens Ausspruch, daß Thoren, die den einen Abweg vermeiden wollen, gewöhnlich in den andern fallen, noch nie bewähret, als dießmal. Matte, geistlose Reime, traten an die Stelle der pomphaften, aufge-

dunsenen Verse, an denen man sich bisher ergötzt hatte; kriechende und gemeine Ausdrücke an die Stelle der mit Metaphern überladenen Sprache, und Seichtigkeit und Gedankenleere an die Stelle der Uebertreibung. So wie die Lohensteinianer alles geleistet zu haben glaubten, wenn sie Bilder auf Bilder, Gleichnisse auf Gleichnisse, und Spitzfindigkeit auf Spitzfindigkeit häuften, so setzten die Gegner ihr Verdienst in die Kunst leicht zu reimen und zierlich zu schreiben, ohne zu bemerken, welche nüchterne Weitschweifigkeit sich mit dem leichten Flusse der Reime paarte, und wie oft ihre Zierlichkeit in ekle Pedanterie ausartete. Seitdem stritten falsche Erhabenheit und fade Geschwätzigkeit einen langen und abwechselnden Kampf mit einander, ohne daß die eine, oder die andre sich eines entscheidenden Sieges rühmen konnte.

In diese Zeiten fiel Hallers Bildung. Geboren mit einer zarten Phantasie und in einem poetischen Lande, gewann er frühzeitig die Musen lieb, und verfertigte frühzeitig Gedichte. Aber je zeitiger er anfing, desto gefährlicher mußten seinem Geschmacke die Zeiten und die damahligen Muster werden. Er selbst erzählt *) uns, daß, schon im zwölften Jahre, Ho-

*) In einem Schreiben an den Freyherrn von Gemmingen, worin Haller eine Vergleichung zwischen sich und Hagedorn anstellt. Man sehe die Sammlung seiner kleinen Schriften; Th. 3. Nr. 10. oder auch das Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller

mer sein Roman, und Lohenstein und Brockes die Dichter waren, in deren Manier er arbeitete, und wie er noch vor seinem funfzehnten eine Epopöe von mehr denn vier tausend Versen, und verschiedene Tragödien und Hirtengedichte verfertigt habe. Da er selbst alle diese Reimereyen, vierzehn Jahre nachher, in einer glücklichen Stunde, wie er sie nennt, vernichtete, so können wir freylich nicht mehr über den Gang seines jugendlichen Geistes, und über den Inhalt und Werth seiner frühesten Versuche urtheilen. Indeß trägt das Gedicht, welches seine Sammlung eröffnet, und das einzige aus jenem Zeitraume ist, das er der Erhaltung nicht unwürdig fand, noch mannichfaltige Spuren seiner frühern Lektüre an sich. Man kann mit Recht sagen, daß die Schönheit des Morgens, gegen die spätern Gemählde des Dichters gehalten, hier mit zu vieler Pracht und ängstlicher Sorgfalt geschildert ist, und die Rubinen, Sapphiren, und der Ambradampf der Lilie, der der Blätter grauen Atlas belebt, wenigstens an die Schule erinnern, die sich in dergleichen Bildern und Verzierungen gefiel. Auch der Schimmel der Wolken, und der Talg der Berge, und andre gemeine Ausdrücke, die hier und anderwärts in den ältesten Ausgaben vorkommen, und erst in der dritten und vierten ver-

und sich selbst. Th. 2. S. 118. Für den Kritiker ist es äusserst interessant, hier den Dichter über seine eigne Manier, und über die Hindernisse, die er bekämpfen mußte, sprechen zu hören.

schwinden, sind allerdings in dem Geschmacke jener Dichterzunft, die das Erhabne mit dem Niedrigen und das Edle mit dem Unedlen, ohne Unterschied und Rücksicht, vermischte. Wäre Haller nicht zu sehr über alle kritische Verkleinerungssucht erhaben, so würden wir uns vielleicht bedenken des Einflusses seines Zeitalters auf ihn, und der Fehler, zu denen es ihn in früheren Jahren verleitete, zu erwähnen. Aber unseres Bedünkens wird er durch Bemerkungen der Art nicht herunter gesetzt, sondern geehrt. Um die Vorzüge eines Genies, und die Verdienste eines Dichters ganz kennen und würdig schätzen zu lernen, ist es nothwendig zu wissen, auf welcher Stufe die Litteratur seines Volks stand, und mit was für Schwierigkeiten er kämpfen mußte.

So wie Lohenstein den in dem Knaben ruhenden Funken zur Flamme anfachte, so reinigte und läuterte sie sich nachher durch die Lesung der Alten, vorzüglich Virgils, dessen Harmonie, Mahlerey, und Korrektheit, nach dem Urtheile Hallers, des Mannes, noch von Niemanden erreicht worden ist, und durch die Bekanntschaft mit den englischen Dichtern, deren aufmerksameres Studium eine Folge seines Aufenthalts in England gewesen zu seyn scheint. »Ich fühlte seit der Zeit,« schreibt er, »daß man in wenigen Worten weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bereits gesagt hatte; ich sahe, daß philosophische Ideen und Bemerkungen sich reimen ließen, und strebte nach einer

Stärke, die ich noch bis jetzt, in allen deutschen Dichtern, vermißte.« Man hat diesen Ausspruch hie und da zu hart finden wollen; man hat Hallern wohl zuweilen angeklagt, daß er das Verdienst der Engländer um sich zu laut preise, und Opitzen übergehe, dessen Gesang sich doch auch durch Kürze und gedankenreiche Darstellung empfehle. Allein ich gestehe aufrichtig, daß mir diese Beschuldigung nicht einleuchtet. So ehrenvoll ich von Opitz denke, so scheint mir doch der Abstand zwischen Hallern und ihm etwas groß. Er hat unstreitig den Reichthum unsrer Sprache mehr, als alle vor ihm, genutzt und erweitert; er hat, durch die Einführung einer bestimmten und richtigen Prosodie, unsrer Dichtkunst einen der wesentlichsten Dienste geleistet; er hat auf die Alten aufmerksam gemacht und seinen Lehrgedichten einige ihrer vorzüglichsten Stellen, die aber auch nach meiner Empfindung der hervorstechendste Theil seiner Poesie sind, einverleibt; er hat sich endlich im Ausdrucke nie verstiegen, und ist seltener, als seine Nachkommen, unter das Prosaische herabgesunken: aber die Erhabenheit und Philosophie, deren unsre poetische Sprache fähig ist, hat er nicht geahndet. Diese Vollkommenheiten, die er, sey's aus Mangel des Genies, oder aus andern Ursachen übersah, und Lohenstein auf einem falschen Wege suchte, hat Haller zuerst erreicht. *)

*) Man vergleiche z. B. nachfolgende Stellen, in denen beyde Dichter das Glück der Armuth und Einfalt, auf

Kraft und Gedankenfülle sind das Charakteristische seiner Poesie.

Die Absicht meiner Abhandlung erfordert es, daß ich hier verweile und dieß Charakteristische sorgfältiger und genauer zergliedere.

eine ziemlich ähnliche Weise schildern. Opitz sagt in dem Gedichte über die Ruhe des Gemüthes:

Wie noch die alte Welt mit Keilen Holz gespalten,
Und nur ein dünnes Scheit zum Feuer vorbehalten,
Von Balken nicht gewußt; da keine Säge war,
Da lebten sie mit Ruh, und außer der Gefahr.
Es stunden ungefähr vier Gabeln aufgerichtet,
Darüber her ward Stroh, das nunmehr wird vernichtet,
Auf Aesten umgestreut, darunter lag ein Mann,
Die Freyheit neben ihm, so itzt ist abgethan.
Wir sind durch unsern Bau noch endlich dahin kommen,
Daß wir uns weit und breit viel Oerter eingenommen,
Die Laster aber uns. Hat mancher gleich ein Schloß,
Das Städten ähnlich sieht, an Tugend ist er bloß.
Rom war nie besser auf, als wie die hohen Sinnen
Ein niedrigs Dach bewohnt; so bald als sie beginnen
An schlechter Einfalt klein, im Bauen groß zu seyn,
Reißt Schand' und Ueppigkeit, mit hellen Haufen, ein.

Dieß alles, und mehr als dieß, drückt Haller in seinen Alpen also aus:

Wohl dir vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell' den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,

Das Gedicht, welches Hallers Ruhm gegründet hat, und unter allen seinen Gedichten vielleicht noch am meisten gelesen wird, sind unstreitig seine Alpen. Er schrieb es bereits im Jahre 1729, als er mit dem Canonicus Geßner eine Reise durch das bewundernswürdige Gebirge gemacht hatte, und alle die großen und mannichfaltigen Szenen ihm noch lebhaft vor Augen schwebten, und wandte, wie der Vorbericht sagt, die Nebenstunden vieler Monate auf die Ausarbeitung und Vollendung desselben. Ungeachtet der Gedanke, den er darin ausführt, philosophisch ist, (denn der Endzweck des Dichters war kein andrer, als zu zeigen, daß Unschuld des Herzens und ein einfacher Lebensgenuß die Bedingungen unsers Glückes sind,) so gehört doch dieß Gedicht mehr in die mahlerische und beschreibende Klasse: denn das Ganze besteht eigentlich aus einer Reihe von Natur- und Sittengemählden, in welchen jener Gedanke anschaulich wird. Aber wahrlich diese Reihe hat so viel Eigenthümliches, daß ihr heute noch, ob wir gleich in der mahlerischen Poesie nicht arm sind, und sogar Stücke von grösserem Um-

War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was größers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

fang, als die Alpen, aufweisen können, in mehrern Rücksichten der Vorzug eingeräumt werden muß. Es ist offenbar, daß dieses Vorzüglichere weder in den Gemählden von sanften Umrissen und weichem Kolorit, noch in der Schilderung der zärtlichern Empfindungen, ich meyne, der der Liebe, Freundschaft und Freude, zu suchen ist. In beyden haben ihn spätere Dichter nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen. Auch in dem Reichthume der Farben, und in ihrer Zusammensetzung und Verschmelzung, stehet er jetzt vielen nach. Aber worin er keinem nachsteht, das ist in der Zeichnung der großen und erschütternden Szenen und Erscheinungen der Natur. Hier ist es, wo er überrascht und hinreißt; hier, wo man den Beobachter eben so sehr in ihm bewundert, als den Künstler. Unvermischt und ohne zu idealisiren, mahlt er die Erscheinungen der Natur, wie er sie findet: aber die Züge, die er auffaßt, sind gewiß die größten und erhabensten, die sich an ihnen bemerken lassen. Ungeschminkt und ohne Uebertreibung, schildert er ihre Würkungen: aber die Seite, von welcher er sie zeigt, ist sicher für die Phantasie die fruchtbarste und wichtigste. Wer kann die Beschreibung des Staubbaches, der Walliser Bäder, der Salzminen unweit Bevieux, und des kalten Schreckhorns und seiner dreyfachen Ströme lesen, ohne die Größe dieser Gemählde, und die Gewalt der Sprache und Poesie zu bewundern? Wie hat man nur jemals den Strom, der aus den Wolken fließt und sich in Wol-

ken ergießet, tadeln mögen? Giebt es einen Ausdruck, der diese unermeßliche Höhe, von welcher der Staubbach herabstürzt, und seine Auflösung in Dunst und Nebel, wahrer und lebendiger schildern kann? Mich dünkt, der Reisende, dem Strom gegen über, müßte ihn in diesen Zeilen erkennen, und der ihn nicht sah, sich ihn am lebhaftesten unter diesem Bilde denken können. Was reicht ferner an die Kraft des Ausdruckes, wenn er von den heissen Bädern im Walliser Lande sagt: »Sie dampfen unter dem welken Grase, und sengen, was sie benetzen. Wind und Schnee schlagen zusammen über ihren Fluthen, und vermögen nichts wider sie. Ihr Wesen ist Feuer, und ihre Wellen, Flammen.« Und wer fühlt nicht in den glücklichen Zeilen, die er der Aar widmet, die ganze Gewalt des Stroms, und die Pracht, in welcher er die Fluren durchrollt? Ich kenne keinen Dichter unter uns, der vor Hallern die Natur so geschildert, oder auch nur so zu schildern versucht hätte, und wenige nach ihm, die in dieser großen Manier zu arbeiten, und den Pinsel so kräftig zu führen gewußt haben. Es ist wahr, unter den Naturszenen sind die genannten gerade die hervorstechendsten und größten: aber es sind bey weitem nicht die einzigen Proben von Erhabenheit und Größe, die wir in diesem Gedichte finden. Man werfe einen Blick auf die Sittengemählde, und man wird sich eben so oft von dem Adel, und von der Würde der in ihnen ausgedrückten Gesinnungen überrascht, und den

Flug

Flug des dichterischen Genies auch in dieser Sphäre bewundern. Wie vortreflich sagt er nicht von den Aelplern, nachdem er ihren langen Winter und ihre Eisthäler beschrieben hat:

> Doch eurer Sitten Werth, hat alles das verbessert,
> Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Und von dem Werthe der Freyheit:

> Dein (des Hirten) Trank ist reine Fluth, und Milch die reichsten Speisen,
> Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
> Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
> Wie sehr wünscht Peru nicht so arm zu seyn als du:
> Denn, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
> Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

Oder läßt sich die Zufriedenheit der Alpenbewohner mit sich und ihrem Zustande stärker und sinnlicher schildern, als Haller gethan hat, wenn es von dem Golde der Aar heißt:

> Der Hirt sieht diesen Schatz; er rollt zu seinen Füssen.
> O Beyspiel für die Welt! er sieht's und läßt es fließen.

Mich dünkt, solche Zeilen sind wahrhaft groß, und, in Bezug auf den Dichter, charakteristisch. Was kann man überhaupt seinen Alpen vorwerfen, als höchstens, daß die einzelnen Gemählde nicht genau genug mit einander zusammenhängen, und die Sprache hie und da etwas ungeschmeidig und rauh ist? Zwar auch

diese Fehler ließen sich vielleicht, durch das gewählte Sylbenmaß, das in seinem Baue einige Aehnlichkeit mit der schweren italiänischen Stanze hat, hier als zufällig entschuldigen: aber wozu dieß, da sie Hallern allerdings wesentlich, und, als solche, auch von andern anerkannt worden sind?

Wenn die Alpen seinen Ruhm gegründet haben, so haben ihn unstreitig seine philosophischen Gedichte befestigt. Aus allen leuchtet männlicher Ernst und brittischer Tiefsinn hervor. Doch bemerkt man in seinen satyrischen und eigentlich philosophischen, oder didaktischen Gedichten, in Absicht auf Ton und Vortrag, manchen Unterschied.

Ich rechne zu den letzten, die Ode auf die Ehre, die Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, die drey Bücher über den Ursprung des Uebels, und das Gedicht über die Ewigkeit. Das erste unter diesen Stücken schildert bekanntlich, die Nichtigkeit des Nachruhms nach dem Tode; das zweyte entwickelt die Schwäche der menschlichen Vernunft, und zeigt, wie sie Ursache des Aberglaubens und Unglaubens werde; das dritte rechtfertigt die Weltregierung Gottes; im vierten würde der Verfasser, wenn er es vollendet hätte, wahrscheinlich die Furcht vor Vernichtung, die uns nicht selten bey dem Gedanken der Unendlichkeit befällt, für die Hofnung einer ewigen Fortdauer benutzt haben. Keines dieser Gedichte hat meines Bedünkens so viel Klarheit, und zugleich durch-

gängig so viel poetisches Verdienst, als die Ode an die Ehre, vielleicht, weil der Dichter sich dießmahl begnügte, den Gegenstand blos von seiner Aussenseite zu fassen, ohne über ihn zu philosophiren, und die Natur desselben zu zergliedern. In ungleich höherem Grade geschieht dieß in den übrigen Stücken, und vorzüglich in dem Gedichte über den Ursprung des Uebels. Hier erscheint überall der Dichter, der untersucht, prüft, und vergleicht, der nicht blos bey der Oberfläche verweilt, sondern in das Innere eindringt, und seinen Gegenstand zu erschöpfen strebt. Hier reihen sich Gedanken an Gedanken, hier erblickt man in jeder Zeile den Philosophen. Vielleicht kann man mit Recht sagen, daß der Plan beyder Stücke nicht ganz vollkommen, und die Uebergänge nicht immer hinlänglich vorbereitet und glücklich genug herbeygeführt sind. Von dem ersten Gedichte gesteht es Haller selbst, und in dem zweyten springt die Lücke zwischen dem mittlern und letztern Gesang ohnehin in die Augen. Nachdem er in jenem das Uebel in der Welt aus den Absichten Gottes gerechtfertiget hat, kömmt er in diesem auf den Sündenfall, und folglich auf die Schilderung des Uebels, von welchem er in dem ersten Gesange ausgegangen war, wieder zurück. Vielleicht könnte man mit eben so vielem Rechte sagen, daß das Zusammendrängen von Gedanken und das sichtbare Bemühn, die Engländer in ihrer Kürze zu erreichen, und den größten Ideenreichthum mit der größten Wortsparsamkeit zu vereinigen, auch

zuweilen der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks geschadet habe. Wenigstens dünken uns die Alpen, und einige andre Stücke, in diesem Betracht vollendeter. Allein wie dem auch sey, in der Hauptsache bleibt Haller sich stets gleich. Seine gedankenschwere Poesie ergötzt nicht immer, aber sie unterrichtet immer, und wenn seine Darstellung sich zuweilen von der sinnlichen Vollkommenheit entfernt, so ersetzt sie diesen Mangel durch Stärke und Nachdruck. Ohne dem Schatten des großen Leibnitz zu nahe zu treten, kann man sagen, daß Haller die besten Gedanken der Theodicee in wenige Gesänge gesammelt, daß er oft, was dort sich unter der Menge der Worte verliert, in einige Verse eingeschlossen, und nicht selten in einem einzigen treffenden Beyspiele, oder in einer bedeutungsvollen Frage, die ganze Kraft eines Beweises erschöpft habe. Wie viele von seinen Versen leben daher nicht auch noch jetzt in dem Munde aller derer, welche die vaterländische Poesie lieben, und wie viele verdienten nicht noch als Sentenzen in größern Umlauf zu kommen? Wer kennt sie nicht, die schönen Zeilen:

Die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut.
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.

Und wer sollte die trefliche Schilderung der Sympathie nicht einer gleichen Verbreitung werth halten:

Sie war der Menschen erste Kette;
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth;
Und theilt mit Dürftigen ein gern vermisset Brod.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth uns gab zum letzten Trost.
Sie steckt die Fackel an, bey derem holden Scheinen,
Zu beyder Seeligkeit zwey Herzen sich vereinen.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Und macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert.

Wenn wir auch, was ich dem Landsmann Hallers, dem scharfsinnigen Hottinger, gern einräume, den Alten in den artistischen und wissenschaftlichen Lehrgedichten weichen müssen, so ist es doch eben so wahr, daß sie nicht nur keine Musarion, sondern überhaupt kein philosophisches Gedicht aufweisen können, das dem über den Ursprung des Uebels gleich käme, ja, daß selbst die belobtesten Sittensprüche, aus ihren Tragikern und Gnomologen, sich mit den Hallerschen, in Absicht auf Größe und Erhabenheit, gar nicht vergleichen dürfen.

Nicht ohne Ursache scheint Haller den bekannten Vers Juvenals: Difficile est Satyram non scribere; zum Motto seiner Satyre über die verdorbnen Sitten gewählt zu haben. Unwille hat ihn begeistert, und Eifer für Recht und Tugend ihm die Feder in die Hand gegeben, und in sofern ist das Motto nicht leer, son-

dern bedeutend. So stark und nachdrücklich Haller, der Lehrdichter, schreibt, so stark und nachdrücklich, aber ernster noch und feyerlicher, schreibt Haller, der Satyriker, wenn er die Laster seiner Zeitgenossen und Bürger angreift. Seine Muse ist nicht die Muse seines Freundes Hagedorns, die, gleich der Horazischen, immer nur lächelnd die Wahrheit sagt, und keine gefährlichere Waffen kennt, als den Spott und die Ironie. Seine Muse straft empfindlich, und verfolgt daher auch lieber den wirklich Lasterhaften als den Narren. Haller, ohne seinen Pinsel gerade in die schwärzesten Farben zu tauchen, oder seine Gemählde zu überladen, schildert die Sitten, Thorheiten und Gebrechen der Staaten und Menschen, wie sie sind. Aber jeder einzelne Zug ist scharf ausgeprägt, und springt lebhaft ins Auge. Der Dargestellte kann nicht umhin sich in der Copie zu finden. Er kann nicht sagen: Das bist du nicht. Diese Gestalt ist zu häßlich. Ein Blick auf das Bild überzeugt ihn, daß er getroffen ist, und daß er auch von andern und zwar um so leichter erkannt werden wird, je weniger sich der Mahler der Kunst der Karrikatur bedient hat.

Meine Leser sehen hieraus, daß die Vorzüge der satyrischen Stücke Hallers sich ebenfalls auf die allgemeinern seiner Muse, ich meyne, auf die Wahrheit und Kraft des Styls zurückführen lassen. Wie in den didaktischen Gedichten, so in den satyrischen. In der Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks, und in dem

Wohlklange dürfte er vielleicht selbst einigen seiner Zeitgenossen nachstehn. »Seine Wortfügungen,« wie Hottinger mit vieler Unpartheylichkeit urtheilt, *) »haben oft eine unverdauliche Härte, und seine Verse eine Unbiegsamkeit, die ein feines Ohr bald ermüdet. Aber jedes Wort ist schwer an Sinn und Nachdruck, und der rasche und mächtige Fall so mancher Verse, durch welche die Last der Gedanken sich unaufhaltsam fortwälzt, und die Concinnität der Hemistichien, in welche der Reichthum der Ideen sich, wie eine brechende Woge, theilt, entschädigen für jenen Fehler allerdings.« Seine Satyre über die verdorbnen Sitten wird, wegen der Mannichfaltigkeit der einzelnen Gemählde, und wegen des schönen Bildes am Schlusse, das die übrigen gleichsam erhebt, **) mit Recht für die erste erklärt: Aber an Hoheit, Würde und Adel in Gesinnungen weichen ihr weder die frühere, über die Falschheit menschlicher Tugenden, noch die spätere, der Mann nach der Welt. Wer kann den Charakter des Rechtschaffenen ***) lesen, ohne den Dichter, der so

*) In seinem Versuche einer Vergleichung der deutschen Dichter, mit den Griechen und Römern. S. 315.

**) Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugend-Staffeln klimmt,
Der wirkt u. s. w.

***) Vor diesen war ein Mann der rühmlich wollte seyn
Erhaben am Verstand, in seinem Thun gemein,
Dem Vaterlande treu, u. s. w.

fühlt, lieb zu gewinnen, und seine Befugniß zum Sittenrichter sogleich anzuerkennen?

Die wenigen lyrischen Stücke, die Haller noch, ausser der Ode an die Ehre, gedichtet hat, sind nichts weniger als ohne Verdienst, doch reichen sie nicht an seine übrigen Poesien. Die Tugend und Doris sind beyde, jene nur in einzelnen Stellen stark, diese nur in einigen Strophen warm, und vom Geist der ersten Liebe beseelt. Man merkt es der ersten zu sehr an, daß das sapphische Sylbenmaaß dem Dichter Fesseln anlegt, die der freyere und leichtere Alexandriner, der eigentlich sein Vers ist, nicht kennt, und der letztern, daß er zwar die ganze Süßigkeit der Liebe gefühlt und sie auszudrücken versucht habe, daß aber diese Empfindung, wie er selbst sagt, nie für ihn Belustigung, sondern das ernsthafteste Geschäft seines Lebens gewesen ist. Am vorzüglichsten dünkt mich noch jetzt die Trauerode auf Marianen. Aber wo wurde die Liebe auch ernsthafter, wo mehr Herzenssache für Hallern, als bey dem Tode dieser seiner zärtlich geliebten Gattinn? Ein tiefer melancholischer Schmerz und eine Wehmuth, die den Leser um desto stärker erschüttert, weil sie die Wehmuth des Mannes ist, ruht auf dem Ganzen, und reißt unwiderstehlich zu denselben Gefühlen hin. Welch ein herrliches Gemählde:

> Dort, in den bittern Abschiedsstunden,
> Wie deine Schwester an dir hing,
> Wie mit dem Land gemach verschwunden,

Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüthe;
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit.

Wen rührt nicht diese hingebende, duldende Liebe? diese alles um den Geliebten vergessende Zärtlichkeit? — Oder wessen Auge trübt sich nicht, wenn Haller bald nachher singt:

Ach herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie? wann ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Wie viele unserer neuesten Elegien können sich solcher Strophen rühmen? wie viele unsrer Dichter empfinden so tief, und vermögen es über sich, was sie empfinden, so ungesucht und anspruchslos hinzugeben? Und doch fängt Haller allmählig an, aus dem Zirkel der Lesewelt zu verschwinden, und nur noch von den deutschen Philologen geliebt und geachtet zu werden, er, dessen männliche kernhafte Sprache nur von wenigen seitdem erreicht worden ist, er, der unsrer Litteratur so viel war.

Und was würde er ihr nicht erst geworden seyn, wenn seine Lage, und die Umstände, unter denen er dichtete, ihn nicht so mannichfaltig beschränkt und seinen poetischen Ruhm erschwert hätten? Aber ihn hinderte *) theils die Rauhigkeit und Ungeschmeidigkeit des schweizerischen Dialekts, die selbst Haller, der Knabe, fühlte, wenn er sich mit Günthern verglich, theils, als er ein Mann wurde, die ernsten Wissenschaften und Geschäfte, die mit dem Studium der deutschen Sprache in keinem Bezug standen, und ihn in dieser Rücksicht immer hinter Hagedorn, seinem Zeitverwandten, zurück zu bleiben zwangen, theils endlich, da er bereits die poetische Laufbahn betreten hatte, die Fehden, welche in diesem Zeitraume den deutschen Parnaß entzweyten, und mit großer Erbitterung, und gewiß nicht zum Vortheil der Kunst und des guten Geschmackes, geführt wurden. Gleichgültig lesen wir jetzt Breitingers Rechtfertigung der schweizerischen Muse, und andre Vertheidigungsschriften, die Hallers Freunde, (denn er selbst nahm an dem Dichterkriege keinen Antheil,) in jenen Zeiten ausgehen ließen; gleichgültig sehn wir jetzt herab auf den Tadel, den einige seiner gedankenreichsten und treflichsten Verse erfuhren, und auf die Mühe, die man angewendet hat, ihre Richtigkeit und ästhetische Vollkommenheit zu erweisen. Unter uns ist kein Streit mehr, ob die Zeilen:

*) Lauter Urtheile, die aus der oben angeführten Schrift an den Freyherrn von Gemmingen genommen sind.

> Befruchtet durch die Kraft des wesenreichen Wortes
> Gebar das alte Nichts;

wahrhaft groß und erhaben, und das Gemählde:

> Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
> Durch einen dünnen Wolkenkranz;

der Natur gemäß sey, oder nicht. Diese und andre ähnliche Stellen werden heute zu Tage allgemein gepriesen, und hoffentlich, so lange unsre Sprache blühet, gepriesen werden. Aber man denke sich um sechzig Jahre zurück, man erwäge, daß diese Fragen damahls als unentschieden betrachtet wurden; man erinnere sich, daß eine ansehnliche Parthey darauf ausging, eine so gedrängte und ideenreiche Sprache, wie die Hallerische ist, als abgeschmackten Lohensteinischen Schwulst zu verschreyen, und ihre eigne wässrige Poesie als Muster der Nachahmung geltend zu machen, und man wird den Dichter bewundern, der, ungeachtet so vieler lärmenden und übertäubenden Stimmen, sich stets der Leitung seines eignen Genius überließ, der für unsre Poesie neue Aussichten eröffnete, und eine geraume Zeit hindurch — denn Hagedorns moralische Stücke sind sämmtlich jünger, als die Alpen — der einzige philosophische Dichter der Nation war. Es ist schwer, das Ziel zu erreichen, welches mehrere geübte Läufer bereits erreicht haben: denn der Kampfrichter pflegt in seinen Forderungen gewöhnlich nie nachsichtiger zu werden, und die Pal-

diese Fehler ließen sich vielleicht, durch das gewählte Sylbenmaß, das in seinem Baue einige Aehnlichkeit mit der schweren italiänischen Stanze hat, hier als zufällig entschuldigen: aber wozu dieß, da sie Hallern allerdings wesentlich, und, als solche, auch von andern anerkannt worden sind?

Wenn die Alpen seinen Ruhm gegründet haben, so haben ihn unstreitig seine philosophischen Gedichte befestigt. Aus allen leuchtet männlicher Ernst und brittischer Tiefsinn hervor. Doch bemerkt man in seinen satyrischen und eigentlich philosophischen, oder didaktischen Gedichten, in Absicht auf Ton und Vortrag, manchen Unterschied.

Ich rechne zu den letzten, die Ode auf die Ehre, die Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, die drey Bücher über den Ursprung des Uebels, und das Gedicht über die Ewigkeit. Das erste unter diesen Stücken schildert bekanntlich, die Nichtigkeit des Nachruhms nach dem Tode; das zweyte entwickelt die Schwäche der menschlichen Vernunft, und zeigt, wie sie Ursache des Aberglaubens und Unglaubens werde; das dritte rechtfertigt die Weltregierung Gottes; im vierten würde der Verfasser, wenn er es vollendet hätte, wahrscheinlich die Furcht vor Vernichtung, die uns nicht selten bey dem Gedanken der Unendlichkeit befällt, für die Hofnung einer ewigen Fortdauer benutzt haben. Keines dieser Gedichte hat meines Bedünkens so viel Klarheit, und zugleich durch-

Clement Marot.

(Geboren zu Cahors in Quercy, 1495. Gestorben zu Turin 1544. im Exil. Die Blüthe seines Lebens fällt in die Regierung Ludwig XII. und Franz des I.)

Eine Reihe von Jahrhunderten hindurch hatten die wichtigsten Staaten Europens nur Eine Gestalt. Unwissenheit und Barbarey machten die Sitten der verschiedensten Völker gleich. Fast überall herrschte dieselbe Sklaverey auf der einen, dieselbe Despotie auf der andern Seite; und nirgends war zwischen Despoten und Sklaven ein aufgeklärter Mittelstand. Auf den Lehrstühlen saß Unwissenheit, Dummheit und Intoleranz; die Wissenschaften waren verbannt, der Geschmack entflohn; denn Jahrhunderte waren verflossen, seitdem das Schöne keinen Boden gefunden hatte, auf dem es gedeihen konnte. Im zwölften Jahrhunderte endlich zeigten sich wieder einige Sonnenblicke der Cultur in dem südlichen Europa; und im funfzehnten Seculum fing es, trotz der Sorbonne, auch in Frankreich zu dämmern an. Die wiederholten Bemühungen der französischen Könige um ein Besitzthum jenseit der Alpen, vermehrten zwar weder die Macht noch die Einkünfte der Krone von Frankreich; aber sie brachten un-

gesucht einen andern, weit dauerhaftern und glänzendern Vortheil hervor. Unter dem sanften Himmel Italiens hatte der Saame des Geschmacks zuerst Wurzel geschlagen; und die Hand weiser oder ehrgeitziger Fürsten hatte die zarte Pflanze mit nachahmungswürdiger Sorgfalt gepflegt. Die gallischen Krieger lernten hier feinere Sitten kennen, als in ihrem Vaterland herrschten; und die Kenntnisse, der Geschmack, und die Cultur der Italiener fand den Weg über die Alpen nach Gallien, welches unter Ludwigs des XII. Regierung goldne Tage genoß. Ludwigs auswärtiges Unglück hatte nicht zum Schaden seines Landes gewirkt. Frankreich freute sich des Wohlstands und der Ruhe, und die Geschichte zeichnet diese Regierung unter allen Zeitaltern der französischen Monarchie geflissentlich aus. Der Handel kam empor; der Ackerbau blühte, und der König war reich genug seinen Unterthanen die Hälfte der Auflagen nachzulassen.

Wenn den nothwendigen Bedürfnissen eines Volks abgeholfen, wenn der Besitz der Güter und die Ruhe des Lebens gesichert ist, wenn der Wohlstand des Landes sich nach dem Throne der Fürsten zu ergießt, und von hier aus sorgsam in tausend Bächen durch alle Theile des Staates geleitet wird, so sind wenige glücklich zusammentreffende Umstände, oft schon der Wille des Königs allein hinreichend, die Künste herbey zu rufen, und den Geschmack des Volks auf sie zu richten. In Italien hatten die Päbste den Ton angege-

ben, und die Fürsten dieses Zeitalters ahmten, so gut sie konnten, die Pracht des päbstlichen Hofes nach. Niemand war geschickter ihrem Beyspiel zu folgen, als Franz. Er suchte den noch nicht ganz erstorbenen Geist der alten Chevalerie von neuem zu beleben, und war selbst der erste, der schönste und tapferste Ritter seines Königreichs. Galanterie und Pracht herrschten an seinem Hofe, den die Damen noch nie in solcher Menge und mit solcher Freyheit besucht hatten. Diese Umstände zusammen genommen, vornämlich aber das Beyspiel des jungen, geistreichen und muntern Königs, theilte dem Hofe ein Leben mit, das die Künste überhaupt, aber nichts so sehr als die galante Poesie begünstigte.

In Monarchien, wie die französische, pflegt der Hof die Schule des Geschmacks zu seyn. Hier bildete sich unser Clement Marot, dem die Liebe zur Dichtkunst angebohren war. Indeß würde der Name von Jean Marot, seinem Vater, wahrscheinlich längst vergessen seyn, ob er sich gleich einen poète de la magnifique reine Anne de Brètagne schrieb, hätte ihn nicht der berühmtere Name seines Sohnes Clement mit auf die Nachwelt gebracht.

Der Stempel der großen Welt, in welcher Marot empor wuchs, ist den meisten seiner Werke aufgedruckt. Er war nicht gelehrt; und die meisten Dichter vor ihm waren gelehrter als er. Aber in der crapule des Klosters erzogen, und in der Entfernung von

fühlt, lieb zu gewinnen, und seine Befugniß zum Sittenrichter sogleich anzuerkennen?

Die wenigen lyrischen Stücke, die Haller noch, ausser der Ode an die Ehre, gedichtet hat, sind nichts weniger als ohne Verdienst, doch reichen sie nicht an seine übrigen Poesien. Die Tugend und Doris sind beyde, jene nur in einzelnen Stellen stark, diese nur in einigen Strophen warm, und vom Geist der ersten Liebe beseelt. Man merkt es der ersten zu sehr an, daß das sapphische Sylbenmaaß dem Dichter Fesseln anlegt, die der freyere und leichtere Alexandriner, der eigentlich sein Vers ist, nicht kennt, und der letztern, daß er zwar die ganze Süßigkeit der Liebe gefühlt und sie auszudrücken versucht habe, daß aber diese Empfindung, wie er selbst sagt, nie für ihn Belustigung, sondern das ernsthafteste Geschäft seines Lebens gewesen ist. Am vorzüglichsten dünkt mich noch jetzt die Trauerode auf Marianen. Aber wo wurde die Liebe auch ernsthafter, wo mehr Herzenssache für Hallern, als bey dem Tode dieser seiner zärtlich geliebten Gattinn? Ein tiefer melancholischer Schmerz und eine Wehmuth, die den Leser um desto stärker erschüttert, weil sie die Wehmuth des Mannes ist, ruht auf dem Ganzen, und reißt unwiderstehlich zu denselben Gefühlen hin. Welch ein herrliches Gemählde:

> Dort, in den bittern Abschiedsstunden,
> Wie deine Schwester an dir hing,
> Wie mit dem Land gemach verschwunden,

Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüthe;
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit.

Wen rührt nicht diese hingebende, duldende Liebe? diese alles um den Geliebten vergessende Zärtlichkeit? — Oder wessen Auge trübt sich nicht, wenn Haller bald nachher singt:

Ach herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie? wann ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Wie viele unserer neuesten Elegien können sich solcher Strophen rühmen? wie viele unsrer Dichter empfinden so tief, und vermögen es über sich, was sie empfinden, so ungesucht und anspruchslos hinzugeben? Und doch fängt Haller allmählig an, aus dem Zirkel der Lesewelt zu verschwinden, und nur noch von den deutschen Philologen geliebt und geachtet zu werden, er, dessen männliche kernhafte Sprache nur von wenigen seitdem erreicht worden ist, er, der unsrer Litteratur so viel war.

Und was würde er ihr nicht erst geworden seyn, wenn seine Lage, und die Umstände, unter denen er dichtete, ihn nicht so mannichfaltig beschränkt und seinen poetischen Ruhm erschwert hätten? Aber ihn hinderte *) theils die Rauhigkeit und Ungeschmeidigkeit des schweizerischen Dialekts, die selbst Haller, der Knabe, fühlte, wenn er sich mit Günthern verglich, theils, als er ein Mann wurde, die ernsten Wissenschaften und Geschäfte, die mit dem Studium der deutschen Sprache in keinem Bezug standen, und ihn in dieser Rücksicht immer hinter Hagedorn, seinem Zeitverwandten, zurück zu bleiben zwangen, theils endlich, da er bereits die poetische Laufbahn betreten hatte, die Fehden, welche in diesem Zeitraume den deutschen Parnaß entzweyten, und mit großer Erbitterung, und gewiß nicht zum Vortheil der Kunst und des guten Geschmackes, geführt wurden. Gleichgültig lesen wir jetzt Breitingers Rechtfertigung der schweizerischen Muse, und andre Vertheidigungsschriften, die Hallers Freunde, (denn er selbst nahm an dem Dichterkriege keinen Antheil,) in jenen Zeiten ausgehen ließen; gleichgültig sehn wir jetzt herab auf den Tadel, den einige seiner gedankenreichsten und treflichsten Verse erfuhren, und auf die Mühe, die man angewendet hat, ihre Richtigkeit und ästhetische Vollkommenheit zu erweisen. Unter uns ist kein Streit mehr, ob die Zeilen:

*) Lauter Urtheile, die aus der oben angeführten Schrift an den Freyherrn von Gemmingen genommen sind.

> Befruchtet durch die Kraft des wesenreichen Wortes
> Gebar das alte Nichts;

wahrhaft groß und erhaben, und das Gemählde:

> Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
> Durch einen dünnen Wolkenkranz;

der Natur gemäß sey, oder nicht. Diese und andre ähnliche Stellen werden heute zu Tage allgemein gepriesen, und hoffentlich, so lange unsre Sprache blühet, gepriesen werden. Aber man denke sich um sechzig Jahre zurück, man erwäge, daß diese Fragen damahls als unentschieden betrachtet wurden; man erinnere sich, daß eine ansehnliche Parthey darauf ausging, eine so gedrängte und ideenreiche Sprache, wie die Hallerische ist, als abgeschmackten Lohensteinischen Schwulst zu verschreyen, und ihre eigne wässrige Poesie als Muster der Nachahmung geltend zu machen, und man wird den Dichter bewundern, der, ungeachtet so vieler lärmenden und übertäubenden Stimmen, sich stets der Leitung seines eignen Genius überließ, der für unsre Poesie neue Aussichten eröffnete, und eine geraume Zeit hindurch — denn Hagedorns moralische Stücke sind sämmtlich jünger, als die Alpen — der einzige philosophische Dichter der Nation war. Es ist schwer, das Ziel zu erreichen, welches mehrere geübte Läufer bereits erreicht haben: denn der Kampfrichter pflegt in seinen Forderungen gewöhnlich nie nachsichtiger zu werden, und die Pal-

me nur um so weiter hinauszustrecken, je öfter sie erlangt worden ist. Aber es ist ungleich schwerer, sich selbst den Ort des Ziels und die zu nehmende Bahn zu bestimmen, und, bey dem lauten Geschrey bestochener und unberufener Kampfrichter, seinen Lauf getrost und gleichmüthig zu verfolgen.

Clement Marot.

(Geboren zu Cahors in Quercy, 1495. Gestorben zu Turin 1544. im Exil. Die Blüthe seines Lebens fällt in die Regierung Ludwig XII. und Franz des I.)

Eine Reihe von Jahrhunderten hindurch hatten die wichtigsten Staaten Europens nur Eine Gestalt. Unwissenheit und Barbarey machten die Sitten der verschiedensten Völker gleich. Fast überall herrschte dieselbe Sklaverey auf der einen, dieselbe Despotie auf der andern Seite; und nirgends war zwischen Despoten und Sklaven ein aufgeklärter Mittelstand. Auf den Lehrstühlen saß Unwissenheit, Dummheit und Intoleranz; die Wissenschaften waren verbannt, der Geschmack entflohn; denn Jahrhunderte waren verflossen, seitdem das Schöne keinen Boden gefunden hatte, auf dem es gedeihen konnte. Im zwölften Jahrhunderte endlich zeigten sich wieder einige Sonnenblicke der Cultur in dem südlichen Europa; und im funfzehnten Seculum fing es, troß der Sorbonne, auch in Frankreich zu dämmern an. Die wiederholten Bemühungen der französischen Könige um ein Besitzthum jenseit der Alpen, vermehrten zwar weder die Macht noch die Einkünfte der Krone von Frankreich; aber sie brachten un-

gesucht einen andern, weit dauerhaftern und glänzendern Vortheil hervor. Unter dem sanften Himmel Italiens hatte der Saame des Geschmacks zuerst Wurzel geschlagen; und die Hand weiser oder ehrgeitziger Fürsten hatte die zarte Pflanze mit nachahmungswürdiger Sorgfalt gepflegt. Die gallischen Krieger lernten hier feinere Sitten kennen, als in ihrem Vaterland herrschten; und die Kenntnisse, der Geschmack, und die Cultur der Italiener fand den Weg über die Alpen nach Gallien, welches unter Ludwigs des XII. Regierung goldne Tage genoß. Ludwigs auswärtiges Unglück hatte nicht zum Schaden seines Landes gewirkt. Frankreich freute sich des Wohlstands und der Ruhe, und die Geschichte zeichnet diese Regierung unter allen Zeitaltern der französischen Monarchie geflissentlich aus. Der Handel kam empor; der Ackerbau blühte, und der König war reich genug seinen Unterthanen die Hälfte der Auflagen nachzulassen.

Wenn den nothwendigen Bedürfnissen eines Volks abgeholfen, wenn der Besitz der Güter und die Ruhe des Lebens gesichert ist, wenn der Wohlstand des Landes sich nach dem Throne der Fürsten zu ergießt, und von hier aus sorgsam in tausend Bächen durch alle Theile des Staates geleitet wird, so sind wenige glücklich zusammentreffende Umstände, oft schon der Wille des Königs allein hinreichend, die Künste herbey zu rufen, und den Geschmack des Volks auf sie zu richten. In Italien hatten die Päbste den Ton angege-

ben, und die Fürsten dieses Zeitalters ahmten, so gut sie konnten, die Pracht des päbstlichen Hofes nach. Niemand war geschickter ihrem Beyspiel zu folgen, als Franz. Er suchte den noch nicht ganz erstorbenen Geist der alten Chevalerie von neuem zu beleben, und war selbst der erste, der schönste und tapferste Ritter seines Königreichs. Galanterie und Pracht herrschten an seinem Hofe, den die Damen noch nie in solcher Menge und mit solcher Freyheit besucht hatten. Diese Umstände zusammen genommen, vornämlich aber das Beyspiel des jungen, geistreichen und muntern Königs, theilte dem Hofe ein Leben mit, das die Künste überhaupt, aber nichts so sehr als die galante Poesie begünstigte.

In Monarchien, wie die französische, pflegt der Hof die Schule des Geschmacks zu seyn. Hier bildete sich unser Clement Marot, dem die Liebe zur Dichtkunst angebohren war. Indeß würde der Name von Jean Marot, seinem Vater, wahrscheinlich längst vergessen seyn, ob er sich gleich einen poète de la magnifique reine Anne de Brètagne schrieb, hätte ihn nicht der berühmtere Name seines Sohnes Clement mit auf die Nachwelt gebracht.

Der Stempel der großen Welt, in welcher Marot empor wuchs, ist den meisten seiner Werke aufgedruckt. Er war nicht gelehrt; und die meisten Dichter vor ihm waren gelehrter als er. Aber in der crapule des Klosters erzogen, und in der Entfernung von

der feinen Welt aufgewachsen, kannten sie nur den schwerfälligsten Witz und die plumpeste Satyre. Dagegen weht in den Werken unsers minder gelehrten Dichters der Geist des freysten und galantesten Hofes; eines Hofs, an welchem selbst eine der ersten Damen, Margaretha von Navarra, sich mit Erfolg auf die Dichtkunst legte. Dagegen erhebt er sich über alle seine Vorgänger durch Leichtigkeit und Feinheit, durch Anmuth und Richtigkeit; und wenn uns jene nicht mehr Vergnügen gewähren, als aufs höchste ein witziger Possenreißer der niedrigern Klassen verschaffen kann, so finden wir in der Lectüre dieses Dichters die Zufriedenheit, welche der Umgang mit einem gebildeten Weltmann gewährt.

Die Simplicität, der naive gutmüthige Witz, den man in Marots Gedichten bewundert, waren nicht, wie man zuweilen behauptet hat, Eigenschaften seines Seculums. In den Schriften seiner Zeitgenossen herrscht ein schwülstiger und hyperbolischer Styl, ein geschraubter Witz, eine rauhe und unnatürliche Sprache; und wenn Marot's Styl fast immer so leicht über der Prose schwebt, wenn sein Ausdruck fast immer den Gegenständen so angemessen ist, so ist dieses eine Folge seines richtigen und feinen Geschmacks. Dieses richtige Gefühl zeigt sich schon in seinen frühesten Werken. Als ein Jüngling von zwanzig Jahren überreichte er dem König den Tempel Cupido's, ein allegorisches Gedicht, in welchem man außer der Richtigkeit

der

der Allegorie, und dem Reichthum an glücklichen Ideen, eine gewisse geschmackvolle Nüchternheit bewundert, die den Reformator des übertriebnen Geschmacks seines Zeitalters ankündigt. *)

Indessen muß man gestehn, daß Marot von Seiten der Sprache einen wichtigen Vortheil genoß. Noch war die Büchersprache von der des Lebens nicht sehr verschieden. Man kannte keine Rangordnung zwischen den Worten, und von Wendungen und Ausdrücken, welche an sich für trivial gegolten hätten, wußte man nichts. Diese ungereinigte Sprache war also viel reicher, als sie nach Pascal, Racine und Boileau ward. Sie war zwar weniger bestimmt, weniger edel, und nur für die niedrige Gattung der Poesie geschickt; aber in dieser ward es auch dem Dichter sehr leicht, für jeden Gedanken Ausdrücke und Wendungen in Menge zu finden. Sie besaß noch überdieß eine große Freyheit in den Inversionen und in dem Gebrauche der Partikeln. Diese Freyheit ist nicht mehr; und die französischen Dichter haben ihren Verlust häufig beklagt. Man sey in dem Eifer die Sprache zu reinigen allzuweit gegangen; man habe, um alle Rauhheiten abzuschleifen, auch das Gepräge der Kraft und Stärke hinweggenommen; und man hätte wenigstens den Dich-

*) Er giebt daher für den Styl die Regel:
Usez de mots reçeus communément
Rien superflu n'y soit aucunement.
Rondeau. XII. Tom. II. p. 147. edit. à la Haye 1731. 4.

tern die Freyheit nicht entreißen sollen, aus dem ganzen Schatz der Sprache Ausdrücke und Wendungen zu schöpfen, um seine Empfindungen auf die sinnlichste, kräftigste und mannichfaltigste Weise darzustellen.

Mit großer Mäßigkeit scheint sich Marot indeß immer der Freyheiten bedient zu haben, die seine Sprache ihm gab. La Bruyere sagt: »Marots Sprache ist nicht mehr die unsrige: aber dieß ist auch fast der ganze Unterschied, der sich zwischen diesem Dichter und den Dichtern unsers Zeitalters findet. Ronsard und seine Zeitgenossen gingen auf dem Wege der Vollkommenheit wieder zurück, und sie haben alles gethan, um die französische Dichtkunst auf ewig von diesem Wege abzulenken. Es ist zu verwundern, daß die leichten, natürlichen Werke des Clement Marot, den gelehrten und geschmacklosen Ronsard nicht zu einem bessern Dichter haben machen können.«

Diese außerordentliche Leichtigkeit, diese Gewandheit, diese Kunst alles auf eine gefällige Weise zu sagen, ist es vornämlich, was man an diesem Dichter noch jetzo bewundert. Sein Genie eben sowohl wie der Geschmack seines Hofs und die Sprache seines Jahrhunderts leitete ihn auf die niedrigern Gattungen der Poesie. Die naiven Wendungen, die sprüchwörtlichen Ausdrücke und Redensarten, welche die Ode verunstalten, geben der Erzählung, dem Madrigal, dem Epigramm Leichtigkeit und Anmuth. Daher sind die Psalmen bey weitem der schlechtere Theil von den Werken

unsers Dichters; ohnerachtet auch sie unter Vornehmen und Geringen mit einem außerordentlichen Beyfall aufgenommen wurden. Denn in diesem Zeitalter kannte man den Unterschied der Sprache in den verschiednen Gattungen der Poesie eben so wenig, als man die Unschicklichkeit fühlte, Psalmen und Kirchenlieder nach der Melodie der Vaudevills abzusingen. *)

Aber das Madrigal und das Epigramm glückten unserm Marot bisweilen so sehr, daß man erstaunt in einem Zeitalter, wie das seinige, so viel Geschmack, Feinheit und Politesse zu finden. Er ahmte zuweilen den Catull nach, und sein Genie scheint dem Geist des römischen Dichters von mehr als einer Seite sehr nahe verwandt zu seyn. Nichts ist berühmter als folgendes Madrigal:

**) Las, il est mort, pleurez-le, Demoiselles,
Le passereau de la jeune Maupas.
Un autre oiseau, qui n'a plumes qu'aux ailes,
L'a dévoré. Le connaissez-vous pas?
C'est ce fâcheux Amour, qui sans compas,
Avecque lui se jettait au giron
De la pucelle et volait environ,

*) Und man glaubte etwas recht frommes daran zu thun. Férimie de Pours sagt: On a ôté aux poëtes amoureux, comme à des injustes possesseurs, ces mignardises, et leur pétulance est convertie en sainteté.

**) Epigr. XLIV.

Pour l'enflamber et tenir en détresse.
Mais par dépit tua le passereau
Quand il ne sçut rien faire à la Maîtresse.

und folgendes:

*) Amour trouva celle qui m'est amère
(Et j'y étais, j'en sais bien mieux le conte)
Bon jour, dit-il, bon jour, Venus, ma mère;
Puis tout à coup il voit qu'il se mécompte,
Dont la couleur au visage lui monte,
D' avoir été failli honteux, Dieu sait combien,
Non, non, Amour, ce dis-je, n' ayez honte,
Plus clair-voyant que vous s'y trompe bien.

Man hat dieses Madrigal, welches mehrmalen in unsre Sprache übertragen **) und häufig nachgeahmt worden ist, mit Recht ein Meisterstück sinnreicher Naivetät genannt; aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß jedes der 280 Epigramme und Madrigalen, die sich in der Sammlung seiner Werke befinden, in diesem Geiste gedichtet sey. Marot verfertigte einen großen Theil derselben bey besondern Veranlassungen; oft, weil man es verlangte, oft, weil er nicht mit leeren Händen erscheinen wollte. So sehr uns in einigen ***) die Feinheit der Wendung,

*) Epigr. CLII.

**) Unter andern von Götz im zweyten Band auf der 85sten Seite.

***) z. B. Epigr. XXXI. und XLII.

in andern die Zartheit der Empfindung und die Delikatesse des Ausdrucks gefällt, *) eben so sehr beleidigt uns hin und wieder die Licenz der Sprache, und der Mangel an Gefühl des Schicklichen. Aber vielleicht war es eine Höflichkeit im Geschmack des damaligen Hofs, was er Isabellen, der Tochter des Königs von Navarra schrieb: man erkenne sie unter jeder Verkleidung, und die Prinzessinn verstecke sich auch unter den Kleidern ihres Kammermädchens nicht.

Toûjours sera sa beauté maintenue
Mais il me semble, ou je suis bien trompé,
Qu'elle serait plus belle toute nue.

Marot vergaß bisweilen seine Epigramme zuzuspitzen; bisweilen ist er wieder bis zum Uebermaaß witzig. Die Periode der Wortspiele war noch so wenig vorbey, daß ihnen Marot, trotz seines feinern Geschmacks, mehr als einmal auf das ungereimteste nachjagt. Er will eine Dame de l'Estrange loben, und giebt den Rath, sie künftig ma Dame qui est Ange zu nennen. Eine Mademoiselle du Pin vergleicht er mit einer Fichte, und eine Mademoiselle de la Chapelle ist ihm bald eine heilige Kapelle, bald ein wohlklingender Leyerkasten (Chapelle,) bald ein Helm zu einer Distillir-Kolbe. Die Wendung, die er in diesem Ma-

*) z. B. Epigr. CXXIII. CXXIV. CXXXVI. CLVI. CLXV. CLXXI. CXXXI. CVI. CXXXXVI.

drigal nimmt, der Schöne, mit dem bedeutenden Namen, seine Pein zu klagen, ist so original, daß wir uns nicht enthalten können, sie hieher zu setzen:

La chapelle où se font eaux odoriferantes
Donne par ses liqueurs guérisons différentes:
Mais toi, Chapelle vive, estant de beauté pleine
Tu ne fais que donner à des serviteurs peine.

Eine andre Gattung der Poesie, welche ihm vorzüglich glückte, war die poetische Epistel, und was er von dieser Art hinterlassen hat, ist zu gleicher Zeit eine Sammlung von Erzählungen der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, und in dieser Rücksicht für den Literator doppelt interessant. Diese Gewohnheit, wichtige und unwichtige Vorfälle in Verse zu bringen, sie dem König und seinen Freunden in diesem angenehmern Gewand mitzutheilen, bestimmt den Charakter der Marotischen Epistel. Mitleiden oder Lachen, oft das eine durch das andere zu erregen, ist in den meisten derselben die Absicht des Dichters; und er geht dabey so rund und offenherzig zu Werke, daß er sich unvermerkt das Wohlwollen des Lesers gewinnt. Von dieser Seite, in Rücksicht der Ingenuität und Offenherzigkeit, wenn er von sich spricht, gleicht er am meisten dem liebenswürdigen Montagne, dem er an Philosophie und Feinheit des Beobachtungsgeistes nachsteht.

Ein Fehler, in den Montagne oft verfällt, und von dem Marot so wenig als irgend jemand frey ist,

der viel von sich selbst spricht, ist Schwazhaftigkeit. Immer ist dieser Fehler nicht angenehm; am wenigsten bey einem Dichter, den die Leichtigkeit zu reimen schon allzuoft von seiner Bahn verführt. Aber verzeihlich ist er doch in diesem Zeitalter des dämmernden Geschmacks; um so mehr, da ihn die Epistolographen, der glänzendsten Epochen selbst, nicht immer vermieden haben.

Einige Weitschweifigkeiten abgerechnet, ist nichts eleganter, nichts naiver und feiner gewendet, als Marots Epistel an den König pour avoir été dérobé *). Folgende Zeilen, in denen er den Bedienten beschreibt, der ihn geplündert hatte, sind Molierens würdig:

J'avais un jour un valet de Gascogne,
Gourmant, yvrogne et aſſeuré menteur,
Pipeur, larron, jureur, blasphémateur,
Sentant la hart **) à cent pas à la ronde.
Au demeurant le meilleur fils du monde,
Priſé, loué, fort eſtimé des filles
Par les bordeaux et beau joueur de quilles,

Er bittet hierauf den König um ein Anlehn in seiner Noth, und verspricht ihm eine Handschrift auszustellen:

*) Epitr. XXVIII.

**) La corde.

à celle fin qu'il n'y ait faute nulle
je vous ferai une belle Sedulle
à vous payer, sans usure s' entend,
quand on verra tout le monde content:
où, si voulez, à payer ce sera,
quand votre los *) et renom cessera.

Man hat Recht, zu behaupten, daß nie mit mehr Esprit Geld gefordert und wahrscheinlich niemals mit größerm Vergnügen gegeben worden, als bey dieser Gelegenheit. Ein andres Gedicht unseres Clement belehrt uns, daß Franz der I. auch diesesmal gegen seinen Witz nicht unempfindlich war.

Marot gab noch überdieß das erste Muster des naiven Chanson. In der Sammlung seiner Werke finden sich derselben über funfzig, unter welchen mehrere sind, deren sich kein Dichter aus dem Zeitalter Ludwig XIV. geschämt haben würde.

Wir sagen nichts von Marots größern Werken, dem Tempel Cupidos seinem ersten Gedicht; dem Enfer, einem Gedicht voll feiner Satyre, in welchem er seine Gefangenschaft erzählt; nichts von seiner Uebersetzung einiger Bücher der Metamorphosen, des Musäus und der Psalmen; weil alle diese Werke Marots Namen nicht auf die Nachwelt gebracht haben würden. Nur von seinen Elegien wollen wir noch ei-

*) Gloire.

nige Worte sagen, da er in dieser Gattung die ersten Muster gegeben zu haben scheint.

Marots Elegie ist, wie die Tibullische, zärtlichen Inhalts. Verliebt scheint unser Dichter immer gewesen zu seyn; aber zu seinem Unglück war er es immer in die ersten Damen an Franzens Hof, die ein Recht zu haben glaubten, ihn, seiner galanten und zärtlichen Verse ohngeachtet, nach ihrer Fantasie zu behandeln. Die berühmte Diane von Poitiers, der Schmuck des Hofs unter zweyen Regierungen, war von der Ehre, in dem Herzen eines Königs zu herrschen, zu sehr geschmeichelt, um nicht jeden Augenblick bereit zu seyn, den verliebten, ihr ganz ergebnen Dichter ihrer Eitelkeit aufzuopfern; und Franzens Schwester, Margarethe von Valois, wollte unserm Clement zwar insgeheim wohl, aber laut sollte es nicht werden, daß sie ihn liebte, aus den Schranken der äußersten Discretion sollte er nicht heraustreten. Man sieht wohl, daß Marot auf diese Weise in seinen Liebschaften immer Gelegenheit fand zu klagen; und daß sein Herz, zu gleicher Zeit von Liebe und Verdruß bestürmt, oft in einer elegischen Stimmung seyn mußte. Aber auch dann, wenn ihn ein Blick seiner Göttinn glücklich gemacht hat, dämpft sogleich die Discretion, die er ihr gelobte, und die Ehrfurcht, die er gegen sie hegt, das Ungestüm seiner Freude, und stimmt seinen Gesang zur Elegie herab.

Wahrheit der Empfindung ist daher in den meisten Elegien Marots. Was ist zärtlicher als seine siebente Elegie, in welcher er über die Kälte und das Stillschweigen seiner Gebieterinn klagt? Was ist mehr in Tibulls Geiste gedichtet als der Traum in der sechsten, wo Amor dem Dichter erscheint, ihm Hoffnung einflößt, und ihm auf die Ehre eines Gottes versichert, daß seine Gebieterinn anfange seinen Schwüren zu trauen? Was ist simpler als die Wendung, die nun der Dichter nimmt: Er beschwört seine Geliebte

Ne faire point le Dieu d'amour menteur,
Mais tout ainsi qu'il me donne asseurance
En votre dire avoir persévérance.

Was ist zugleich wahrer und naiver als die funfzehnte Elegie, wo er über die Unbeständigkeit in dem Betragen seiner vornehmen Gebieterinn und ihre Furchtsamkeit sich ihm anzuvertrauen seufzt, und am Ende mit der liebenswürdigsten Offenheit die Vorzüge seines Herzens, Geistes und Körpers schildert, um ihr fühlbar zu machen, daß sie sich der Liebe zu einem Manne, wie er sey, nicht zu schämen brauche.

à quel' raison me fuir?
Certes tu es d'être aimée bien digne;
Mais d'être aimé je ne suis pas indigne.

Schmeicheleyen und Vorwürfe wechseln mit einander ab; verliebte Zärtlichkeit und gekränkter Stolz führen wechselseitig das Wort.

Diese drey Elegien allein wären hinreichend unserm Clement Marot eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern dieser Gattung zuzusichern; und bey ihnen vergißt man gern, daß in einigen andern geschraubter Witz und gesuchte Empfindungen herrschen. Wie viel elegische Dichter sind wohl immer dem wahren Geist dieser Dichtungsart treu geblieben? Wo ist einer unter ihnen, der sich nicht zuweilen von dem Pfade der Simplicität auf den Weg unzeitigen Witzes verirrte?

Und auf unsern Dichter wirkte noch überdieß, so sehr er auch dagegen kämpfte, der Geist des Gernwitzes, der sein Zeitalter, so wie jedes zwischen Cultur und Barbarey schwebende Jahrhundert, auszeichnet. Auch der beste Kopf wird durch den Umgang angesteckt, und Marot fröhnte dem Geschmack seiner Zeit, bisweilen ohne es zu wollen, durch einen gewissen Zwang der Umstände, unter denen er lebte. Dieser Geschmack seines Zeitalters war es auch, der ihn zuweilen trieb, so viel Witz bey unwürdigen Gegenständen aufzubieten, wenn er den schlüpfrigen Boden betrat, der den Tempel des Gottes von Lampsakus trägt, um ein Opfer von Epigrammen darzubringen, das doch noch sehr keusch in Vergleichung jener andern Opfer war, die Franz der Erste und Heinrich der Zweyte, in Gesellschaft ihrer Höflinge und Courtisannen, auf diesem Altare niederlegten. »Es ist sonderbar,« sagt Bayle, »daß Marots Witz und Salz, sein leichtes, lebhaftes und erfinderisches Genie gerade dann am sichtbarsten ist, wenn

er einen schmutzigen Gegenstand behandelt; ob man ihm gleich auf der andern Seite die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß seine Obscenitäten weit verschleyerter sind, als die Obscenitäten der griechischen und lateinischen Dichter.« Man muß noch hinzusetzen, daß der Vorwurf des Schmutzes und der Ueppigkeit nur seine Contes, weniger seine Madrigalen, und keines seiner größern galanten Gedichte trifft. Die Galanterie in diesen letztern ist so züchtig, ehrbar und keusch, daß man zur Ehre von Deutschland wünschen dürfte, die Dichter des glänzenden sächsischen Hofs am Ende des vorigen Seculum möchten sich in eben diesen Schranken zu halten gewußt haben; sie, deren Werke der damahlige Hof mit Vergnügen las, und die man jetzt nicht ohne Erröthen in die Hände nimmt.

Der Witz und die gute Manier, mit welcher Marot schlüpfrige Geschichtchen zu erzählen wußte, veranlaßten den Wahn, daß sich Gegenstände dieser Art nur in seinem Styl und seiner Sprache behandeln ließen, und so kam der stile marotique, vornehmlich durch die Werke des unglücklichen J. B. Rousseau, in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Ansehn. Es ist wahr — die Sprache eines halb barbarischen Zeitalters scheint sich am besten an gewisse Gegenstände anzuschmiegen, welche aus den Zirkeln der gebildeten Welt verbannt sind, und welche in der polirten Sprache derselben vorgetragen einen sonderbaren Contrast mit den eingeführten Sitten machen würden; aber am besten

wäre es doch, wenn die jungfräulichen Musen den Anstand nie vergäßen, und wenn sie ihre belle humeur nur in eben so sittsamen als witzigen Scherzen glänzen ließen.

Und wie gesagt: Es hält schwer dem achtzehnten Jahrhundert zu verzeihen, was man nur dem sechszehnten zu Gute hält, in welchem die Sitten eben so wenig korrekt waren als die Sprache. Unserm Clement Marot rechnen wir nicht zum Fehler an, was zu seiner Zeit kein Fehler schien; aber wenn wir an ihm eine etwas gothische Versifikation nicht tadeln, so ist nicht die Meynung, daß man auch jetzt noch, ohne Tadel zu fürchten, wie ein Gothe reimen dürfe; und so verdammen wir mit allem Recht in den Gedichten nach Grecourt und ähnlichen Werken die schlüpfrigen Sitten, welche wir bey Marot kaum der Rüge für werth halten.

Catull.

Geboren auf der Halbinsel Sirmio im Veronesischen im Jahr der St. 668. Gestorben im Jahr der St. 705. Er war ein Zeitgenosse des Cäsar und Cicero.

Die Wissenschaften und vornämlich die Poesie nahm bey den Griechen und Römern einen ganz verschiedenen Gang. Griechenland brachte seine Dichter in den Zeiten der höchsten Einfalt hervor und die Dichtkunst war, was sie immer seyn sollte, eine Tochter der Natur. Die Cultur der Griechen ging aus sich selbst hervor und bedurfte keiner fremden, sie leitenden Hand. Ihre höchste Blüthe fällt daher mit der höchsten Blüthe des Staats in eine Zeit; und die größten Dichter lebten mit den größten Feldherrn, Staatsmännern und Patrioten zugleich.

Der Geschmack entwickelt sich mit den übrigen Seelenkräften, und unter einem Volke, das sich seine Cultur selbst verdankt, stehen Sitten und Künste niemahls in Widerspruch. Bey einem Volke hingegen, das den Geschmack nur leiht, können die Künste blühen, während alle Kraft zur Tugend erstirbt, die Sittlichkeit verachtet, und der Staat ein Raub des Despotismus ist.

Die schönen Künste und Wissenschaften waren zu Rom wie eine Pflanze, welche, dem väterlichen Himmel entrißen, die Jahreszeiten zu unterscheiden verlernt, und in dem Treibhause eingeschlossen, den Einfluß des fremden Clima nicht fühlt. Mehrere Jahrhunderte waren verstrichen, während denen Rom vor dem Klange der Waffen den Ton der Leyer und Flöte nicht zu vernehmen im Stande war; und keine Muse jene Hügel bestieg, auf denen, wie ein alter Dichter sagt, nur die wilden Götter der Wälder, die Faunen und Nymphen wohnten. Rom focht lange um seine bürgerliche Existenz, noch länger um seinen kriegerischen Ruhm. In der Nähe der Stadt wohnten Rauheit, Tapferkeit und Armuth, und die Regionen milderer Sitten und größern Wohlstands lagen von der künftigen Beherrscherinn der Welt weit entfernt. Aber mit jedem Schritt, den das erobernde Rom that, that es einen Schritt zur Cultur. Der wilde Muth und die Erbitterung der Krieger verlor sich, je entfernter die Feinde waren, mit denen sie kämpften; und die Bekanntschaft mit den Sitten der Einwohner des untern Italiens bereitete den sanften Einfluß griechischer Cultur, welche nach den Feldzügen in Griechenland und Asien, zugleich mit den Reichthümern dieser Länder, ihren Gang nach Italien nahm. Die benachbarten Feinde des römischen Namens waren zu Boden geworfen; Karthago zerstört; Rom thronte sicher auf seinen sieben Hügeln; und seine Einwohner bereiteten sich, einen Wohlstand zu ge-

nießen, den ihnen ihre und ihrer Väter Tapferkeit mit so vieler Mühe, Anstrengung und Gefahr errungen hatte.

Ein unsäglicher Reichthum floß aus den eroberten Provinzen nach der Hauptstadt der Welt und eine Schaar von Lastern folgte ihm nach. Nicht die Sitten des weichlichen Asiens waren es, welche die Sitten von Rom besiegten, sondern dieser plötzliche Reichthum, mit dem sich, bey einzelnen Menschen wie in ganzen Staaten, Verschwendung, Uebermuth und Habsucht paart. Eine unsinnige Prachtliebe nahm überhand. Die vornehmen Römer, in deren Hände jene Schätze zuerst fielen, verbargen sie anfänglich auf ihren Landhäusern, vormahls den Wohnplätzen stiller Tugenden, der Frugalität und Einfalt, aber bald verloren sie auch den letzten Rest von Schaam, und stellten ihre Beute, in der Hauptstadt selbst, vor den Augen des Volks auf. Die erhabnen Werke der Kunst, welche die Griechen hervorgebracht hatten, wurden nun von den Römern angestaunt, und dieses Anstaunen, an welchen Eitelkeit und Bewundrung ihrer selbst keinen geringen Antheil hatte, galt bey den Römern für Geschmack.

Auf eine ähnliche Art, wie die Werke der bildenden Kunst, machten sie die Werke des griechischen Geistes zu ihrem Eigenthum. Die Geschichte der römischen Poesie aus der Zeit ihrer Entstehung ist nicht viel mehr als eine Geschichte von Uebersetzungen. Eigne Thätigkeit des Geistes war wenig, aber groß das Bestreben, dem besiegten Volke gleich zu kommen.

Doch

Doch ging dieser Wetteifer nicht sowohl auf den innern Werth als auf den äußern Schein. Denn jener stille Genuß, jenes innige Wohlgefallen, jener süße Schauer des Geistes bey Betrachtung des Erhabnen und Schönen war den Römern dieses Zeitalters zu fein und zu hoch, und die Werke des Geistes galten nur so viel als sie dem Volke zum Schauspiel dienten und das Geschrey der Bewundrung erregten. Und selbst die Komödie und das Trauerspiel bekam an den öffentlichen Feyerlichkeiten nur so viel Theil, als ihm die Thierhaze, und die Künste der Fechter und Seiltänzer übrig ließ.

An diesem Faden ging die Bildung des Geschmacks unter den Römern fort. Die Sprache ward zwar geschmeidiger und geschickter zu mannichfaltigem Gebrauch; der Geschmack ward feiner und zärtlicher; aber der römische Geist erhob sich selten zur Originalität. Einmahl war der Weg der Nachahmung eingeschlagen, und die besten Köpfe aus Ciceros und Cäsars Zeit gingen auf einem Wege fort, den ihre Vorgänger nicht sowohl durch freye Wahl geleitet, als durch eine Art von Nothwendigkeit gezwungen, betreten hatten. Immer mehr und mehr suchte man sich zu bereden, daß man desto sichrer sey, es den Griechen gleich zu thun, je genauer man sie kopiere, und der habe den richtigsten Geschmack, dem nichts gefalle, als was griechisch war. Darum ward alles in griechische Formen gedrückt. Griechische Sklaven führten das Kind; in griechischen

Rednerschulen übte sich der Knabe; und in Griechenland vollendete der Jüngling seine Bildung.

Diesem Vorurtheil, welches der Originalität des Geistes einen unübersteiglichen Damm entgegen setzte, dankt die römische Poesie ihre Dauer und ihren Werth. In einem Zeitalter, wo unbändiger Ehrgeiz, Habsucht und Schwelgerey auf der einen, Armuth, Niederträchtigkeit und Neuerungssucht auf der andern Seite den Staat bis in sein Innerstes erschütterten, alle Bande der Republik auflösten und sie dem Untergang nahe brachten, wäre Entwickelung und Bildung eines originalen Geschmacks, welcher Ruhe und Stille begehrt, unmöglich gewesen. Aber die römischen Dichter lebten nicht in ihrer Welt, nicht unter ihrem Volk. Ihre Muster lagen in einem poetischen Land, welches der Sturm der Faktionen nicht erreichte; und die Gegenstände, die sie umgaben, wirkten nur wenig auf die Ideen, deren Nachbildung alle Kräfte ihres Geistes erschöpfte.

Unter allen römischen Dichtern desjenigen Zeitalters, welches zwischen den Zeiten der ersten Versuche eines rohen Geschmacks und der übergroßen Verfeinerung desselben mitten inne liegt, ist nächst Lukrez, Catull vielleicht der einzige, welcher, bey einem eifrigen Studio der Griechen, seine römische Originalität, wenn er wollte, am unverletztesten erhielt. In einem Theil seiner Werke erscheint er ganz in römischer Tracht; in einem andern, und ohne Zweifel dem größten, scheint

er ganz Grieche zu seyn. Wir wollen seine eignen Produkte zuerst in Erwägung ziehn.

Einige Lieder von unnachahmlicher Naivetät haben diesem Dichter, dem die Dichtkunst nur ein Spielwerk war, in allen Zeitaltern Freunde und Bewunderer verschafft. Wer war je in der lateinischen Poesie so fremd, daß er das Lied an den Sperling der Lesbia und jene noch unendlich reizendere Nänie bey dem Tode dieses geliebten Vogels nicht gelesen und bewundert hätte? Leichte Tändeley mit Empfindung zu paaren ist den Alten nur selten geglückt. Geistlose Spielereyen haben uns die Bluhmenlesen freygebig genug aufbewahrt, aber an empfindungsvollen Tändeleyen sind sie arm. Schon darum ist uns diese Nänie, und außer ihr noch einige andre Kleinigkeiten desselben Dichters so werth. *) Der Stoff ist unbedeutend, aber das Gefühl des Dichters und der glückliche Ausdruck giebt ihm einen entschiednen Werth.

Die kleinern Gedichte Catulls haben fast insgesamt ein leichtes, obgleich nicht immer ein fröhliches Ansehn. So verschieden ihr Inhalt seyn mag, Empfindung oder Laune oder Spott, so tragen sie das Gepräge der leichten Empfängniß und der schmerzlosen Geburt. Der Ausdruck ist von allen Ansprüchen weit entfernt. Es ist der Ausdruck eines Mannes von Welt.

*) Zu den besten Gedichten des Catulls rechne ich noch V. VII. IX. XIII. XX. XXXI.

und gutem Ton, der, selbst mit dem Schein der Verlegenheit unbekannt, jederzeit das richtige Wort und die passende Wendung auf den ersten Augenblick trift. Wenn auch der Einfall unbedeutend ist, — er überläßt ihn seinem Schicksal, ohne ihn nur mit einem Laut, mit einem Accent zu beschützen. Wenn auch die Empfindung schwach ist — sie ist wenigstens wahr und der Dichter giebt sie für nichts mehr, als was sie ist.

Wenn man die kleinern Gedichte Catulls, die ihm eigenthümlich zugehören, mit einem schicklichen Maaße messen will, so muß man sie als Impromptus ansehn, denen eine besondre Veranlassung ihre Entstehung gab. Diese Veranlassung ist nicht immer bekannt. Denn die Personen, welche sie angehn, sind uns viel zu weit aus den Augen gerückt, als daß wir ihre Eigenthümlichkeiten, die Züge ihres Geistes, ihren ganzen Charakter so scharf in die Augen fassen, oder alle Umstände ihres Lebens so bestimmt angeben könnten, als es wohl nöthig wäre, um in den Sinn des Dichters einzudringen. Viele Einfälle Catulls scheinen uns daher ohne Salz; viele sind uns ganz unverständlich; aber aus dem Gesichtspunkt, aus welchem die Zeitgenossen des Dichters sie betrachteten, gewannen sie vielleicht ein anderes Ansehn, und machten auf einige Tage ihr Glück. Ich bin weit entfernt, sie darum für Meisterstücke der Dichtkunst zu halten; aber ich bin auch überzeugt, daß Catull eben so weit von diesem Wahne entfernt war.

Wer an Martials scharfgewürzte Speisen gewöhnt ist, dem wird Catulls einfache Zurichtung wenig Vergnügen machen. Der Unterschied zwischen beyden Dichtern ist der, daß Martial genau weiß, wie witzig er ist: Catull auf den Nahmen eines witzigen Kopfs kaum Anspruch zu machen scheint.

Als Produkte wirklicher Veranlassungen haben diese Gedichte keinen geringen Werth. Sie sind ein Spiegel der Sitten und Denkungsart jener Zeit, und der in ihnen herrschende Ton scheint der Ton der römischen guten Gesellschaft zu seyn.

Nichts ist veränderlicher als die Begriffe von guten Ton, guter Gesellschaft und Welt. Die Politesse der neuern Zeit war dem Alterthum unbekannt; und wer das, was sie Urbanität nannten, mit jener Eigenschaft gleichbedeutend glauben wollte, würde in Gefahr seyn, einen großen Mißgriff zu thun. Die Kunst, andre mit sich selbst und folglich auch mit uns zufrieden zu stellen, konnte nur da zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden, wo man das Vergnügen des gesellschaftlichen Umgangs für den letzten und höchsten Zweck des menschlichen Lebens hielt; aber Verstellung und Heucheley nur in dieser Absicht und zuletzt aus bloßer Gewohnheit zu üben, seinen Feinden vor den Augen der Welt zu schmeicheln, und, der obwaltenden Feindschaft unbeschadet, mit ihnen Umgang zu pflegen, war in dem alten Rom unerhört. Die republikanische Freyheit war von einer Freymüthigkeit begleitet, welche wir, unter dem Ka-

men der Ungeschliffenheit, aus der guten Gesellschaft verbannt haben, und welche Catull gegen Freund und Feind in einer Menge Hendekasyllaben behauptet hat. Ein großer Kenner des Alterthums sagt: »Die freyen Römer, besonders in den letzten Zeiten der Republik kannten wenig von den Annehmlichkeiten des häuslichen und des geselligen Lebens. Eine rastlose Ambition machte ihre Augenblicke zu kostbar, um ihnen Muße und Ruhe genug zum Genusse derselben zu lassen. Ihre Freundschaften waren Staatsverbindungen, die sich immer auf die Republik und auf das, was jeder beym Betrieb seiner eignen politischen Absichten von dem andern zu hoffen oder zu fürchten hatte, bezogen. Die besten Freunde sagten einander im Senat und vor Gericht die empfindlichsten Dinge in den derbsten Ausdrücken; und die gröbsten Beleidigungen wurden in einem Augenblicke vergessen, sobald politisches Interesse aus Feinden Freunde, oder aus Freunden Feinde machte.«

Niemals hat das Alterthum den boshaften und ungeschliffenen Spott unsers Dichters zu tadeln gewagt. Er war gegen seine Feinde gerichtet, und dieß galt für recht und erlaubt. Spott und Scherz wurde in diesem Zeitalter weniger durch den Witz als den bösen Willen geleitet. Unsre feine Welt verzeiht Bosheit nur dann, wenn sie witzig ist; Invektiven sind ihr ein Greuel. Der römische Adel hielt auch witzlose Invektiven zu gut, wenn sie gegen Feinde gerichtet waren.

Rachsucht öffentlich zu zeigen, galt für recht und sie vergütete den Mangel an Witz und Geist.

Eben so wenig haben die Alten die schmutzigen Bilder und ungesitteten Ausdrücke tadelnswerth gefunden, um derentwillen Catull unter den Neuern so übel berüchtigt ist. Die Sprache der Debauche hat zu Rom, wie zu Athen, eine sehr starke Farbe. Man war wenig bemüht dasjenige zu verhüllen, was die sittsame Natur selbst zu verschleyern gesucht hat; und die Muse der gesellschaftlichen Poesie erröthete nicht, jede Sache bey ihrem Nahmen zu nennen. Diese Muse glich den feilen Weibern, welche, mit Ausschluß der Matronen, die Gesellschaften der Römer erheiterten, und der derben Sprache des fröhlichen Muthwillens keinen Damm entgegensetzten. Die Entfernung sittsamer Damen von der Tafel und allen Orten der Freude hat die Bildung des Tons und der gesellschaftlichen Sittlichkeit in der alten Welt unmöglich gemacht.

Die unsittlichen Scherze unsers Dichters nehmen aber nicht immer ihren Ursprung aus einer üppigen Phantasie, sondern sie dienen eben so oft, oder noch weit öfter seiner Satyre zur Unterlage. Wenn eine Satyre dieser Art überhaupt gebilligt werden konnte, so würde man gestehen müssen, daß Catull in vielen Fällen das Obscöne vortreflich benutzt habe, um seine Gegner mit einem mahl dem bittersten Spott und der tiefsten Verachtung Preiß zu geben. —

Die zweyte Klasse der catullischen Gedichte enthält diejenigen, in denen der römische Genius dem griechischen gewichen ist. Sie haben einen sehr verschiedenen Ton und Kolorit, nach Maasgabe des Vorbildes, welches der Dichter vor Augen hatte. Die meisten Spuren griechischen Ursprungs trägt der Atys, welchen ich daher für eine Uebersetzung, oder, wenn man lieber will, für eine getreue Nachbildung eines griechischen Originals halte. Hier ist Catull nicht mehr der tändelnde Dichter, der mit seiner Geliebten Küße zusammen rechnet, oder die Liebesgötter zur Klage über den Tod eines Sperlings auffordert. Seine Sprache tönt stark und voll; wir fühlen das Wehen des Geistes, welcher die Priester der phrygischen Göttinn durchdrang, und, von seiner Begeisterung fortgerissen, folgen wir dem rasenden Jüngling durch Wälder und Berge. Aber sein Wahnsinn läßt nach; ein sanfter Schlummer bringt ihn zu sich selbst und zum Bewußtseyn seiner That zurück. Und wir, deren Brust von den mannichfaltigsten Empfindungen durchdrungen worden, stimmen gläubig in den Wunsch des Dichters ein:

Dea, magna Dea, Cybele, Didymi dea domina,
procul a mea tuus sit furor omnis, hera, domo:
alios age incitatos, alios age rabidos.

Eben so gewiß griechischen Ursprungs ist das Epithalamium der Thetis und des Peleus; ein unförmli-

ches Ganze, welches um einer Episode willen gedichtet scheint, die ohne Verhältniß zum Ganzen ihm gewaltsam angefügt ist. Die Nüchternheit der Ideen, mit einer gesuchten Zierlichkeit des Ausdrucks verbunden, und die anspruchsvolle Gelehrsamkeit deuten auf einen Dichter des alexandrinischen Zeitalters. Diese Dichter waren unstreitig Catulls Muster in der elegischen Gattung; eine Art der Poesie, deren Ausbildung die Griechen mit gemeinschaftlichem Eifer betrieben, ohne durch ihre Bemühung der Misgunst der Zeit etwas abzugewinnen. Eine einzige Elegie des Callimachus auf das Haar der Berenice hat sich in einer Uebersetzung erhalten müssen. Der Geist der Zeit offenbart sich in der Wahl des Stoffs und in der Behandlung desselben. Der Dichter führt Berenicens Locke redend ein. Der Vortrag ist nüchtern und matt. Ist dieses die Schuld des Uebersetzers oder des Originals? ich glaube des letztern.

Auch in Catulls übrigen Elegien verräth sich das Studium des Callimachus und seiner Zeitgenossen, so weit uns diese aus einzelnen Bruchstücken und Nachahmungen zu beurtheilen erlaubt ist. Die Sprache hat jenen sanften gefälligen Ton, der dieser Dichtungsart so wohl ansteht; es fehlt ihr nicht an Anmuth und Reiz, den sie oft von der Nachläßigkeit selbst empfängt. Aber wenn sie sich nie zur Unzeit erhebt, so ist sie deshalb nicht von dem Fehler frey, bis zur Prose herabzusinken. Ihre Nachläßigkeit artet bisweilen in Un-

ordnung und Schläfrigkeit aus. Die bekannte Elegie an den Manlius allein giebt hinreichende Proben der Fehler, die Catull den Griechen zugleich mit ihren Schönheiten absah. Die Empfindungen des Dichters sind wahr, aber sie sind ohne Auswahl zusammen gereiht. Nicht alles was dem Freund in einer mündlichen Unterredung oder in einem Briefe zu sagen gut wäre, ist darum ein Gegenstand der Poesie, welche allgemeines Interesse hervorzubringen strebt. Was kann unpoetischer seyn, als folgende Stelle: (v. 31 — 49.)

Ignosces igitur, si quae mihi luctus ademit,
Haec tibi non tribuo munera, cum nequeo.
Nam, quod scriptorum non magna est copia apud me
Hoc fit, quod Romae vivimus; illa domus,
Illa mihi sedes, illic mea carpitur aetas:
Huc una e multis capsula me sequitur.
Quod cum ita sit, nolim statuas, nos mente maligna
Id facere aut animo non satis ingenuó;
Quod tibi non utriusque petiti copia facta est: —

Diesen prosaischen und selbst für die Elegie zu schlaffen Ton hatte Catull von Callimachus gelernt, und dieser scheint ihn auch mit dem armseligen Kunstgriff bekannt gemacht zu haben, dem kraftlosen Stoff durch eingestreute Mythen aufzuhelfen. Aber diese absichtlichen Verzierungen, die sich nicht mit dem Gewebe der

eigenthümlichen Empfindung des Dichters verbinden erregen Widerwillen, und in der angeführten Elegie schleppt die Fabel der Laodamia gleich einem paralytischen Gliede nach.

Von allen Gedichten Catulls in der elegischen Gattung dünkt mich die Epistel an den Ortalus, welcher er die elegische Form gegeben hat, von jenen Fehlern am meisten frey. Die Empfindungen sind wahr und schön; der Ausdruck ist sanft und elegisch, ohne schläfrig zu seyn. Das kleine Gemälde am Schluß — wiewohl als Gleichniß nicht untadelhaft — ist dem besten eines Apollonius zur Seite zu setzen:

Ut missum sponsi furtivo munere malum
  Procurrit casto virginis e gremio,
Quod miserae oblitae molli sub veste locatum,
  Dum adventu matris prosilit, excutitur,
Atque illud prono praeceps agitur decursu:
  Huic manat tristi conscius ore rubor.

Ewald Christian von Kleist.

(Geboren den 5ten März 1715 zu Zeblin in Pommern. Gestorben den 24ten August 1759 zwölf Tage nach der Schlacht bey Kunnersdorf.)

Unter den Dichtern, welchen Deutschland die erste Bildung seiner Sprache und seines Geschmacks verdankt, nimmt Kleist eine vorzügliche Stelle ein. Es hat eine Zeit gegeben, wo er in jedermanns Händen war. Und wer könnte sich rühmen, Geschmack zu haben, und Kleist nicht bewundern? Wer könnte Anspruch auf Empfindsamkeit machen und ihn nicht lieben?

Ueber alle seine Gedichte ist die Farbe sanfter Schwermuth und einnehmenden Trübsinns verbreitet. Ein Ton erstickter Klagen hallt aus ihnen zurück. Es ist der Ton eines Mannes, der in einem unruhvollen Leben nach dem Genuß stiller Glückseligkeit, ruhiger Contemplation und freundschaftlichen Umgangs seufzt; eines Mannes, der sein Misvergnügen mit dem ihm gefallenen Loos durch die Macht der Vernunft nicht so ganz zu besiegen vermag, daß es sich nicht unfreywillig mit jeder sanften Empfindung vermischen, sich in seinen Blicken und dem Ton seiner Stimme verrathen sollte.

Kleist hat sich in mehrern Gattungen der Poesie versucht; keine ist ihm ganz mislungen, aber am besten gelang ihm doch die Elegie. Unter seinen Werken befinden sich zwey, welche diesen Namen verdienen, aus denen ich schließe, daß, wenn er sich dieser Gattung vorzüglich hätte widmen wollen, er den ersten Platz unter den elegischen Dichtern würde errungen haben. Das Gedicht an Doris und die Sehnsucht nach Ruhe dürfen unter keine als die genannte Gattung gerechnet werden. Die Empfindungen des Dichters, der sich in der Betrachtung eines ihm entrissenen Gegenstandes verliert, ihn sehnsuchtsvoll zu sich zurück ruft, und, wenn er die Hoffnung, ihn zu erringen aufgiebt, wenigstens sein Andenken fest in seinem Herzen hält; die lieblichen Bilder, welche, durchaus mit dem Nebel des Trübsinns bedeckt, der Phantasie in diesem matten Lichte nur noch reizender scheinen; die sanfte, melodische, edle Sprache, die, wenn der Unmuth sie bisweilen erhebt, sogleich wiederum in zärtliche Töne herabschmilzt; die einförmige und in ihrer Einförmigkeit so reizende Harmonie des Verses, mit dem die Empfindung, wie auf sanften Wogen, steigt und sinkt; alles dieses stimmt zur Hervorbringung der süßen Wehmuth zusammen, aus welcher die Elegie entspringt, und die sie zu wecken sucht.

Wenn von allen Werken dieses Dichters auch nur diese beyden Elegien auf die Nachwelt kommen sollten, so werden sie allein schon hinreichen, den Platz zu be-

stimmen, den ihr Verfasser unter dem deutschen Dichterchor einnimmt. Die gefühlte Verachtung der Güter, welche ein blindes Ohngefähr den Sterblichen zuwirft, und welche die meisten unter ihnen als den würdigsten Gegenstand ihrer Bestrebungen ansehn; und die richtige Schätzung des wahren Lebens und der Güter des Herzens und Geistes, welche kein Zufall entreissen kann — diese Lebensweisheit herrscht in den meisten seiner Gedichte eben so wie in den angeführten Elegien. Sie giebt ihnen das bleibende Interesse des Verstandes, welches dem Dichter allein den Beyfall der Nachwelt sichert, und durch den Reichthum der Phantasie, die Schönheit der Sprache, und die Harmonie des Versbaus nur erhöht, aber nicht ersetzt werden kann. In einem Zeitalter, wo unser Ohr das Gewicht und den Wohlklang der lateinischen Sprache kaum noch zur Hälfte fühlt, ist dennoch Horaz der Lieblingsdichter aller Leute von Geschmack und Geist, und er wird es ewig bleiben, so lange der Ausdruck tiefgefühlter Wahrheit Achtung und Beyfall erhält. Kleist war von der Philosophie des Römers durchdrungen, aber sie war bey ihm noch mehr auf Neigung als auf Vernunft gegründet, und in der Lage, in der er lebte, in welcher ihm immer nur die Aussicht auf den Genuß der wahren Güter des Lebens vergönnt war, gewann sie die Farbe des Trübsinns und der Schwermuth.

Eine zweyte Eigenthümlichkeit unsers Dichters, welche uns in den angeführten Elegien sogleich in die

Augen strahlt, ist sein glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern. Fast allen seinen Gedichten sind mehr oder weniger Gemählde eingewebt; einige sind absichtlich zu poetischer Mahlerey bestimmt. Für diese Gattung des poetischen Schmucks fühlte sich Kleist vorzüglich geschickt. Sein Geist führte ihn am liebsten zu den angenehmsten und lieblichsten Szenen der Natur; auf beblümte Auen, an murmelnde Bäche, in die Nacht schattiger Haine und auf heerdenreiche Triften. Er mahlt mit den sanftesten Farben; aber seine Gemählde sind niemahls unbedeutend, niemahls fad. Denn immer schlingt er den Faden der Empfindung durch sie hin; und mit einem einzigen Pinselstrich, wobey ihm Weisheit die Hand führt, giebt er seiner Schilderung Bedeutung und Leben. In der Beschreibung der kriegerischen Szenen, welche dem Gedicht Sehnsucht nach Ruhe eingewebt ist, scheint er die ihm eigentliche Sphäre verlassen zu haben. Aber es scheint auch nur so. Denn auch hier richtet seine sanfte, ländliche Muse ihre Augen mehr auf diejenigen Gegenstände, welche das Mitleiden auffordern, als auf die, welche Entsetzen oder Bewundrung erregen; und die stille, schuldlose Natur, welche dennoch nicht von der Wuth des Krieges verschont wird, zieht ihre Aufmerksamkeit vorzüglich an:

Die Saaten sind zerwühlt, der Fruchtbaum weint,
der Weinstock stirbt von mörderischen Streichen,

die schöne Braut, sieht ihren jungen Freund,
den Blumen gleich, durch kalten Stahl erbleichen,
Ein Thränenguß, indem sie ihn umschließt,
Netzt ihr Gesicht, wie Thau von Rosen fließt.

Die Erwähnung der mahlerischen Talente des unsterblichen Kleist erinnert zunächst an den Frühling, dasjenige unter seinen Gedichten, welches am häufigsten gelesen worden und seinem Nahmen die meiste Celebrität verschafft hat. Einige Kunstrichter sind bemüht gewesen, zu zeigen, daß die ganze Gattung, zu welcher dieses so wohl aufgenommene Gedicht gehört, unmöglich gefallen könne; und daß folglich Beschreibung der leblosen Natur kein Gegenstand der Poësie seyn dürfe. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage von neuem aufzuwerfen und die gegenseitigen Gründe abzuwägen. Es ist dieses anderwärts zur Genüge geschehn und diese Untersuchungen haben das Resultat gegeben, daß, wenn gleich die beschreibende Poesie in Rücksicht auf die Wirkungen, die sie hervorbringt, nur auf einen niedrigen Rang Anspruch machen kann, sie darum nicht aus der Reihe der Dichtungsarten ausgestoßen und von dem Geschmack unbedingterweise verworfen werden darf. Einer unsrer größten Kunstrichter sagt vortreflich und wahr: »Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen hat. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet und von keiner mehr

Ver-

Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie ihrer Natur nach gewähren kann.«

Wenn Kleists Frühling weder das lebhafte Interesse eines pragmatischen Gedichtes hat, das durch die Ahndung einer ungewissen Zukunft fesselt; noch, wie das Lehrgedicht, den arbeitenden Geist, an dem Faden der Vernunft, aus dem Labyrinthe des Zweifels und der Ungewißheit in die lichten Regionen der Wahrheit führt; so gewährt er uns dafür das sanftere Vergnügen, jene unendlich süßen Eindrücke aufzufrischen, welche die Betrachtung der schönen Natur, ihrer stillen Wirksamkeit und der Mannichfaltigkeit ihrer Reize in jeder gut gebildeten Seele gemacht haben muß. Unsre besten und heitersten Stunden danken wir doch dem Genuß der Natur; und wer sollte nicht gern der Leitung des Dichters folgen, der, weit entfernt unsre Einbildungskraft mit Zusammensetzung neuer Bilder und unbekannter Gestalten zu quälen, sie nur an das erinnert, woran wir uns selbst so gern erinnern, und es ihr dann überläßt, diese Bilder mit ihren eignen Farben und durch die Wiederholung jedes süßen Eindrucks noch lebendiger, reizender und rührender zu machen.

Schon als bloße Beschreibung ist der Frühling ein schätzbares Gedicht. Der Dichter entwirft seine Gemählde mit wenigen Zügen; aber dieses sind immer die bedeutungsvollsten und fruchtbarsten. Nur eines

vermiße ich in dieser Gallerie von Schilderungen; ich meyne die künstliche Gruppirung mehrerer Gegenstände, und die Auflösung dieser Gruppen in ihre einzelnen Theile. Nichts kömmt der Einbildungskraft mehr zu statten, als dieses Verfahren, welches das Verfahren der besten Dichter aller Jahrhunderte ist; durch welches sie von dem Ganzen auf das Einzelne und von dem Einzelnen auf das Ganze zurück geleitet, den Eindruck der Gegenstände, welche ihr zur Beschauung aufgestellt werden, aus ganz verschiedenen Entfernungen empfängt. Den Mangel eines innern Zusammenhangs zwischen den einzelnen Theilen dieses Gedichts, welche durch hier und dort mit einander verbunden sind, wage ich kaum zu tadeln. Er hängt vielleicht der ganzen Gattung an. Was ein Kunstrichter von der Ordnung der Natur sagt, die der Dichter beobachtet habe, vermag ich nicht einzusehn.

Aber auch in diesem Gedicht, und in diesem vielleicht mehr als in Kleists übrigen Werken, findet sich jene interessante Verbindung der Gegenstände aus der sinnlichen und der moralischen Welt; jene unterhaltende Abwechselung von Gemählden und Empfindungen. Der Verfasser betrachtete die Natur zugleich mit den Augen des Mahlers und des Weltweisen. Ueberall findet er in ihr den reichsten Stoff zu Betrachtungen, denen er sich aber nur bisweilen überläßt. Denn öfterer deutet er die weitern Aussichten nur mit einigen

Worten an, und weißt den denkenden Leser auf den Weg, den er weiter verfolgen kann. Stellen, wie diejenige ist, in welcher er die Greuel eines verheerenden Kriegs schildert, und die Fürsten auffordert, sich ein edleres Ziel zu stecken und nach einem menschlichern, dauerhafterem Ruhm zu streben, erwerben einem Dichter, in welcher Gattung er auch geschrieben haben mag, ein unbezweifeltes Recht auf den Beyfall und die Bewundrung der Nachwelt.

Ihr denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen?

— — Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Roße zurück. Spannt eure Seegel dem Ost auf,
Und ärntet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein; belohnt mit Ansehn und Ehre
Die deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter;
Er schlage das Laster im Pallast und helfe der weinenden Unschuld.

Was ich an einem beschreibenden Gedichte nicht zu tadeln wagte, den Mangel innern Zusammenhangs, tadle ich in einem seyn-sollenden pragmatischen Gedicht mit desto größerer Zuversicht. Kleists poetisches Talent verläugnet sich zwar auch in dem Cißides und Pacches nicht; aber die Schönheiten dieses Werks sind nur Schönheiten des Details. Einige ausgearbeitete Gleichnisse, die edeln Gesinnungen, die harmonische Versifikation verrathen den Geist des Verfassers, welcher sich zu der beschreibenden Poesie am meisten neigt, und geübter war, ein Gemählde auszuführen, als einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen. Cißides und Pacches, weit entfernt ein pragmatisches Gedicht zu seyn, ist nichts weiter als eine Gallerie von Beschreibungen und Reden, und aller Bewegung, welche in demselben herrscht, ungeachtet, ist es von Handlung gänzlich leer. Der Tod der beyden Freunde ist ein Werk des Zufalls, und da dieser Zufall das Ziel des ganzen Gedichtes ist, so fehlt es dem Plan der Handlung gerade an der wichtigsten Eigenschaft eines heroischen Gedichts, an innerer Nothwendigkeit. Nicht einmahl zwischen dem Schicksal der beyden Freunde ist ein Band geknüpft, wie es die erste Anlage erwarten ließ und wodurch doch noch einiges Interesse und Einheit in die Handlung gekommen wäre. Warum ist nicht wenigstens der Tod des einen Freundes die Ursache von dem Tode des andern? Warum muß Pacches

eben so ein Opfer des Zufalls werden, wie es Cißides geworden war?

Auch den kleinen Erzählungen unsers Dichters fehlt es ganz an pragmatischem Geist. Sie erregen kaum die Neugierde; sie sind kaum für wahre Begebenheiten gut genug, aber zur poetischen Wahrscheinlichkeit fehlt ihnen viel. Eine Kritik der Elmire und des Agathokles, oder des Leander und Selim würde hier nicht an ihrer Stelle seyn. Sie macht sich leicht von selbst, und unser Urtheil wird sich, wenn auch durch keinen andern Grund, doch gewiß durch das Gefühl eines jeden bestätigen.

Weit angemeßner war seinem Genie die Idylle, in welcher die Erzählung oft nichts weiter als ein fortschreitendes Gemählde ist. Kleists Idyllen verdienen neben den Schäfergedichten seines Freundes, unsers unsterblichen Geßners, einen rühmlichen Platz. Welche Anmuth der Bilder! welche Sanftheit des Colorits! welcher Zauber der Sprache und der Versifikation! Die Wahrheit der Empfindung, welche in diesen Schilderungen einer idealischen Welt herrscht, wie viel hinreißender ist sie als jene Wahrheit der rohen, unveränderten Natur, welche einige unsrer neuen Idyllendichter mit dem Reiz der poetischen Sprache und dem Wohlklang eines ausländischen Verses zu paaren versucht haben! Nur in einer der Kleistischen Idyllen finden wir die Denkungsart des Dichters selbst zu getreu dargestellt,

als daß wir nicht, wenigstens in einzelnen Stellen, aus der idealen Welt in die wirkliche gerißen und unsre Täuschung zerstört werden sollte. Ein Theil der Lehren, welche Irin seinem Sohne giebt, konnten nur aus dem Munde des Dichters kommen. Es sind Erleichterungen seines Herzens, Grundsätze seines Lebens, welche in dem Leben des Fischerknaben, der sie kaum hätte verstehen dürfen, keine Anwendung litten.

Der Stand eines Dichters ist in den meisten Fällen eine sehr gleichgültige Sache; aber auf Kleists Talente, auf die Wahl seines Stoffs, auf den Ausdruck selbst, scheint der seinige nicht wenig gewirkt zu haben. Kleist war für die Wissenschaften bestimmt gewesen und er liebte sie. Der Zufall führte ihn einen andern Weg. Aber niemals scheint er Neigung für eine Lebensart gewonnen zu haben, die sich mit der Liebe zu den Wissenschaften so wenig vertrug. Er haßte den Krieg, und nur die Vorstellung seiner Pflicht und vielleicht die Bewundrung seines Königs scheint den Unmuth, der ihn erfüllte, bisweilen niederzudrücken. Und daß er dann auch großer Gesinnungen fähig war, und daß der Anblick der Thaten des großen Königs und seines unbezwinglichen Heers, seine Brust mit Begeisterung zu erfüllen vermochte, bezeugt eine Ode, die, auch ohne den Einfluß ihrer übrigen Schönheiten, jedem Freunde des liebenswürdigen Dichters eine weh-

müthige Thräne ablocken wird. Sie schließt mit folgenden Versen:

Auch ich, ich werde noch, vergönnt' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Der Wunsch, den Tod der Helden zu sterben, wurde ihm ein Jahr darauf, in der Schlacht bey Kunnersdorf, gewährt.

Ende des ersten Stücks.

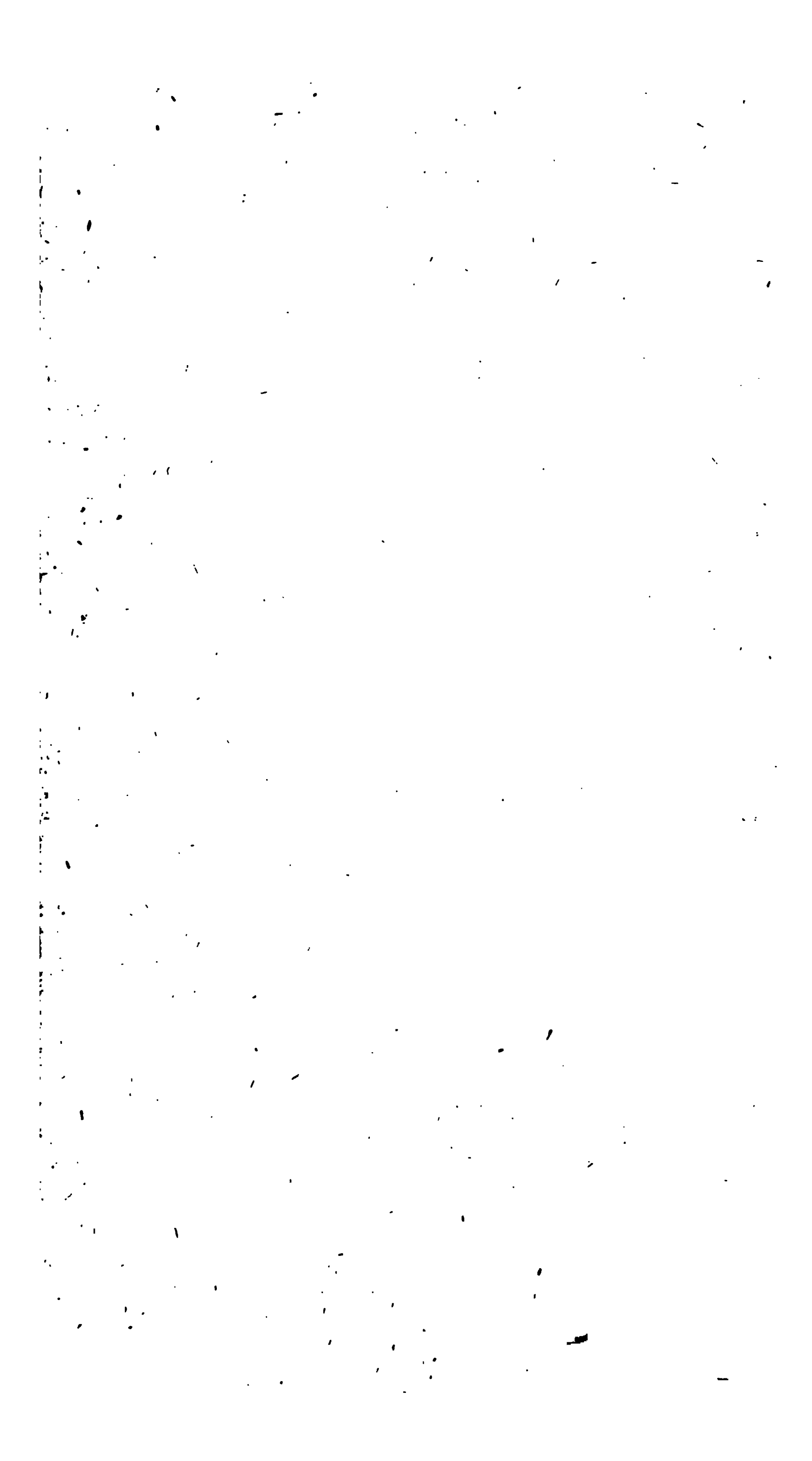


Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Ersten Bandes zweytes Stück.



Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1792.

Kurze Uebersicht der Geschichte

der

deutschen Poesie.

Wenn Mannichfaltigkeit und Interesse in der Geschichte jedesmahl Hand in Hand gingen, so dürfte ich meinen Lesern mit allem Rechte einen der unterhaltendsten Ueberblicke versprechen. Was ist abwechselnder als die Schicksale, welche die deutsche Dichtkunst erfahren, was veränderlicher, als der Kampf, den der gute Geschmack in Deutschland gekämpft hat? Aber eine geraume Zeit hindurch sind leider weder jene, noch dieser, von Seiten ihres Einflusses und ihrer Wirkungen, wichtig und bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit zu erwecken und festzuhalten. Die Geschichte der deutschen Dichtkunst gleicht einem weiten Gefilde, auf dem man hie und da zwar einzelne grüne Bäume und schattige Haine antrifft, aber spät erst und nach einer langwierigen Wanderung in ödem und ermüden-

Was ich an einem beschreibenden Gedichte nicht zu tadeln wagte, den Mangel innern Zusammenhangs, tadle ich in einem seyn-sollenden pragmatischen Gedicht mit desto größerer Zuversicht. Kleists poetisches Talent verläugnet sich zwar auch in dem Cißides und Pacches nicht; aber die Schönheiten dieses Werks sind nur Schönheiten des Details. Einige ausgearbeitete Gleichnisse, die edeln Gesinnungen, die harmonische Versifikation verrathen den Geist des Verfassers, welcher sich zu der beschreibenden Poesie am meisten neigt, und geübter war, ein Gemählde auszuführen, als einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen. Cißides und Pacches, weit entfernt ein pragmatisches Gedicht zu seyn, ist nichts weiter als eine Gallerie von Beschreibungen und Reden, und aller Bewegung, welche in demselben herrscht, ungeachtet, ist es von Handlung gänzlich leer. Der Tod der beyden Freunde ist ein Werk des Zufalls, und da dieser Zufall das Ziel des ganzen Gedichtes ist, so fehlt es dem Plan der Handlung gerade an der wichtigsten Eigenschaft eines heroischen Gedichts, an innerer Nothwendigkeit. Nicht einmahl zwischen dem Schicksal der beyden Freunde ist ein Band geknüpft, wie es die erste Anlage erwarten ließ und wodurch doch noch einiges Interesse und Einheit in die Handlung gekommen wäre. Warum ist nicht wenigstens der Tod des einen Freundes die Ursache von dem Tode des andern? Warum muß Pacches

eben so ein Opfer des Zufalls werden, wie es Cißides geworden war?

Auch den kleinen Erzählungen unsers Dichters fehlt es ganz an pragmatischem Geist. Sie erregen kaum die Neugierde; sie sind kaum für wahre Begebenheiten gut genug, aber zur poetischen Wahrscheinlichkeit fehlt ihnen viel. Eine Kritik der Elmire und des Agathokles, oder des Leander und Selim würde hier nicht an ihrer Stelle seyn. Sie macht sich leicht von selbst, und unser Urtheil wird sich, wenn auch durch keinen andern Grund, doch gewiß durch das Gefühl eines jeden bestätigen.

Weit angemeßner war seinem Genie die Idylle, in welcher die Erzählung oft nichts weiter als ein fortschreitendes Gemählde ist. Kleists Idyllen verdienen neben den Schäfergedichten seines Freundes, unsers unsterblichen Geßners, einen rühmlichen Platz. Welche Anmuth der Bilder! welche Sanftheit des Colorits! welcher Zauber der Sprache und der Versifikation! Die Wahrheit der Empfindung, welche in diesen Schilderungen einer idealischen Welt herrscht, wie viel hinreißender ist sie als jene Wahrheit der rohen, unveränderten Natur, welche einige unsrer neuen Idyllendichter mit dem Reiz der poetischen Sprache und dem Wohlklang eines ausländischen Verses zu paaren versucht haben! Nur in einer der Kleistischen Idyllen finden wir die Denkungsart des Dichters selbst zu getreu dargestellt,

als daß wir nicht, wenigstens in einzelnen Stellen, aus der idealen Welt in die wirkliche gerißen und unsre Täuschung zerstört werden sollte. Ein Theil der Lehren, welche Irin seinem Sohne giebt, konnten nur aus dem Munde des Dichters kommen. Es sind Erleichterungen seines Herzens, Grundsätze seines Lebens, welche in dem Leben des Fischerknaben, der sie kaum hätte verstehen dürfen, keine Anwendung litten.

Der Stand eines Dichters ist in den meisten Fällen eine sehr gleichgültige Sache; aber auf Kleists Talente, auf die Wahl seines Stoffs, auf den Ausdruck selbst, scheint der seinige nicht wenig gewirkt zu haben. Kleist war für die Wissenschaften bestimmt gewesen und er liebte sie. Der Zufall führte ihn einen andern Weg. Aber niemals scheint er Neigung für eine Lebensart gewonnen zu haben, die sich mit der Liebe zu den Wissenschaften so wenig vertrug. Er haßte den Krieg, und nur die Vorstellung seiner Pflicht und vielleicht die Bewundrung seines Königs scheint den Unmuth, der ihn erfüllte, bisweilen niederzudrücken. Und daß er dann auch großer Gesinnungen fähig war, und daß der Anblick der Thaten des großen Königs und seines unbezwinglichen Heers, seine Brust mit Begeisterung zu erfüllen vermochte, bezeugt eine Ode, die, auch ohne den Einfluß ihrer übrigen Schönheiten, jedem Freunde des liebenswürdigen Dichters eine weh-

müthige Thräne ablocken wird. Sie schließt mit folgenden Versen:

Auch ich, ich werde noch, vergönnt' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Der Wunsch, den Tod der Helden zu sterben, wurde ihm ein Jahr darauf, in der Schlacht bey Kunnersdorf, gewährt.

Ende des ersten Stücks.

als daß wir nicht, wenigstens in einzelnen Stellen, aus der idealen Welt in die wirkliche gerißen und unsre Täuschung zerstört werden sollte. Ein Theil der Lehren, welche Irin seinem Sohne giebt, konnten nur aus dem Munde des Dichters kommen. Es sind Erleichterungen s e i n e s Herzens, Grundsätze s e i n e s Lebens, welche in dem Leben des Fischerknaben, der sie kaum hätte verstehen dürfen, keine Anwendung litten.

Der Stand eines Dichters ist in den meisten Fällen eine sehr gleichgültige Sache; aber auf Kleists Talente, auf die Wahl seines Stoffs, auf den Ausdruck selbst, scheint der seinige nicht wenig gewirkt zu haben. Kleist war für die Wissenschaften bestimmt gewesen und er liebte sie. Der Zufall führte ihn einen andern Weg. Aber niemals scheint er Neigung für eine Lebensart gewonnen zu haben, die sich mit der Liebe zu den Wissenschaften so wenig vertrug. Er haßte den Krieg, und nur die Vorstellung seiner Pflicht und vielleicht die Bewundrung seines Königs scheint den Unmuth, der ihn erfüllte, bisweilen niederzudrücken. Und daß er dann auch großer Gesinnungen fähig war, und daß der Anblick der Thaten des großen Königs und seines unbezwinglichen Heers, seine Brust mit Begeisterung zu erfüllen vermochte, bezeugt eine Ode, die, auch ohne den Einfluß ihrer übrigen Schönheiten, jedem Freunde des liebenswürdigen Dichters eine weh-

müthige Thräne ablocken wird. Sie schließt mit folgenden Versen:

Auch ich, ich werde noch, vergönnt' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Der Wunsch, den Tod der Helden zu sterben, wurde ihm ein Jahr darauf, in der Schlacht bey Kunnersdorf, gewährt.

Ende des ersten Stücks.

Nachträge
zu
Sulzers allgemeiner Theorie
der schönen Künste.

Ersten Bandes zweytes Stück.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1792.

Was ich an einem beschreibenden Gedichte nicht zu tadeln wagte, den Mangel innern Zusammenhangs, tadle ich in einem seyn-sollenden pragmatischen Gedicht mit desto größerer Zuversicht. Kleists poetisches Talent verläugnet sich zwar auch in dem Cißides und Paches nicht; aber die Schönheiten dieses Werks sind nur Schönheiten des Details. Einige ausgearbeitete Gleichnisse, die edeln Gesinnungen, die harmonische Versification verrathen den Geist des Verfassers, welcher sich zu der beschreibenden Poesie am meisten neigt, und geübter war, ein Gemählde auszuführen, als einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen. Cißides und Pacches, weit entfernt ein pragmatisches Gedicht zu seyn, ist nichts weiter als eine Gallerie von Beschreibungen und Reden, und aller Bewegung, welche in demselben herrscht, ungeachtet, ist es von Handlung gänzlich leer. Der Tod der beyden Freunde ist ein Werk des Zufalls, und da dieser Zufall das Ziel des ganzen Gedichtes ist, so fehlt es dem Plan der Handlung gerade an der wichtigsten Eigenschaft eines heroischen Gedichts, an innerer Nothwendigkeit. Nicht einmahl zwischen dem Schicksal der beyden Freunde ist ein Band geknüpft, wie es die erste Anlage erwarten ließ und wodurch doch noch einiges Interesse und Einheit in die Handlung gekommen wäre. Warum ist nicht wenigstens der Tod des einen Freundes die Ursache von dem Tode des andern? Warum muß Pacches

eben so ein Opfer des Zufalls werden, wie es Cißides geworden war?

Auch den kleinen Erzählungen unsers Dichters fehlt es ganz an pragmatischem Geist. Sie erregen kaum die Neugierde; sie sind kaum für wahre Begebenheiten gut genug, aber zur poetischen Wahrscheinlichkeit fehlt ihnen viel. Eine Kritik der Elmire und des Agathokles, oder des Leander und Selim würde hier nicht an ihrer Stelle seyn. Sie macht sich leicht von selbst, und unser Urtheil wird sich, wenn auch durch keinen andern Grund, doch gewiß durch das Gefühl eines jeden bestätigen.

Weit angemeßner war seinem Genie die Idylle, in welcher die Erzählung oft nichts weiter als ein fortschreitendes Gemählde ist. Kleists Idyllen verdienen neben den Schäfergedichten seines Freundes, unsers unsterblichen Geßners, einen rühmlichen Platz. Welche Anmuth der Bilder! welche Sanftheit des Colorits! welcher Zauber der Sprache und der Versifikation! Die Wahrheit der Empfindung, welche in diesen Schilderungen einer idealischen Welt herrscht, wie viel hinreißender ist sie als jene Wahrheit der rohen, unveränderten Natur, welche einige unsrer neuen Idyllendichter mit dem Reiz der poetischen Sprache und dem Wohlklang eines ausländischen Verses zu paaren versucht haben! Nur in einer der Kleistischen Idyllen finden wir die Denkungsart des Dichters selbst zu getreu dargestellt,

als daß wir nicht, wenigstens in einzelnen Stellen, aus der idealen Welt in die wirkliche gerißen und unsre Täuschung zerstört werden sollte. Ein Theil der Lehren, welche Irin seinem Sohne giebt, konnten nur aus dem Munde des Dichters kommen. Es sind Erleichterungen seines Herzens, Grundsätze seines Lebens, welche in dem Leben des Fischerknaben, der sie kaum hätte verstehen dürfen, keine Anwendung litten.

Der Stand eines Dichters ist in den meisten Fällen eine sehr gleichgültige Sache; aber auf Kleists Talente, auf die Wahl seines Stoffs, auf den Ausdruck selbst, scheint der seinige nicht wenig gewirkt zu haben. Kleist war für die Wissenschaften bestimmt gewesen und er liebte sie. Der Zufall führte ihn einen andern Weg. Aber niemals scheint er Neigung für eine Lebensart gewonnen zu haben, die sich mit der Liebe zu den Wissenschaften so wenig vertrug. Er haßte den Krieg, und nur die Vorstellung seiner Pflicht und vielleicht die Bewundrung seines Königs scheint den Unmuth, der ihn erfüllte, bisweilen niederzudrücken. Und daß er dann auch großer Gesinnungen fähig war, und daß der Anblick der Thaten des großen Königs und seines unbezwinglichen Heers, seine Brust mit Begeisterung zu erfüllen vermochte, bezeugt eine Ode, die, auch ohne den Einfluß ihrer übrigen Schönheiten, jedem Freunde des liebenswürdigen Dichters eine weh-

müthige Thräne ablocken wird. Sie schließt mit folgenden Versen:

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Der Wunsch, den Tod der Helden zu sterben, wurde ihm ein Jahr darauf, in der Schlacht bey Kunnersdorf, gewährt.

Ende des ersten Stücks.

gelehrtesten Männern verschmäht und als barbarisch verschrieen wurde *b*); oder wie konnte es ihnen einkommen, eine gebildete Sprache gegen eine ungebildete zu vertauschen, da gerade die Kenntniß der erstern den Mönchsstand über andere Stände erhub, und selbst ein großer Theil seines politischen Einflusses von ihr abhing? Die kleine Anzahl der deutschen Denkmähler aus jenen Zeiten schränkt sich daher auch größtentheils auf Uebersetzungen biblischer Bücher und homiletische Schriften ein; von eigentlichen Poesien nennen uns unsre Philologen nicht mehr, als Ottfrieds gereimte Verdeutschung der evangelischen Geschichte, (um das Jahr 820, *i*)) ein Lied auf den 881 über die Normänner erfochtenen Sieg Ludwigs des Dritten in Frankreich, und eines Ungenannten Lobgedicht auf den zu Cölln 1075 verstorbenen Erzbischoff Ano. So wichtig aber diese Ueberbleibsel für die Beurtheilung der Cultur und Fortschritte unsrer Sprache sind, so unbedeutend ist der dichterische Werth derselben. Große Züge, starke Bilder, kühne Wendungen, kräftige Ausdrücke sind in Ottfrieds Werke sparsam verstreut, und entziehen sich leicht dem Auge, das nicht

b) Man sehe Ottfrieds Schreiben an den Mainzischen Erzbischoff Luitbert, vor der Uebersetzung der Evangelien.

i) Eine gleichzeitige Arbeit, die, durch Ludwig den Frommen veranstaltete, Uebersetzung der Bibel in Nieder-Rheinische Reime, ist nicht auf uns gekommen; daß sie aber existirt hat, wird durch die Versicherung damals lebender Schriftsteller außer Zweifel gesetzt.

Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Ersten Bandes zweytes Stück.

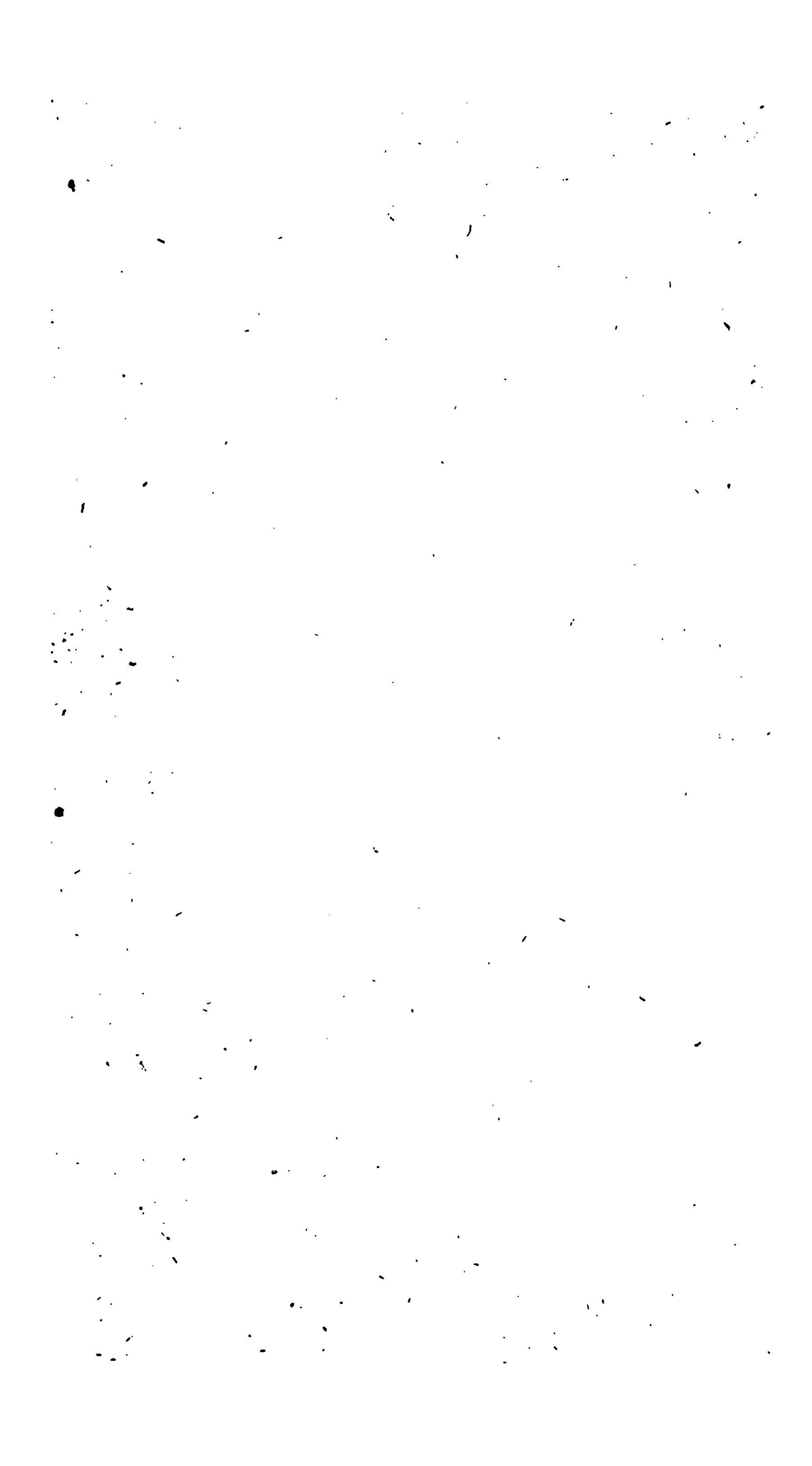
Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1792.



Kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie.

Wenn Mannichfaltigkeit und Interesse in der Geschichte jedesmahl Hand in Hand gingen, so dürfte ich meinen Lesern mit allem Rechte einen der unterhaltendsten Ueberblicke versprechen. Was ist abwechselnder als die Schicksale, welche die deutsche Dichtkunst erfahren, was veränderlicher, als der Kampf, den der gute Geschmack in Deutschland gekämpft hat? Aber eine geraume Zeit hindurch sind leider weder jene, noch dieser, von Seiten ihres Einflusses und ihrer Wirkungen, wichtig und bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit zu erwecken und festzuhalten. Die Geschichte der deutschen Dichtkunst gleicht einem weiten Gefilde, auf dem man hie und da zwar einzelne grüne Bäume und schattige Haine antrifft, aber spät erst und nach einer langwierigen Wanderung in ödem und ermüden-

den Sande, durch eine freye Aussicht erquickt wird. Wer es durchwandelt, den belebt entweder jene edle Wißbegierde, der nichts unwichtig ist, was mit der Cultur des menschlichen Geistes zusammenhängt, oder lockt der frohe Blick in die Ferne, — die Vorempfindung eines reinen, und, weil er durch Mühe und Anstrengung erkauft ward, um so schönern und vollkommnern Genusses. a)

Fast alle Schriftsteller, welche sich in der Geschichte unsrer vaterländischen Dichtkunst versucht haben, gehen bis in die frühesten Zeiten zurück und fin-

a) Die Geschichte der deutschen Dichtkunst läßt sich, meines Bedünkens, am bequemsten in folgende sieben Perioden zertheilen. Erste Periode von — bis 800. So genannte Bardenzeit, leer an allen poetischen Monumenten. Zweyte Periode von 800 — 1136. Nicht viel bedeutender, als die vorige. Die wenigen poetischen Ueberbleibsel sind eigentlich nicht für die Dichtkunst, sondern allein für die Geschichte der Sprache merkwürdig. Dritte Periode von 1136, oder richtiger, von 1170 — 1254. und, wegen der noch fortdauernden Wirkungen, — 1330. Zeit der Schwäbischen Dichter oder Minnesinger. Vierte Periode von 1330 — 1517. Zeit der Meistersänger. Fünfte Periode von 1517 — 1624, oder von Luther bis Opitz. Der Meistergesang verliert sich nach und nach; Sprache und Wissenschaften gewinnen; die Poesie selbst aber erhebt sich wenig; hie und da zeigen sich indeß einige glückliche Vorbedeutungen. Sechste Periode von 1624 — 1721, oder von der ersten Ausgabe der Opitzischen Gedichte bis zur Erscheinung der Discurse der Mahler, als der ersten deutschen kritischen Wochenschrift. Zeit der schlesischen Dichter. Siebente Periode von 1721 — 1792.

den die ersten Dichter der Deutschen in jenen Eichenwäldern, in denen Ariowist sich verbarg und Varus umkam. Als Gewährsmann führen sie den Tacitus an; aber dieser sagt blos, *b*) daß Lieder, zum Lobe alter Fürsten und Heerführer, wie bey den meisten Völkern, so auch bey unsern Vorfahren, die Stelle historischer Annalen und Denkmähler vertraten, und daß diese und ähnliche Gesänge, wenn es zur Schlacht kam, von dem ganzen Volke angestimmt und die Rauhigkeit der Melodien, vermittelst der vor den Mund gehaltenen Schilde, verstärkt wurde. Außerdem erzählt er noch vom Arminius, *c*) daß sein Andenken von seinen Landsleuten in Liedern gefeyert werde. Man sieht, diese Nachrichten sind unbedeutend und leer. Vergleicht man sie indeß mit einigen andern Stellen über die celtischen Barden beym Strabo und Diodor *d*) und mit den Ueberbleibseln der caledonischen und nordischen Dichter, so scheint es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die altdeutschen Barden, (eine Benennung, für die Tacitus selber zu sprechen scheint, *e*) die Geschichtschreiber ihres Vol-

b) De moribus Germanorum, Cap. 2. 3.

c) Annal. B. 2. Cap. 88.

d) Strabo B. 4. Cap. 197. Diodor B. 5. Cap. 31.

e) Bekanntlich sind die Ausleger zweifelhaft, ob man in der angezogenen Stelle Cap. 3. Barditus oder Barritus lesen solle. Das erstere ist jedoch den Meisten wahrscheinlicher.

kes und Aufbewahrer seiner merkwürdigen Thaten und Kriegszüge waren und ihre Poesien in nichts andern, als in Nationalliedern bestanden. Aber das ist es auch alles, was sich mit einiger Wahrscheinlichkeit folgern oder vermuthen läßt. Ob ihre Schlachtgesänge den Geist des Tyrtäus athmeten und ihre Erzählungen an die Epopöen Ossians reichten, ob überhaupt mehr der Dichter oder der Geschichtschreiber den Verlust derselben zu bedauern Ursache hat — alle diese und ähnliche Fragen können itzt weder bejaht noch verneint werden: denn auch die Reste, die Karl der Große, nach dem Zeugnisse Eginhards, *f)* mit so vieler Sorgfalt sammeln ließ, sind nicht bis auf unsre Tage gekommen, sondern sämtlich, zum Theil vielleicht durch die fromme Einfalt der Mönche und durch die Unbekanntschaft mit der Mundart der Barden, *g)* verloren gegangen. Für uns also existirt bis auf Karl den Großen keine vaterländische Poesie. Alles, was sich aus jenem Zeitraume erhalten hat, ist des Gothen Ulphilas prosaische Uebersetzung der Evangelisten aus dem vierten, und einige Ueberbleibsel aus dem sechsten

f) In Vita Caroli M. „Er schrieb auch," heißt es dort von ihm, „uralte barbarische Lieder, deren Gegenstand die Thaten und Kriege alter Könige waren, nieder, um sie auf die Nachwelt zu bringen." Schade, daß Eginhard das Alterthum derselben nicht genauer angiebt.

g) Ich vermuthe dieß um so mehr, weil selbst Karl der Große, wie Aventin in Annalibus Bojorum berichtet, eine lateinische Uebersetzung dieser Bardenlieder veranstalten ließ.

und siebenten Jahrhunderte, Monumente, aus denen sich nicht einmahl auf die Sprache und den Ausdruck der altdeutschen Barden ein gegründeter Schluß machen läßt.

Eben so unfruchtbar an Gedichten ist die Regierung der Carolinger, Sachsen, und Franken; eine Periode von mehr als dreyhundert Jahren; nicht, weil die Zeit die vorhandenen Schätze vertilgt hat, sondern weil die Musen, die Karl durch sein Beyspiel und seine Aufmunterung belebte, sich nach seinem Tode zurückzogen und verstummten. Mehrere Ursachen bewirkten diese Veränderung. Ein großer Theil von Schuld fällt offenbar auf die langwierigen Kriege, welche Deutschland damahls zerrütteten, auf die natürliche Wildheit der Nation, und auf den durch die ewigen Befehdungen und das verderbliche Faustrecht gehinderten Wohlstand, ohne welchen selten nur Kunst und Cultur gedeihen: aber die Hauptursache liegt unstreitig in der allgemeinen Herrschaft und dem unumschränkten Ansehn der lateinischen Sprache und in der geringen Veranlassung, welche die Geistlichen, — die damahls einzigen Innhaber gelehrter Kenntnisse und Vermittler der Aufklärung, — fanden, sich um die Ausbildung der rauhen vaterländischen zu bemühen. Was hätte sie bewegen sollen, ihren Fleiß einer Sprache zu schenken, die weder in öffentlichen Verhandlungen, noch beym Gottesdienste gebraucht, von den Kaisern, seit Karl dem Großen, wenig begünstigt und von den

gelehrtesten Männern verschmäht und als barbarisch verschrieen wurde *b*); oder wie konnte es ihnen einkommen, eine gebildete Sprache gegen eine ungebildete zu vertauschen, da gerade die Kenntniß der erstern den Mönchsstand über andere Stände erhub, und selbst ein großer Theil seines politischen Einflusses von ihr abhing? Die kleine Anzahl der deutschen Denkmähler aus jenen Zeiten schränkt sich daher auch größtentheils auf Uebersetzungen biblischer Bücher und homiletische Schriften ein; von eigentlichen Poesien nennen uns unsre Philologen nicht mehr, als Ottfrieds gereimte Verdeutschung der evangelischen Geschichte, (um das Jahr 820, *i*)) ein Lied auf den 881 über die Normänner erfochtenen Sieg Ludwigs des Dritten in Frankreich, und eines Ungenannten Lobgedicht auf den zu Cölln 1075 verstorbenen Erzbischoff Ano. So wichtig aber diese Ueberbleibsel für die Beurtheilung der Cultur und Fortschritte unsrer Sprache sind, so unbedeutend ist der dichterische Werth derselben. Große Züge, starke Bilder, kühne Wendungen, kräftige Ausdrücke sind in Ottfrieds Werke sparsam verstreut, und entziehen sich leicht dem Auge, das nicht

b) Man sehe Ottfrieds Schreiben an den Mainzischen Erzbischoff Luitbert, vor der Uebersetzung der Evangelien.

i) Eine gleichzeitige Arbeit, die, durch Ludwig den Frommen veranstaltete, Uebersetzung der Bibel in Nieder-Rheinische Reime, ist nicht auf uns gekommen; daß sie aber existirt hat, wird durch die Versicherung damals lebender Schriftsteller außer Zweifel gesetzt.

darauf ausgeht, sie zu suchen. Und wie war es auch möglich, einen so undankbaren Stoff, der selbst den Flug des versuchtesten Dichters gelähmt haben würde, zu beleben? — Etwas höher erhebt sich das Lobgedicht auf den Cöllnischen Erzbischoff *k)* und noch mehr das Siegslied auf Ludwig. Gleichwohl aber bemerkt man selbst in dem letztern wenige Spuren eines dichterischen Geistes. Rauh und klanglos schlagen die kurzen Reime, in denen noch kein wirkliches Sylbenmaß herrscht, an einander; matt und gemein, ist überhaupt genommen, das Gepräge des Ausdrucks und das Ganze mehr einer versificirten nackten Volkssage, als einem wahren Gedichte, ähnlich. Nur der Sprachforscher, der jene Ueberbleibsel zu seinen Studien gewählt und sie durch die ihnen geschenkte Mühe liebgewonnen hat, kann sie, auch von Seiten ihres poetischen Werthes, anpreisen und bewundern. Der uneingenommene Kunstrichter ist nicht vermögend, ihm hierin beyzupflichten und verweilt ungern bey Zeiten, von denen man nur sehr uneigentlich sagen kann, daß Deutschland Dichter und Dichtkunst hatte.

Eine ganz andre und auffallend bessere Gestalt gewann deutsche Sprache und Poesie unter den Kaisern des schwäbischen Hauses. Wer kennt nicht

k) Ob es indeß wirklich in das Jahr 1075 gehört, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Einige setzen es in das zwölfte Jahrhundert, und in der That scheint die Sprache einen später lebenden Dichter zu verrathen.

die Periode der Minnesinger, die zwischen die Jahre 1170—1330 fällt, und folglich einen Zeitraum von etwa anderthalb Jahrhunderten in sich faßt? Welcher Liebhaber der vaterländischen Muse hat nicht ihre Stücke in Bodmers Sammlung gelesen, oder erinnert sich nicht, wenigstens aus unsern Blumenlesen der freyen Nachahmungen, die wir einigen unsrer neuern Dichter verdanken? Hier zuerst verlohnt es sich zu verweilen und seine Aufmerksamkeit zu vereinigen.

Fragt man nach den Ursachen, welche diese so unerwartete und eigene Erscheinung am poetischen Himmel hervorbrachten, so bemerkt man bald, daß ein großer Theil derselben in dem veränderten Zustande und in der glücklichern Lage Deutschlands zu suchen ist. »Wenn die Bedürfnisse, sagt ein geschätzter Schriftsteller, befriediget sind, und der Mensch mehr erwirbt, als er zur Nothdurft bedarf, so wird der Trieb zum Vergnügen herrschend, und die schönen Künste entstehen von selbst.« In diesem Falle befanden sich die Deutschen unter den schwäbischen Kaisern mehr, als jemahls. Es ist wahr, an zerrüttenden Unruhen, Kriegen und Fehden fehlte es in jenen Zeiten so wenig, als in den vorhergehenden. Die Kreuzzüge dauerten fort, die Streitigkeiten mit dem Pabste und der Klerisey nahmen mehr zu, als ab, und die übermüthigen Städte der Lombardey zwangen die deutschen Beherrscher unaufhörlich ihre Sorge zwischen ihnen und ihrem Vaterlande zu theilen, und manche Ungerechtigkeit,

die in dem letztern verübt wurde, und strenge Ahndung verdiente, zu übersehen. Aber gerade in diesen Unordnungen lagen zum Theil die Keime zu dem größeren Flore und ausgebreitetern Wohlstande der Nation. Die Kreuzzüge machten die Deutschen mit der Ueppigkeit und dem Luxus des Morgenlandes bekannt, und erweckten zugleich jenes Wohlgefallen an abenteuerlichen Erzählungen, jenen schwärmerischen, romantischen Geist, der der Dichtkunst so vortheilhaft ist; die Bedrückungen und Räubereyen des Adels waren Schuld, daß die Städte von Tage zu Tage volkreicher wurden, Künste, Manufakturen und Handlungen in ihnen aufblühten, und die Privilegien, die verschiedene des Handels wegen erhielten, ihren Reichthum sicherten und vermehrten. Das geschwächte kaiserliche Ansehn endlich erweiterte die Gränzen der Lehnsverfassung, und gab den obern Ständen, mit der größern Unabhängigkeit, zugleich größere Macht und Würde. Hierzu kamen noch verschiedene andere Ursachen, welche Zeit und Umstände herbey führten. Ungeachtet der Geist des Volkes, im Ganzen genommen, noch immer der alte, d. h. ungestüm und kriegerisch war, so hatten doch Feinheit und Geselligkeit im Umgange mit der Erweiterung der Gewerbe, und, ich darf hinzusetzen, selbst mit der Verbesserung des Bodens, des Klimas und der Produkte gewonnen. Durch die Handlung, und späterhin durch den Bund der hanseatischen Städte, war Deutschland mit sich, durch die Züge ins Aus-

land mit seinen Nachbarn bekannter geworden. Beydes wirkte ebenfalls auf die Sitten und auf die Denkungsart seiner Bewohner. Man setze noch hinzu, daß selbst der Aberglaube, wenigstens in der höhern Klasse, nachließ und die bischöflichen Excommunicationen itzt bey weitem so fürchterlich nicht mehr klangen, wie ehedem, *l*) kurz, daß der Geist sich einigermaßen der Fesseln, die ihn so lange gedrückt hatten, zu entschlagen anfing, und man wird die erwachende Liebe für die schönen Künste, und die Empfänglichkeit für die schönste unter allen, schon um vieles begreiflicher finden.

Ich gestehe indeß sehr gerne, daß dieß Phänomen sich hieraus allein noch nicht vollständig erklären läßt. Alles, was aus dem bisher Gesagten erhellt, ist, daß der blühende Wohlstand des deutschen Reiches die Cultur der Dichtkunst begünstigte: aber warum die schwäbischen Dichter so schnell und in solcher Menge hervorgingen, und, nicht allmählig, sondern auf einmahl, einen für jene Zeiten so merkwürdigen Grad von Vollkommenheit erreichten, ist in andern, mehr individuellen und lokalen, Ursachen gegründet. Es versteht sich

l) Selbst die Interdicte, Kraft welcher, in einer Gegend, die hiermit belegt wurde, kein Gottesdienst gehalten und Niemand auf geistliche Art begraben werden durfte, — eine Erfindung, wodurch man das stumpfe Schwert der Excommunication zu schärfen suchte, — verfehlten so gut, als der Ketzernahme, den man jedem Excommunicirten beylegte, ihre Wirkung.

von selbst, daß ich diese ebenfalls aufsuche und ihren Einfluß näher bestimme.

Die erste und hauptsächlichste war unstreitig die größere Ausbildung, welche die deutsche Sprache, binnen dreyhundert Jahren, von Karl dem Großen an gerechnet, erhalten hatte, und die hierdurch erleichterte Ausübung der Poesie. Ungeachtet nur wenige Ueberbleibsel aus der Zeit der Franken auf uns gekommen sind, so ist doch der Unterschied zwischen ihnen und denen aus den frühern Jahrhunderten und der Fortschritt der Sprache, in Absicht auf die Weichheit des Ausdrucks und der Geschmeidigkeit der Wortfügung, unverkennbar. Es sind nicht mehr jene rauhen Töne, jene fremden Wörter, jene räthselhaften Verbindungen, die dem Ungeübten das Lesen der ältern Monumente so sehr erschweren, und ihn alle Augenblicke zu Registern und Glossarien seine Zuflucht zu nehmen zwingen. Willerams Uebersetzung des hohen Liedes und das Lobgedicht auf den Erzbischoff Anno sind schon ohne lexikalische Beyhülfe verständlich und erklären sich größtentheils allein aus dem Zusammenhange. Von einer um so vieles sanfteren Sprache läßt sich also an sich schon erwarten, daß die poetischen Versuche in ihr dem Dichter leichter werden und durch höhere Vollkommenheit sich auszeichnen müssen. Aber diese Versuche sind zweytens nicht, wie die eben genannten, in dem harten, fränkischen, sondern in dem verfeinerten allemannischen Dialekte geschrieben. Durch welche Vorzüge die-

ser vor jenem sich auszeichnete, bedarf hier um so weniger von mir aus einander gesetzt zu werden, da sich andre dieser Mühe bereits unterzogen haben. Es ist genug, wenn ich im allgemeinen erinnere, daß die letztere Mundart nicht nur, wegen der Menge der Selbstlauter, ungemein wohlklingend war, sondern daß sie überhaupt an Partikeln, Vorwörtern und Ellipsen einen Ueberfluß hatte, ohne Mühe Ableitungen und Diminutiven bildete, Zusammensetzungen mit glücklicher Kühnheit wagte, und durch diese und viele andre Vortheile sich zur poetischen Sprache eignete. Jeder, der die schwäbischen Dichter kennt, weiß es, wie viel neue Wendungen, Versetzungen und Zusammenziehungen, und mit welchem Glücke sie selbige versucht, wie sehr sie durch beydes und durch Aufnahme fremder Wörter ihre Sprache bereichert, wie manche Schattirung, die wir selbst nicht mehr auszudrücken vermögend sind, sie leicht und treffend ausgedrückt haben. m). Noch itzt liegt manches Korn in ihren Gedichten verborgen, das, in ein besser bearbeitetes Feld gelegt, schöne Früchte tragen würde. Eine dritte Ursache des schnellern Wachsthums der Poesie waren endlich die Muster, welche die schwäbischen Dichter vor sich fanden, ich meyne, die Lieder ihrer Vorgänger, der Troubadurs

oder

m) Man sehe Meisters Hauptepochen der deutschen Sprache im zweyten Bande der Schriften der Mannheimer Gesellschaft S. 11. u. f.

oder Provenzalen. Nach wem diese letztern sich gebildet haben, ob nach den Spaniern, oder Arabern, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; nur so viel weiß man, daß sie ein ganzes Jahrhundert früher in dem südlichen Frankreich gesungen hatten und Fürsten und Edle zu ihrer Zunft zählten. Der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muse verbreitete sich um so leichter in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemahlige Allemannien und den angränzenden Theil der Schweiz, da die Provence und das deutsche Reich damahls noch durch Lehnsverbindung mit einander verknüpft waren, und begeisterten und beseelten auch hier. Friedrich der Erste zog selbst provenzalische Sänger an seinen Hof, dichtete selbst in der provenzalischen Sprache, und gab dadurch, so zu sagen, den Ton an. Kein Wunder, daß deutsche Dichter in ihrer eignen Sprache Versuche, und höchst wahrscheinlich schon unter seiner Regierung, machten: denn der Abstand zwischen dem Sänger Anno's und dem ältesten Schwabendichter ist, wie Adelung bemerkt, viel zu groß, um eine solche Voraussetzung nicht anzunehmen. Aber jene Versuche waren unstreitig zu unvollkommen, um Aufsehen zu erregen und fortzuleben. Erst mit Heinrich von Veldeck, der um das Jahr 1170 sang, hebt die Reihe der schwäbischen Dichter an, und seitdem zählt man über anderthalb hundert, deren Nahmen und Poesien auf uns gekommen sind, n) und unter ihnen Kaiser, Könige,

n) Die Handschrift Rüdiger Manessens, die Bodmer im Jahre 1758 herausgab, enthält bekanntlich hundert und

Ritter und Edle; erst seitdem blühte die schwäbische Poesie ununterbrochen, und gewann um so mehr, da der angesehenste Theil der Nation sie schätzte, nährte und pflegte, und ihr Inhalt und Gegenstand beydes ihre Ausbildung beförderte und jene Theilnahme erhöhte.

In der That pflegt man diesen letztern Umstand, wenn von der Cultur der schwäbischen Poesie und von ihrer schnellen Verbreitung die Rede ist, nur zu oft zu übersehn, oder doch nicht genug zu betrachten. Das wichtigste poetische Werk aus der Periode der Carolinger, das ich als übriggeblieben nennen konnte, war eine gereimte Verdeutschung der Evangelien. Aehnliche Uebersetzungen biblischer Bücher und Bearbeitungen der heiligen Geschichte beschäftigten damahls, wie uns mehrere Nachrichten versichern, die meisten Federn derer die Deutsch schrieben. Wie war es möglich, daß der eigentliche poetische Geist erwachen und die Flamme des Genies sich entzünden konnte? Arbeiten der Art wirkten offenbar zu wenig auf die Empfindung und drückten die Einbildungskraft, statt sie zu beleben, nieder. Die gute Absicht war das Einzige, was man an den Dichtern mit Recht loben konnte. — Nicht also die Minnesänger. Ihr Stoff war sinnlich und der sinnlichen Darstellung empfänglich,

vierzig Dichter, und das Verzeichniß, das Adelung im Magazin für die deutsche Sprache, (B. 2. S. 3.) geliefert hat, zweyhundert und zwey und zwanzig.

war Natur, Liebe und Tapferkeit, ihre Phantasie, die in so reizenden Gefilden verweilte, erwärmte sich folglich leichter und ihr Gesang erhob sich kühner und stolzer. Wer erkennt nicht die mannigfaltigen Vorzüge, welche ihnen die veränderten Gegenstände gewährten, und was für Vortheile hieraus schon für die Lebhaftigkeit und Schönheit des Ausdrucks erwachsen mußten?

Man würde indeß sehr irren, wenn man aus dem Gesagten schließen wollte, daß ich die Minnesinger unbedingt ehrte, oder auch nur ein so günstiges Vorurtheil, wie Bodmer und andere, für sie hegte. Will man sie richtig schätzen, so muß man vor allen ihre epischen und dramatischen Versuche nicht mit ihren lyrischen Stücken zusammenstellen, und selbst unter diesen die mahlerischen und verliebten von den frommen und religiösen unterscheiden. Alles, was Erfindungskraft, anhaltende Begeisterung, Studium und höhere Geschmacksbildung voraus setzt, mißlingt ihnen durchaus. Ihre längern Gedichte sind alle frostig und leer, mit seltsamen Episoden und zweckwidrigen Einschaltungen überladen, ohne Interesse und Plan. Welche Kränkungen haben nicht die Alten durch sie und ihre, aus den schon entstellten und entnervten Nachbildungen der Provenzalen entstandenen, Uebersetzungen erfahren? Wer kann Virgils Aeneide und Ovids Verwandlungen, diese durch Albrecht von Halberstadt, (um das Jahr 1219) jene durch Heinrich

von Veldeck, (zwischen 1170—1183.) lesen, ohne die geschändeten Originale tief zu bemitleiden. In kurzen holprichten Versen, ohne alle Würde und ohne die mindeste Grazie, stolpern die Gedichte beyder Römer dahin, durchwässert mit kalten Sittenlehren, und mit fremdartigen Geschichten und faden Betrachtungen vollgepfropft. Kaum hie und da eine leise Ahndung des Geistes, der in den Werken jener treflichen Dichter weht; kaum hie und da eine Spur von ihren mannigfaltigen Schönheiten. Auch entspringen diese Flecken und Mängel nicht etwa aus dem Zwange, den jedes Original seinem Uebersetzer auflegt; sie sind eine Folge wahrer Geschmacklosigkeit, die sich in den eigenen Arbeiten der Minnesinger ebenfalls offenbart, wie man sich aus den epischen Erzählungen in Manessens Sammlung und aus einer Menge von Ritterromanen überzeugen kann. Nur dann erhebt sich der Ton dieser Dichter, wenn die Schönheiten der Natur sie begeistern, und Liebe und Zärtlichkeit sie beseelt; nur dann singt ihre Muse mit Glück, wenn sie einzig und allein ihrer Empfindungen sich entschütten, wenn sie weder erfinden noch anordnen, weder wählen noch verschönern, wenn sie nichts, als mittheilen darf. Dann rührt die Kunstlosigkeit ihrer Sprache, dann ergetzt die Naivität ihrer Schilderungen, dann bezaubert die Unschuld ihrer Sitten, dann macht selbst ihre Einfalt und Herzlichkeit den Mangel an Neuheit und Abwechselung oft vergessen. Mit allem Rechte sind daher einige der Na-

tur und Minne geweihte Lieder von jeher das Vergnügen aller gebildeten Leser gewesen, und werden es hoffentlich immer bleiben, weil das Wohlgefallen an ihnen sich auf wahre Vorzüge gründet. o)

o) Ich nenne kürzlich noch die vornehmsten Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitraum. Es sind ungefähr folgende: 1) Wolfram von Eschenbach, einer der berühmtesten und fruchtbarsten. Von ihm ist der trojanische Krieg, oder der deutsche Homer, ein Gedicht von mehr als 30000 Versen, in dem vorzüglich die Thaten des Paris und Hektors besungen werden; ferner der Percival aus dem Provenzalischen, und einige Lieder in der Maneßischen Sammlung. 2) Boner, oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Bodmer und Breitinger haben sie 1750 zu Zürich edirt. 3) Heinrich von Ofterdingen. Das bekannte Heldenbuch, oder Thaten, Abenteuer und Liebeshändel des Konigs Ottnits, des kleinen Elberichs u. s. w. ist größtentheils sein Werk. An dem poetischen Wettstreite auf der Wartburg bey Eisenach, (man sehe die Manessische Sammlung,) nahm er nebst Klingsore und dem von Eschenbach hauptsächlich Theil. 4) Walther von der Vogelweide. Er starb 1250. Seine Lieder sind nicht ohne Anmuth und Lieblichkeit, und seine verliebten Klagen nicht ohne Empfindung. 5) Meister Conrad von Würzburg, ebenfalls ein sehr reimreicher Dichter. Von ihm sind, unter andern, der trojanische Krieg, ein weitläuftiger Ritterroman aus dem Dares, und die Niebelungen nebst Chriemhilden Rache und die Klage, die Herr Prof. Müller edirt hat. 6) Hugo von Trymberg. Er dichtete um das Jahr 1300 den bekannten Renner, eine Sammlung von Sittensprüchen, Fabeln, Geschichten und Gleichnissen, größtentheils moralischen und satyrischen Inhalts. Man sehe Flögels Geschichte der komischen Litteratur Theil 3. S. 11. — Ich habe

land mit seinen Nachbarn bekannter geworden. Beydes wirkte ebenfalls auf die Sitten und auf die Denkungsart seiner Bewohner. Man setze noch hinzu, daß selbst der Aberglaube, wenigstens in der höhern Klasse, nachließ und die bischöflichen Excommunicationen itzt bey weitem so fürchterlich nicht mehr klangen, wie ehedem, *l*) kurz, daß der Geist sich einigermaßen der Fesseln, die ihn so lange gedrückt hatten, zu entschlagen anfing, und man wird die erwachende Liebe für die schönen Künste, und die Empfänglichkeit für die schönste unter allen, schon um vieles begreiflicher finden.

Ich gestehe indeß sehr gerne, daß dieß Phänomen sich hieraus allein noch nicht vollständig erklären läßt. Alles, was aus dem bisher Gesagten erhellt, ist, daß der blühende Wohlstand des deutschen Reiches die Cultur der Dichtkunst begünstigte: aber warum die schwäbischen Dichter so schnell und in solcher Menge hervorgingen, und, nicht allmählig, sondern auf einmahl, einen für jene Zeiten so merkwürdigen Grad von Vollkommenheit erreichten, ist in andern, mehr individuellen und lokalen, Ursachen gegründet. Es versteht sich

l) Selbst die Interdicte, Kraft welcher, in einer Gegend, die hiermit belegt wurde, kein Gottesdienst gehalten und Niemand auf geistliche Art begraben werden durfte, — eine Erfindung, wodurch man das stumpfe Schwert der Excommunication zu schärfen suchte, — verfehlten so gut, als der Ketzernahme, den man jedem Excommunicirten beylegte, ihre Wirkung.

von selbst, daß ich diese ebenfalls aufsuche und ihren Einfluß näher bestimme.

Die erste und hauptsächlichste war unstreitig die größere Ausbildung, welche die deutsche Sprache, binnen dreyhundert Jahren, von Karl dem Großen an gerechnet, erhalten hatte, und die hierdurch erleichterte Ausübung der Poesie. Ungeachtet nur wenige Ueberbleibsel aus der Zeit der Franken auf uns gekommen sind, so ist doch der Unterschied zwischen ihnen und denen aus den frühern Jahrhunderten und der Fortschritt der Sprache, in Absicht auf die Weichheit des Ausdrucks und der Geschmeidigkeit der Wortfügung, unverkennbar. Es sind nicht mehr jene rauhen Töne, jene fremden Wörter, jene räthselhaften Verbindungen, die dem Ungeübten das Lesen der ältern Monumente so sehr erschweren, und ihn alle Augenblicke zu Registern und Glossarien seine Zuflucht zu nehmen zwingen. Willerams Uebersetzung des hohen Liedes und das Lobgedicht auf den Erzbischoff Anno sind schon ohne lexikalische Beyhülfe verständlich und erklären sich größtentheils allein aus dem Zusammenhange. Von einer um so vieles sanfteren Sprache läßt sich also an sich schon erwarten, daß die poetischen Versuche in ihr dem Dichter leichter werden und durch höhere Vollkommenheit sich auszeichnen müssen. Aber diese Versuche sind zweytens nicht, wie die eben genannten, in dem harten, fränkischen, sondern in dem verfeinerten allemannischen Dialekte geschrieben. Durch welche Vorzüge die-

ser vor jenem sich auszeichnete, bedarf hier um so weniger von mir aus einander gesetzt zu werden, da sich andre dieser Mühe bereits unterzogen haben. Es ist genug, wenn ich im allgemeinen erinnere, daß die letztere Mundart nicht nur, wegen der Menge der Selbstlauter, ungemein wohlklingend war, sondern daß sie überhaupt an Partikeln, Vorwörtern und Ellipsen einen Ueberfluß hatte, ohne Mühe Ableitungen und Diminutiven bildete, Zusammensetzungen mit glücklicher Kühnheit wagte, und durch diese und viele andre Vortheile sich zur poetischen Sprache eignete. Jeder, der die schwäbischen Dichter kennt, weiß es, wie viel neue Wendungen, Versetzungen und Zusammenziehungen, und mit welchem Glücke sie selbige versucht, wie sehr sie durch beydes und durch Aufnahme fremder Wörter ihre Sprache bereichert, wie manche Schattirung, die wir selbst nicht mehr auszudrücken vermögend sind, sie leicht und treffend ausgedrückt haben. m). Noch itzt liegt manches Korn in ihren Gedichten verborgen, das, in ein besser bearbeitetes Feld gelegt, schöne Früchte tragen würde. Eine dritte Ursache des schnellern Wachsthums der Poesie waren endlich die Muster, welche die schwäbischen Dichter vor sich fanden, ich meyne, die Lieder ihrer Vorgänger, der Troubadurs

oder

m) Man sehe Meisters Hauptepochen der deutschen Sprache im zweyten Bande der Schriften der Mannheimer Gesellschaft S. 11. u. f.

oder Provenzalen. Nach wem diese letztern sich gebildet haben, ob nach den Spaniern, oder Arabern, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; nur so viel weiß man, daß sie ein ganzes Jahrhundert früher in dem südlichen Frankreich gesungen hatten und Fürsten und Edle zu ihrer Zunft zählten. Der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muse verbreitete sich um so leichter in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemahlige Allemannien und den angränzenden Theil der Schweiz, da die Provence und das deutsche Reich damahls noch durch Lehnsverbindung mit einander verknüpft waren, und begeisterten und beseelten auch hier. Friedrich der Erste zog selbst provenzalische Sänger an seinen Hof, dichtete selbst in der provenzalischen Sprache, und gab dadurch, so zu sagen, den Ton an. Kein Wunder, daß deutsche Dichter in ihrer eignen Sprache Versuche, und höchst wahrscheinlich schon unter seiner Regierung, machten: denn der Abstand zwischen dem Sänger Anno's und dem ältesten Schwabendichter ist, wie Adelung bemerkt, viel zu groß, um eine solche Voraussetzung nicht anzunehmen. Aber jene Versuche waren unstreitig zu unvollkommen, um Aufsehen zu erregen und fortzuleben. Erst mit Heinrich von Veldeck, der um das Jahr 1170 sang, hebt die Reihe der schwäbischen Dichter an, und seitdem zählt man über anderthalb hundert, deren Nahmen und Poesien auf uns gekommen sind, *n*) und unter ihnen Kaiser, Könige,

n) Die Handschrift Rüdiger Manessens, die Bodmer im Jahre 1758 herausgab, enthält bekanntlich hundert und

Ritter und Edle; erst seitdem blühte die schwäbische Poesie ununterbrochen, und gewann um so mehr, da der angesehenste Theil der Nation sie schätzte, nährte und pflegte, und ihr Inhalt und Gegenstand beydes ihre Ausbildung beförderte und jene Theilnahme erhöhte.

In der That pflegt man diesen letztern Umstand, wenn von der Cultur der schwäbischen Poesie und von ihrer schnellen Verbreitung die Rede ist, nur zu oft zu übersehn, oder doch nicht genug zu betrachten. Das wichtigste poetische Werk aus der Periode der Carolinger, das ich als übriggeblieben nennen konnte, war eine gereimte Verdeutschung der Evangelien. Aehnliche Uebersetzungen biblischer Bücher und Bearbeitungen der heiligen Geschichte beschäftigten damahls, wie uns mehrere Nachrichten versichern, die meisten Federn derer die Deutsch schrieben. Wie war es möglich, daß der eigentliche poetische Geist erwachen und die Flamme des Genies sich entzünden konnte? Arbeiten der Art wirkten offenbar zu wenig auf die Empfindung und drückten die Einbildungskraft, statt sie zu beleben, nieder. Die gute Absicht war das Einzige, was man an den Dichtern mit Recht loben konnte. — Nicht also die Minnesänger. Ihr Stoff war sinnlich und der sinnlichen Darstellung empfänglich,

vierzig Dichter, und das Verzeichniß, das Adelung im Magazin für die deutsche Sprache, (B. 2. S. 3.) geliefert hat, zweyhundert und zwey und zwanzig.

war Natur, Liebe und Tapferkeit, ihre Phantasie, die in so reizenden Gefilden verweilte, erwärmte sich folglich leichter und ihr Gesang erhob sich kühner und stolzer. Wer erkennt nicht die mannigfaltigen Vorzüge, welche ihnen die veränderten Gegenstände gewährten, und was für Vortheile hieraus schon für die Lebhaftigkeit und Schönheit des Ausdrucks erwachsen mußten?

Man würde indeß sehr irren, wenn man aus dem Gesagten schließen wollte, daß ich die Minnesinger unbedingt ehrte, oder auch nur ein so günstiges Vorurtheil, wie Bodmer und andere, für sie hegte. Will man sie richtig schätzen, so muß man vor allen ihre epischen und dramatischen Versuche nicht mit ihren lyrischen Stücken zusammenstellen, und selbst unter diesen die mahlerischen und verliebten von den frommen und religiösen unterscheiden. Alles, was Erfindungskraft, anhaltende Begeisterung, Studium und höhere Geschmacksbildung voraus setzt, mißlingt ihnen durchaus. Ihre längern Gedichte sind alle frostig und leer, mit seltsamen Episoden und zweckwidrigen Einschaltungen überladen, ohne Interesse und Plan. Welche Kränkungen haben nicht die Alten durch sie und ihre, aus den schon entstellten und entnervten Nachbildungen der Provenzalen entstandenen, Uebersetzungen erfahren? Wer kann Virgils Aeneide und Ovids Verwandlungen, diese durch Albrecht von Halberstadt, (um das Jahr 1219) jene durch Heinrich

von Veldeck, (zwischen 1170—1183.) lesen, ohne die geschändeten Originale tief zu bemitleiden. In kurzen holprichten Versen, ohne alle Würde und ohne die mindeste Grazie, stolpern die Gedichte beyder Römer dahin, durchwässert mit kalten Sittenlehren, und mit fremdartigen Geschichten und faden Betrachtungen vollgepfropft. Kaum hie und da eine leise Ahndung des Geistes, der in den Werken jener treflichen Dichter weht; kaum hie und da eine Spur von ihren mannigfaltigen Schönheiten. Auch entspringen diese Flecken und Mängel nicht etwa aus dem Zwange, den jedes Original seinem Uebersetzer auflegt; sie sind eine Folge wahrer Geschmacklosigkeit, die sich in den eigenen Arbeiten der Minnesinger ebenfalls offenbart, wie man sich aus den epischen Erzählungen in Manessens Sammlung und aus einer Menge von Ritterromanen überzeugen kann. Nur dann erhebt sich der Ton dieser Dichter, wenn die Schönheiten der Natur sie begeistern, und Liebe und Zärtlichkeit sie beseelt; nur dann singt ihre Muse mit Glück, wenn sie einzig und allein ihrer Empfindungen sich entschütten, wenn sie weder erfinden noch anordnen, weder wählen noch verschönern, wenn sie nichts, als mittheilen darf. Dann rührt die Kunstlosigkeit ihrer Sprache, dann ergetzt die Naivität ihrer Schilderungen, dann bezaubert die Unschuld ihrer Sitten, dann macht selbst ihre Einfalt und Herzlichkeit den Mangel an Neuheit und Abwechselung oft vergessen. Mit allem Rechte sind daher einige der Na-

tur und Minne geweihte Lieder von jeher das Vergnügen aller gebildeten Leser gewesen, und werden es hoffentlich immer bleiben, weil das Wohlgefallen an ihnen sich auf wahre Vorzüge gründet. *o*)

O 3

o) Ich nenne kürzlich noch die vornehmsten Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitraum. Es sind ungefähr folgende: 1) Wolfram von Eschenbach, einer der berühmtesten und fruchtbarsten. Von ihm ist der trojanische Krieg, oder der deutsche Homer, ein Gedicht von mehr als 30000 Versen, in dem vorzüglich die Thaten des Paris und Hektors besungen werden; ferner der Percival aus dem Provenzalischen, und einige Lieder in der Maneßischen Sammlung. 2) Boner, oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Bodmer und Breitinger haben sie 1750 zu Zürich edirt. 3) Heinrich von Ofterdingen. Das bekannte Heldenbuch, oder Thaten, Abenteuer und Liebeshändel des Konigs Ottnits, des kleinen Elberichs u. s. w. ist größtentheils sein Werk. An dem poetischen Wettstreite auf der Wartburg bey Eisenach, (man sehe die Maneßische Sammlung,) nahm er nebst Klingsore und dem von Eschenbach hauptsächlich Theil. 4) Walther von der Vogelweide. Er starb 1250. Seine Lieder sind nicht ohne Anmuth und Lieblichkeit, und seine verliebten Klagen nicht ohne Empfindung. 5) Meister Conrad von Würzburg, ebenfalls ein sehr reimreicher Dichter. Von ihm sind, unter andern, der trojanische Krieg, ein weitläuftiger Ritterroman aus dem Dares, und die Niebelungen nebst Chriemhilden Rache und die Klage, die Herr Prof. Müller edirt hat. 6) Hugo von Trymberg. Er dichtete um das Jahr 1300 den bekannten Renner, eine Sammlung von Sittensprüchen, Fabeln, Geschichten und Gleichnissen, größtentheils moralischen und satyrischen Inhalts. Man sehe Flögels Geschichte der komischen Litteratur Theil 3. S. 11. — Ich habe

Wir haben bisher einen von den angenehmen Bäumen auf den Gefilden der deutschen Dichtkunst und an ihm eine vielversprechende Blüthe betrachtet: aber weit gefehlt, daß sich diese vollkommner entwickelt hätte, welkte sie vielmehr in den folgenden Zeiten dahin und fiel ab. Es ist billig, daß ich auch die Ursachen dieser Veränderung kurz berühre.

Eine der nächsten war unstreitig der Untergang der schwäbischen Kaiser, dieser so erhabenen und wohlthätigen Musageten. Mit ihnen erlosch nicht nur der Glanz, den sie selbst, als Kunstgenossen, auf die Dichter und ihre Bemühungen warfen; auch der Schutz und die Belohnungen, durch welche sie selbige unterstützten und belebten, und mit ihnen einer von den Hauptantrieben zu dichten, hörte auf. Kennern der Geschichte brauche ich es nicht zu sagen, wie traurig es in

nur solche Dichter genannt, die sich durch historische Werke von größerm Umfange ausgezeichnet haben. Wer die Lyriker zu kennen wünscht, muß sich an die Manessische Sammlung halten, vielleicht, daß er hie und da auf Lieder stößt, die lesenswerther sind, als manche von den weitläuftigen Epopöen. So viel ist wenigstens gewiß, daß verschiedene Erfindungen und Gedanken der Minnesinger heute noch ihr Glück machen könnten, wenn sie so bearbeitet würden, wie das Lied des Herzog Heinrichs aus Breslau, in Ramlers Blumenlese Th. 2. S. 199. vergl. Manessens schon oft genannte Sammlung Th. 1. S. 3. Einige, in unsre Mundart übergetragene, didaktische und lyrische Stücke der Minnesinger, die zum Theil recht artig sind, stehn im ersten Theile des von Boeckh und Gräter herausgegebenen Bragours S. 223.

Deutschland, nach dem Tode Friedrich des Zweyten, (1250), aussah. Das Faustrecht erwachte wieder in seiner alten Gewalt und Stärke; das Ansehn der Gesetze verschwand; die Ritter, die sich durch die Kreuzzüge und mannigfaltige Verschwendungen zu Grunde gerichtet hatten, wurden Räuber; Schwaben, bisher der Wohnsitz des Geschmacks, gerieth in Verfall; der ganze Zeitraum bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts war eine Zeit der Unordnung und Verwirrung. Wie konnte sich unter solchen Umständen ein Gewächs erhalten, das kaum gewurzelt hatte, und in mehr, denn einer Rücksicht, noch einer langen und sorgsamen Pflege bedurfte?

Man sollte freylich denken, die damahls sich vermehrende Anzahl der Akademien und der durch sie beförderte Anbau der Wissenschaften, hätte der Dichtkunst aufhelfen müssen: aber leider gingen die Deutschen auch hier einen verkehrten Weg. Eben diese Akademien waren es, die den Geschmack noch mehr verderbten und selbst den gesunden schlichten Verstand irre führten. Man braucht nur an die scholastische Theologie zu erinnern, und man hat die traurige Lage der Gelehrsamkeit vollständig geschildert, und die Ursachen, warum die Poesie von diesen Anstalten nicht das geringste erwarten durfte, in einem Worte zusammengefaßt. In der That waren die Lehrer jener Zeiten nur geschickt, die Menge theologischer Spitzfindigkeiten zu häufen und unaufhörlich Saamen zu Zänkereyen und

Mißverständnissen auszustreuen, keineswegs aber den Künsten Nahrung zu geben, und ihr Gedeihen und Wachsthum zu fördern. Ihr pedantischer Ton lockte die Musen nicht an, sondern verscheuchte sie, und ihr Latein, das Cicero nur mit Mühe dafür erkannt haben würde, und die allgemeine Herrschaft, welche diese, in ihrem Munde barbarische, Sprache durch sie erlangte, that das Uebrige, um den Untergang der deutschen Dichtkunst zu beschleunigen.

Noch eine andere und nicht minder wichtige Ursache lag endlich in der Beschaffenheit der schwäbischen Poesie selbst. Aus den Bemerkungen, die ich oben eingestreut habe, ergiebt sich bereits zur Genüge, wie gar wenig die Dichter jener Periode den Alten verdankten, wie so ganz ihre Kunst ein Kind der einfältigen Natur und ihr Gesang der Ausbruch roher Empfindung war, wie so gar nicht jene von der Kritik und diese von der Philosophie unterstützt wurde. Wen kann es also befremden, daß eine Poesie, die auf keinem festern Grunde ruhte, und Sänger, die sich in einem so engen Kreise sangbarer Gegenstände herumtrieben, und die Regeln des guten Geschmacks nicht kannten, frühzeitig sich erschöpfen und auf Abwege gerathen mußten? Beyde Folgen waren für die schwäbischen Dichter eben so natürlich, als unvermeidlich, und haben sich wirklich auch nur zu bald und zu auffallend geäussert. Je weiter man in ihren Werken fortlies't, desto einförmiger werden ihre Lieder, und desto

schaler ihre vermeyntlichen Epopöen. Jene sind zuletzt nichts anders, als ein Cento aus den bessern Gedichten der frühern Sänger, und diese arten in geistlose Chroniken aus, die allein durch den Reim erinnern, daß sie auf den Nahmen der Poesie Anspruch machen. *p*)

Am sichtbarsten wird dieser Verfall nach dem Jahre 1330: denn bis dahin ungefähr, hört man noch, wiewohl schwach und verhallend, die Stimme der Minnesinger, und entdeckt noch Wirkungen von den Ursachen, die ich eben entwickelt habe. Aber nach dieser Zeit verstummen die Lieder der schwäbischen Dichter ganz, oder lösen sich vielmehr in den berufenen Meistergesang auf. Wären die Minnesinger wirklich die großen und gebildeten Dichter, wofür sie manche partheyische Freunde des Alterthums so gern ausgeben möchten, so bliebe es schlechterdings unbegreiflich, wie, nach so vielen und so lehrreichen Beyspielen, die Poesie plötzlich so tief hätte sinken und der Geschmack, so ganz verlöschen können. Allein der Unterschied zwischen den Minnesingern und Meistersängern ist, bey einer genauen Betrachtung, fürwahr so groß nicht, als er anfänglich zu seyn scheint. Nicht blos die letztern, auch die erstern waren, wie ich oben bereits bemerkt habe, Männer ohne alle wissenschaft-

p) Man lese, z. B. Ottakars von Horneck österreichische Chronik vom Jahr 1250—1309.

liche Kenntnisse und gelehrte Cultur, auch sie sangen nicht immer um der Ehre, sondern oft und allein um des Lohns willen; endlich auch sie machten, ihren eigenen Zeugnissen zufolge, gerade, wie die Handwerker und die Ritter selbst, eine Zunft aus. Indeß kann man doch gewisse andere und allerdings beträchtliche Unterschiede ebenfalls nicht wohl übersehen. Ungeachtet es unter den schwäbischen Dichtern, den einzigen Klingsore ausgenommen, keine eigentliche Studierte gab, so waren doch diejenigen, welche die Dichtkunst ausübten, meistens von vornehmen Stande und ihre Empfindungen und ihr Ausdruck folglich schon um deswillen über den Ton der gemeinen Handwerker, denen sie itzt zu Theil ward, erhaben. Von Königen, Fürsten und Rittern, und von Dichtern, die unter ihnen leben, und an Höfen sich aufhalten, läßt sich doch mit allem Rechte erwarten, daß sie, auch ohne Studium, mehr Gefühl für Artigkeit und Feinheit besitzen müssen, als die Klasse derer, die sich von ihrer Handarbeit nährt. Eben so einleuchtend ist es, daß die Belohnungen, welche die Minnesinger von den Großen für ihre Lieder erhielten, doch etwas ganz andres waren, als der Lohn, den die spätern Meistersänger sich ersangen, daß jene mit der Kunst und der Würde derselben bestehen konnten, dieser hingegen Kunst und Meister entehrte. Endlich leidet es wohl keinen Zweifel, daß auch die Zunft und Zunftgebräuche der schwäbischen Dich-

ter sich von denen der Meistersänger in mehr denn einer Rücksicht entfernten und, der Poesie ebenfalls weniger Schaden thaten, als ihr in der Folge durch eben diese Einrichtung zugefügt wurde. Die Nachrichten, welche Morhof und Wagenseil über die Aufnahme in den Orden der Meistersänger, über ihre Privilegien, Sitzungen und Nahmen, über ihre Strafen, und poetische Meisterstücke gesammelt haben, rechtfertigen wenigstens diese Vermuthung hinlänglich, oder sagen vielmehr deutlich genug, daß man den Zweck der Poesie noch nie so verkannt hatte, wie damahls. Mich dünkt, schon diese Bemerkungen langen aus, um zu begreifen, wie die verächtlichen Meistersänger auf die bessern schwäbischen Dichter folgen und die Dichtkunst sich so ganz von dem Pfade des guten Geschmacks verlieren und bis zur elendesten Bänkelsängerey erniedrigen konnte. In der That kann man die poetischen Arbeiten jener Tage kaum ohne Mitleid und Ekel betrachten. So unläugbar es ist, daß Deutschlands Flor, bald nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch das Zusammentreffen vieler glücklichen Umstände gewann und höher stieg, als unter den Regenten aus Schwaben; so sehr es insbesondre einleuchtet, daß die Sprache in jenem Zeitraum immer biegsamer, wortreicher und geschmeidiger wurde, kurz, im Ganzen genommen, sich auf das vortheilhafteste ausbildete, so wenig merkt man doch den Einfluß des einen oder des andern auf die Dichtkunst. Alles ist platte, gemeine,

kraftlose Reimerey, nirgends Empfindung, nirgends auch nur ein Funken ächter Begeisterung. In diese Zeiten fallen übrigens die ältesten zuverläßigen Nachrichten von der deutschen Komödie, die bisher nur noch in extemporirten Fastnachtsspielen bestanden hatte. Aber was und wie viel auch hier zu erwarten sey, ist leicht zu erachten, da die Gasthöfe die Bühnen, geistliche mit unsaubern Possen vermischte Geschichte und Haupt- und Staats-Actionen die Gegenstände, und die Dichter die Meistersänger in Nürnberg, Strasburg, Meiningen und Augspurg, den eigentlichen Herbergen des Meistergesangs, waren. *q*)

q) Was für Gegenstände die Meistersänger, deren Nahmen wohl schwerlich einen meiner Leser interessiren dürften, zu wählen pflegten, wird sich am besten aus dem Verzeichnisse der Schriften ergeben, die der fruchtbarste unter ihnen, Hans Sachs, hinterlassen hat. Ausser seinen Uebersetzungen vieler Psalmen, der Sprüche und des Predigers Salomo's, der meisten Evangelien und Episteln, des Sirachs, und eines Stücks vom Buche der Weisheit, schrieb er 26 biblische und 52 profane Komödien, 27 geistliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Fastnachtsspiele, 59 Fabeln, 116 allegorische Erzählungen, 107 heilige und 144 vermischte Gedichte, 197 Schwänke oder komische Erzählungen, in allem 6048 Stücke. Ueberhaupt war kein Vorfall des gemeinen Lebens zu gering, um nicht besungen zu werden. Ein Meistersänger ward, wie Morhof sagt, in den Koth geworfen. Kaum hatte er sich aufgerafft, so sang er sein Unglück ab. Auch bestand ein großer Theil der damahligen Poesien in gereimten Chroniken. — Zur weitern Charakteristik des Meistergesangs werden folgende aus Morhof

Nur eine einzige Dichtungsart, die moralisch-satyrische, ward nicht ganz ohne Glück bearbeitet, und auch hieran hatten die Umstände keinen geringen Antheil. Das damahlige Zeitalter ist bekanntlich, in Absicht auf seine Moralität, übel berüchtigt. Gerade

und Wagenseil ausgehobene Fragmente dienen. Es gab im vierzehnten Jahrhundert eigentlich zweyerley Art von Reimern, Spruchsprecher und Meistersänger. Die erstern sangen aus dem Stegreife und waren eigentliche Improvisatoren, die letztern aber zählten ihre Sylben wohlbedächtig ab, hatten Singschulen und hielten Wettstreite. Jene wurden als liederliches Gesindel verfolgt, diesen hingegen ertheilte Karl der vierte 1378 einen Freyheitsbrief und das Recht ein eignes Wappen zu führen, nebst andern Privilegien, die Maximilian der erste in der Folge vermehrte. Die Zunft der Meistersänger selbst übte ihre Kunst nach gewissen Gesetzen aus, die in ihrer Sprache eine Tabulatur hießen. Diese Zunftgesetze bestanden eigentlich in nichts anderem, als in zwey und dreyßig Regeln, die vor eben so viel prosodischen Sünden warnten, und in ihren Zechen oder Zusammenkünften abgelesen wurden, übrigens so pedantisch als möglich waren, und sogar auf die Fixirung des Tonmaßes wenig Einfluß hatten. Wer diese Regeln noch nicht wußte, hieß ein Schüler, wer sie alle begriffen hatte, ein Schulfreund, wer einige Töne vorsingen konnte, ein Singer, wer nach den Melodien Anderer Lieder machte, ein Dichter, wer einen neuen Ton, oder Melodie erfand, ein Meister, und die Mitglieder der Zunft, Gesellschafter. (Man vergleiche die Olla Potrida vom J. 1782. St. 1. S. 91.) Doch genug. Ich bemerke nur noch, daß diese Zunftgesetze auch biblische Historien zu singen gebothen, und daß die Meistersänger-Kunst in der Folge eben hierdurch eingeschränkt wurde, weil man den Layen die Lesung der Bibel untersagte. — Was die Verdienste der Meistersänger um

derjenige Stand, der Frömmigkeit und Tugend empfehlen und durch sein Beyspiel aufrecht erhalten sollte, trat beydes unter die Füsse und überließ sich den ärgsten Ausschweifungen. Kein Wunder, daß die übrigen Stände nicht besser handelten, als der Priesterstand, und die Verdorbenheit je mehr und mehr um sich griff. Hierzu kam noch — was fast jederzeit nachtheilig auf die Sitten zu wirken und die Reinigkeit und Unschuld derselben zu vergiften pflegt — der Flor und Reichthum der Nation, der durch die Handlung und die Bemühungen der Hanse immer wuchs und von der Seite vor der Entdeckung der Portugiesen sich nicht veränderte. Mit ihm änderte sich wirklich gewisser Maßen der ganze damahlige Zustand Deutschlands.

das deutsche Theater betrifft, so verweise ich deshalb auf Gottscheds Vorrath der dramatischen Dichtkunst. Schnepperer, oder Hans Rosenplut (Rosenblüthe) führt den Titel des deutschen Thespis mit großem Unrecht. Seine Fastnachtsspiele, (das älteste ist von 1450,) sind aus lauter groben, beleidigenden Scherzen zusammengesetzt, und nähern sich dem Drama nicht einmahl der Form nach. Hans Sachsens erstes Fastnachtsspiel fällt in dasselbe Jahr, wo Luther zu reformiren anfing, und ist etwas besser, als die seines Vorgängers, besteht aber noch aus nicht mehr, als einem Akte. Später dehnte er seine Stücke zu fünf, sechs und sieben Acten aus und vermehrte zugleich die Anzahl der Personen, die aber immer auf das seltsamste gepaart sind. Ob ein Drama übrigens eine Tragödie, oder Komödie heißen sollte, hing allein davon ab, ob Jemand darinne starb, oder nicht. Seinen Mutius Scävola z. B. nennt Hans Sachs eine Komödie, weil sich der Held des Stücks — nicht ersticht.

Die alte Simplicität verschwand täglich mehr; der Aufwand in Kleidung, wie in Essen und Trinken, stieg immer höher; r) die Großen gingen in jeder Art von Schwelgerey und Ueppigkeit voran, und die Geringern säumten nicht ihnen nachzufolgen. Man muß die Annalen jener Zeit lesen, um von der plötzlichen und allgemeinen Sittenreform einen richtigen Begriff zu bekommen. Bey einer solchen Lage der Dinge konnte es kaum fehlen, daß nicht hie und da der Geist des Spottes erwachen und der Unwille selbst Satyren eingeben mußte. Sie entstanden wirklich in großer Anzahl, s)

r) Ein Schneider, sagt unter andern die Limburger Chronik, der heute ein Meister hieß, durfte sich im folgenden Jahre kaum unter die Gesellen zählen; und die Lindauer Kleiderordnung verboth ausdrücklich, daß gemeine Leute künftig keine Kleider von Seide, Gold- und Silberstoff tragen sollten. Wie unbegreiflich viel bey Gastmählern und Hochzeiten verschwendet wurde, erhellt aus mehrern Chroniken zur Genüge.

s) Die vornehmsten Satyriker, die ich im Sinne habe, sind folgende: 1) Heinrich von Alkmar. Sein Reinike der Fuchs vom Jahr 1498 ist eine allegorische Epopöe, worin der Fuchs die Hauptrolle spielt, und die Ränke der Hofleute, die Ausschweifungen der Geistlichkeit und die vielen Bübereyen der bürgerlichen Stände gerügt werden, wahrscheinlich aber kein deutsches Original. 2) Sebastian Brand. Sein Narrenschiff, das noch vor das Jahr 1494 fällt, und in Jamben geschrieben ist, war vormahls eines der beliebtesten Bücher. Alle Stände passiren hier die Musterung und werden, jeder mit seiner Schelle, treffend geschildert. 3) Johann Geiler von Kaysersberg, Doktor der Theologie und Prediger zu Strasburg, der über das so eben genannte Buch, um

und man muß den Spöttern aus jenen Tagen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die Lacher auf ihre Seite zu ziehen und Laster und Thorheiten eben so treffend zu schildern, als scharf zu geißeln wissen? Der unbefangene Kunstrichter räumt indeß auch hier willig ein, daß sein Vergnügen oft aus nichts anderm entspringt, als aus der erweiterten historischen Kenntniß jener Zeiten, und die eigentlich poetische Darstellung nicht selten den kleinsten und unbedeutendsten Theil desselben ausmacht.

Ein neues Licht ging mit **Luthern** den Bewohnern Deutschlands auf, die Sonne der Aufklärung und Denkfreyheit. Alles schien von ihr neues Le-

das Jahr 1498 öffentliche Predigten hielt. 4) Thomas Murner, ebenfalls Doctor der Theologie und Prediger zu Strasburg geb. 1475. Er war ein witziger Kopf, der alles, insbesondere die Klerisey, angriff, und, weil er das Recht, die Narren in ihrer Blöße darzustellen, gern allein ausüben mochte, kein sonderlicher Freund von Brand und ein heftiger Gegner von Luther. Seine Narrenbeschwörung und Schellenzunft hat er, seinem eigenen Bericht zufolge, zu Frankfurt öffentlich abgepredigt. (Die beste Charakteristik dieser Schriftsteller liefert der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter, Th. 1. S. 59 u. f., die besten historischen Nachrichten von ihnen Flögel in der Geschichte der komischen Litteratur. Th. 3. S. 28 u. f.) Noch gehört als Dichter hieher Melchior Pfinzig, der Verfasser des Theuerdanks. Er lebte 1481 und steht als epischer Dichter zwar mehrere Stufen unter den Minnesingern, erhebt sich aber doch weit über Hans Sachs und ähnliche.

Leben und neue Thätigkeit zu empfangen. An ihren Strahlen erwärmten sich die Künste, und gedieh die Gelehrsamkeit. Warum erwachte gleichwohl die Poesie nicht aus ihrem Schlummer, sie, von der man mit Recht behauptet, daß sie durch die ernsten Wissenschaften genährt und gepflegt werde, sie, deren Untergang, nach den Zeiten der Minnesinger, wir auf den Mangel dieser Unterstützung zu schieben geneigt waren?

Unerklärbar ist es, dem ersten Anscheine nach, allerdings, wie der ganze Stand der Litteratur sich durch Luthers heilsame Bemühungen so plötzlich und so vortheilhaft ändern, und die Poesie, diese anziehende und von selbst sich empfehlende Kunst, allein so weit zurück bleiben konnte. Schönere Aussichten hatten sich in Deutschland noch niemahls für sie eröffnet, glücklichere Umstände noch niemahls für sie vereiniget. Ich will hier weder erinnern, daß, wegen des engen Bandes der Wissenschaften unter einander, das Interesse für eine gewöhnlich in ein Interesse für alle übergeht, noch gedenken, daß die wieder auflebende Liebe für die Alten und die immer zunehmende Verbreitung der Classiker durch den Druck alles für die Aufnahme der deutschen Muse erwarten ließ. Wie vieles war nicht überhaupt schon durch Luthers deutsche Bibel und insbesondere durch seine Uebersetzung des alten Testaments, das an dichterischen Stellen jeder Art so reich ist, gewonnen? Simple Erzählungen und rührende Darstellungen, sanfte Gemählde und begeisternde Schilderun-

gen, Lieder der Freundschaft und erhabene Hymnen — es ist beynahe keine Farbe des Styls, die man hier nicht ausgedrückt fände, kein Muster, das man umsonst suchte. Um den unsichern Geschmack zu leiten und dem angehenden Dichter zu zeigen, welche Sprache er reden müsse, scheinen diese Vorschriften itzt noch, wenn nicht für gemeine, wenigstens für fähigere Köpfe auslangend. Und wahrlich diese fähigern Köpfe gingen damahls nicht etwa einzeln hervor. Luthers Zeitalter durfte nicht blos auf ihn, es durfte auf mehrere und zum Theil größere und treflichere Männer, als er war, stolz seyn. Melanchthon, Erasmus, Camerarius, Xylander, Wolf, Eoban, Lottichius — alle lebten mit, oder doch bald nach ihm und zeichneten sich nicht blos durch die Menge und Gründlichkeit ihrer Kenntnisse, sondern zugleich durch den philosophischen Gebrauch und durch die geschmackvolle Anwendung, die sie von ihnen machten, vorzüglich aus. Ueberdieß gab es auf den deutschen Universitäten, deren innerhalb hundert und funfzig Jahren über achtzehn neue entstanden waren, nur wenige, auf denen sich nicht Humanisten befanden, die zum Theil eine ansehnliche Rolle spielten und die Verbreitung der schönen Wissenschaften durch ihren Vortrag, wie durch ihre Schriften, beförderten. Endlich, gleich als ob die Fürsten auf einmahl aus ihrem Schlummer erwacht wären und auf einmahl einsähen, wie viel sie bisher versäumt hätten, eiferten sie gleichsam um die Wette, Gelehrsamkeit zu

ermuntern und Gelehrte zu ehren. Es ist bekannt, daß auf dem Reichstage zu Freyburg 1498 der Stand der Doctoren dem Ritterstande gleich gesetzt wurde, Friedrich der dritte dem Dichter Conrad Celtes den Lorbeerkranz mit eigener Hand überreichte und Maximilian der Erste, an der hohen Schule zu Wien, nicht nur das poetische Collegium bestätigte und tüchtige Lehrer anstellte, sondern auch ausdrücklich verordnete, daß Jeder, der dort studirt hätte und sich in der Dichtkunst und Beredsamkeit auszeichne, von dem Vorsteher desselben, dem oben genannten Celtes, gekrönt werden sollte. Ich übergehe die celtische, rheinische und andre Gesellschaften, die zum Theil durch die Bemühung des nähmlichen Gelehrten zur Bildung des Geschmacks errichtet wurden. Warum haben alle diese Anstalten so wenig zum Besten der vaterländischen Dichtkunst gewirkt?

Zuerst wohl schon um deswillen, weil sie insgesamt zunächst und hauptsächlich die Aufnahme der lateinischen Poesie, und nur beyher und zufällig die Cultur der deutschen beförderten. Von der Seite war dieser Zeitpunkt der Periode der sächsischen und fränkischen Kaiser, wo die Mönche noch den Ton angaben, vollkommen ähnlich. In beyden zog man das Lateinische vor, nur freylich aus verschiedenen Gründen, damahls, weil man es bequemer fand, eine gebildete Sprache zu schreiben, und itzt aus Wohlgefallen an den vollkommenen Werken der Alten. In der That bedarf es keiner ausgebreiteten Belesenheit in den

lateinischen Dichtern aus Luthers Zeiten, um wahrzunehmen, wie innig vertraut man mit den Griechen und Römern waren, und wie so ganz und ausschließend man sich diesem Studium hingab. Alle vorhin genannten Männer und die meisten Humanisten jener Tage haben es in der lateinischen Poesie zu einer Vollkommenheit gebracht, deren sich wenige der itzt lebenden rühmen können, und Meisterstücke geliefert, die sich nicht schämen dürfen, neben denen der Alten zu stehn. Allein in dieser ausgezeichneten Sprachkenntniß besteht auch wirklich ein großer Theil ihres litterarischen Verdienstes, und man kann leicht errathen, daß sie selbige nur auf Kosten ihrer Muttersprache erlangen konnten. Alles, was sie in dieser geliefert haben, ist bekanntlich, es sey Vers oder Prosa, in Vergleichung mit ihren lateinischen Arbeiten, nicht blos mittelmäßig, sondern schlecht. Die meisten unter ihnen scheinen gar nicht mehr dieselben Männer zu seyn, wenn sie Deutsch schreiben; und ihre Nahmen würden sich vielleicht längst schon aus der Geschichte verloren haben, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, ihn durch ihre lateinischen Schriften zu erhalten.

Eine zweyte Ursache des gehemmten Fortgangs der vaterländischen Poesie war das eifrige Studium der ernsten Wissenschaften, das der Hang zur ältern Litteratur von selbst erweckte, und die damahligen Umstände unentbehrlich machten. Zu einer Zeit, wo die Lutheraner von der Gegenparthey nicht nur mit

Schmähungen verfolgt, sondern auch mit gelehrten Waffen bestritten wurden, wo man ihnen vorwarf, daß die Reformation eine unnöthige Neuerung und ihr, auf die Bibel gegründetes, System nicht aus ihr zu beweisen sey, mit einem Worte, zu einer Zeit, wo man alle Künste der Polemik und Dialektik wider sie in Bewegung setzte, blieb kein andrer Ausweg übrig, sich gegen den eindringenden Feind zu schützen, als ihn mit den nähmlichen Waffen zu bekämpfen. Der Dunst der Dialektik mußte durch das Licht einer reinern Philosophie zerstreut, das angenommene Glaubenssystem durch eine gründliche Exegese gesichert und die behauptete Reinigkeit des ersten Christenthums und seine Verfälschung von Jahrhundert zu Jahrhundert aus der Kirchengeschichte erwiesen werden. Aber alles dieses erfoderte, bey den noch versteckten und durch den Druck erst bekannt zu machenden Handschriften, Urkunden und Actenstücken ungemeinen Fleiß, Sorgfalt und Mühe. Kein Wunder, daß eine Menge Gelehrten sich in diese so wichtigen und ihnen so nahe liegenden Geschäfte theilten, und, indem sie sich dem Nützlichern widmeten, das Angenehme bey Seite setzten; kein Wunder, daß auch diese Vorkenntnisse, da sie größtentheils aus griechischen und lateinischen Schriftstellern geschöpft werden mußten, das Ihrige dazu beytrugen, die alten Sprachen immer mehr in Umlauf und die vaterländische in Vergessenheit zu bringen.

Endlich ist es auch drittens nicht zu läugnen, daß die Absicht, die Luther durch seine Reformation zu erreichen strebte, und die zuletzt weiter führte, als er selbst einsah und glaubte, frühzeitig schon in unsrer Kirche verkannt und eben dadurch die Ausbildung des Geschmacks und der schönen Wissenschaften vielfältig gehemmt wurde. Unsre eigenen Theologen verstrickten sich, bekanntlich bald nach seinem Tode, in fruchtlose, oft ärgerliche Streitigkeiten, und zogen gegen einander mit einer Heftigkeit zu Felde, die ihnen nicht immer zur Ehre gereicht. Das Ansehen der aristotelischen Philosophie sank weder so tief, noch so schnell, als es zum Wohl der übrigen Theile der Gelehrsamkeit zu wünschen gewesen wäre, und die Wichtigkeit der Wissenschaften, die man erlernte, ward doch noch immer zu sehr nach dem Einflusse, den sie auf die Theologie hatten, berechnet. Bey einer solchen Lage der Dinge, war es kaum anders möglich, als daß die Geistesthätigkeit einseitig beschäftigt und von einer Menge fruchtbarer Gegenstände ab- und zu minder fruchtbaren hingezogen wurde; bey einer solchen Streitsucht der Theologen läßt es sich kaum anders denken, als daß Grillenfängereyen und Schulmeynungen sich abermahls mehren, ein blendendes Nichts nicht selten für Gelehrsamkeit und Unsinn für Weisheit gelten, und Zeit und Genies zur Vollendung besserer Arbeiten fehlen mußten.

Daß man indeß hieraus ja nicht schließe, als ob für deutsche Sprache und Poesie in Luthers Tagen ganz und gar nichts geschehen sey. Schon die erwachte Liebe zur alten Litteratur und das Studium der Geschichte waren nicht ohne Nutzen. Beyde reinigten, wenn auch nicht die Sprache, wenigstens den Geschmack, und wie viel ist nicht schon hierdurch gewonnen? Doch es läßt sich in der That manches angeben, was näher und bestimmter zu jenem Zwecke hinleitete. Von unmittelbarem Einflusse war unstreitig die Verfeinerung des oberdeutschen Dialekts durch den meißnischen, oder die Einführung des Hochdeutschen, das von Luthern bekanntlich in seiner Bibelübersetzung, hauptsächlich in den spätern Ausgaben, gebraucht wurde *) und seitdem immer mehr Allgemeinheit und Umfang erhielt. Durch diese vortheilhafte Verschwisterung gewann die Sprache offenbar an Weichheit, Wohlklang und Zierlichkeit. Die rauhere oberdeutsche Mundart verschönerte sich nach und nach, oder bildete und bereicherte sich vielmehr durch die meißnische, und da gerade der aufgeklärteste Theil der Nation sich ihrer mündlich und schriftlich bediente, so konnte es nicht fehlen, daß sie anfänglich in die benachbarten Provinzen Sachsens überging, und sich endlich eine ungetheilte Herrschaft

*) Meister in seiner Preisschrift über die Hauptepochen der deutschen Sprache hat S. 11. einiges hieher gehörige ausgezogen.

erwarb. Hiernächst leidet es keinen Zweifel, daß unsre vaterländische Sprache, wenn auch nicht in Schriften und Hörsälen, doch in Vorträgen von Kanzeln und im Unterrichte des Volkes fleißiger, als jemahls, gebraucht wurde. Mehr als ein Pamphlet aus jenen Tagen sagt es deutlich genug, wie sehr die Mönche über diese neuaufkeimende Ketzerey (denn dafür schrieen sie die deutschen Kanzelvorträge aus,) sich ereiferten und sie verdächtig zu machen suchten. Selbst Oekolampad sahe sich gezwungen, diese vermeyntliche Neuerungen in einem weitläuftigen Schreiben an Caspar Hedio zu vertheidigen, und die Pröbste zu Nürnberg fanden es rathsam, eine ähnliche Rechtfertigung ausgehen zu lassen. *) Ein so erweiterter und allgemein gemachter Gebrauch der Sprache konnte für sie ebenfalls keine andern, als wohlthätige Folgen haben. Ohne Nutzen war es ferner gewiß nicht, daß man, nach dem Wunsche und Rathe Agricola's, die griechischen und lateinischen Schriftsteller, manche sogar zu wiederhohlten Mahlen verdeutschte. ×) Wenn diese Versuche, im Ganzen genommen, weit hinter ihren Originalen zurückblieben, so muß doch jeder Unbefangene zugeben, daß sie einzelnen Stellen der Urschriften

*) Man sehe die eben genannte Preisschrift S. 118.

×) Virgil erschien zu Strasburg 1515 und in demselben Jahre auch Salust. Außerdem fallen in jene Zeiten ein deutscher Herodot, Terenz, Livius, Tacitus, Cicero, Vitruv und andre.

oft nahe genug kommen, und überhaupt für die Bildung der Sprache nichts weniger, als gleichgültig gewesen sind. Eine genauere Wortfolge, eine bestimmtere Verbindung, mehr Reichthum, mehr Gewandheit bekam sie hierdurch allerdings, und sind diese Vortheile nicht beträchtlich? Endlich so fehlt es auch nicht ganz an Original-Schriftstellern, die sich um sie und ihre Aufnahme verdient gemacht haben. Wenn Johann Agricola *y)* nicht so geistreich und feurig, wie Luther, schreibt, so steht er ihm doch an Kraft und Würde des Ausdrucks nicht nach; wenn Sebastian Frank *z)* sich zu sehr in mystische Schwärmereyen und fanatische Spitzfindigkeiten vertieft, so ist auf der andern Seite sein Verdienst, er drücke metaphysische Begriffe aus, oder versinnliche abgezogene, unverkenn-

P 5

y) Er war geboren zu Eisleben 1492 und starb, nach mannigfaltigen Wanderungen, als churbrandischer Hofprediger zu Berlin 1566. Seine siebenhundert und funfzig ausgelegte deutsche Sprichwörter (Eisleben 1528. und erneuert und verbessert 1548. 8.) sind bekannt.

z) Er bekannte sich zu der Secte der Wiedertäufer, ward um das Jahr 1500 zu Wörden in Holland geboren und starb gegen 1545, man weiß nicht, wo. Von seinen Schriften gehören vorzüglich hieher: Weltbuch oder Weltspiegel; eine deutsche Chronik bis zum Jahr 1541. und eine Sprichwörtersammlung in zwey Bänden (1541.) Auch hat er des Erasmus Lob der Narrheit und den Cornelius Agrippa von der Eitelkeit menschlicher Kunst übersetzt. S. die Charaktere.

bar, und wenn Johann Fischart a) unaufhörlich durch seinen schmutzigen Ton beleidigt und bis zum Possenreißer herabsinkt, wenn er selbst unsrer Sprache auf die seltsamste Weise mitspielt, und alle ihre Gesetze und Regeln überschreitet, so kann man doch nicht umhin, seine neugeschaffnen Formen, mannigfaltigen Wendungen und unerschöpflichen Launen zu bewundern. Doch warum sollte ich neben ihm nicht noch einige wirkliche Dichter, als verdienstvolle Bearbeiter unsrer Sprache, nennen? warum nicht den sinnreichen Fabulisten Burcard Waldis, b) der so leicht und naiv zu erzählen weiß, warum nicht den Verfasser des drolligten und kurzweiligen Froschmäuslers, Georg Rollenhagen, c) warum nicht einen Melissus, Denaisius und Weckherlin anführen? d) Die drey letztern

a) Geboren zu Frankfurt am Main 1511. gestorben daselbst als Stadtschreiber und Syndicus 1581. Man sehe über ihn, nächst den Charakteren, Flögels G. d. k. L. Th. 3. S. 326.

b) Seine Fabeln und Erzählungen erschienen 1548. unter dem Titel: Esopus ganz neu gemacht mit hundert neuen Fabeln. Ausführliche Nachricht von ihm giebt der Verfasser der Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. Frankfurt und Leipz. 1771.

c) Er lebte von 1542—1609 und starb als Rector und Scholarch zu Magdeburg. Den Stoff zum Froschmäusler, dessen erste Ausgabe von 1596 ist, gab ihm Homers Batrachomyomachie, Bearbeitung und Ausführung aber sind ganz sein Eigenthum.

d) Man sehe über diese drey Dichter, im dritten Theile der Zürichschen Streitschriften, die Abhandlung von

pflegt man ja ohnehin als die Vorläufer des Dichters und des Zeitraums zu betrachten, zu dem ich, der Ordnung gemäß, übergehe.

Wer kennt nicht die schlesische Periode und die Sänger, die in ihr blühten? Noch bis itzt sagt man, daß die Morgenröthe der Poesie in ihr angebrochen sey und der gute Geschmack geleuchtet habe. Laßt uns sehen, ob mit Recht oder Unrecht.

Wenn die Behauptung, daß die Künste Töchter des Friedens sind, jemahls bündig und unläugbar widerlegt worden ist, so war es in dem Zeitraume der schlesischen Dichtkunst. Man darf in Wahrheit sagen, daß sie unter Waffen geboren und ihr Lorbeer mit Blut gedüngt ward; so wenig verschonte jener grausame Krieg, der Deutschland an dreyßig Jahre verheerte, auch das Vaterland der deutschen Musen. Ein Mann von vielen Talenten und von noch größerer Gelehrsamkeit, ein Mann, der die Alten kannte und liebte, und durch Reisen und an Höfen sich Welt- und Menschenkenntniß gesammelt, und seinen Geschmack gebessert hatte, Martin Opitz, aus Bunz-

dem Zustande der deutschen Poesie vor Opitz. — Daß ich Sprengen, (geb. 1524. gest. 1601.) den Uebersetzer Homers, Virgils und Ovids, nicht hieher rechne, versteht sich von selbst. Mit Recht, heißt es in den Charakteren, von ihm: „Spreng übersetzt im Ganzen immer, wie ein zünftiger Meistersänger, ohne Wahl, wie's ihm einfällt, und wie die Reime seiner Knittelverse es fügen wollen.“

lau, e) war ihr Vater und Pfleger. An ihm sieht man, wie viel ein Genie in den schönen Künsten schaffen und wirken, und wie weit es seinen Einfluß verbreiten kann, wenn es ihm glückt, eine neue Bahn zu betreten, und dadurch für andre Muster und Vorbild zu werden. Es wäre eine eben so thörichte, als fruchtlose Mühe, die Ursachen, warum die Dichtkunst gerade itzt und in Schlesien aufblühte und eine nicht unbeträchtliche Anzahl angesehener Dichter hervorgingen, in der Ferne suchen zu wollen. Nicht immer bedarf es des Zusammentreffens glücklicher Umstände, oder des Schutzes der Großen, um eine heilsame Veränderung in den Wissenschaften zu erzeugen, und entschlummerte Kräfte hervorzurufen. Wenn nicht mächtige Hindernisse zu überwinden sind, oder, mit andern Worten, wenn der Geist des Zeitalters nicht widerspricht, so ist oft ein Mann im Stande, eine große Umkehrung zu bewirken. So sahen wir in dem vorigen Zeitraume Luthern der Religion, so sehn wir in dem itzigen Opitzen der Poesie eine neue Gestalt geben. Ist es ein Wunder, wenn beyde ein allgemeines Interesse erweckten und eine Menge Nachfolger fanden? Erscheinungen der Art anstaunen und sie gelehrt zu erklären suchen, heißt die Natur der Wahrheit und Schönheit nicht kennen, oder die Gewalt ihrer Eindrücke in Zweifel ziehen.

e) Geb. 1597. gest. 1639. an der Pest zu Danzig.

In dem Jahre 1624. traten Opitzens Gedichte durch die Besorgung seines Freundes Zinkgrefs zum ersten Mahle an das Licht, und seitdem ging allerdings eine merkwürdige Veränderung mit unsrer vaterländischen Dichtkunst vor, eine Veränderung, deren wohlthätige Wirkungen sich, ungeachtet sie auf so vielfältige Weise gehemmt und unterdrückt worden sind, niemahls völlig verloren haben. Es ist nicht zu läugnen, auch die besten Gedichte aus dem vorigen Zeitraume entstellt eine solche Menge von Fehlern und Mängeln jeder Art, daß immer eine gewisse Ueberwindung dazu gehört, sie zu lesen. Ihre Sprache ist so rauh und ungeschmeidig und unbestimmt, die Wortfügung so räthselhaft und verworren, die Harmonie so vernachlässigt, die Anlage oft so gemein und dürftig und die Ausführung meistens nicht glücklicher. Hie und da ein drolligter Einfall, eine naive Wendung, ein starker Gedanke, viel Simplicität und Natur — aber mehr muß man weder erwarten, noch fodern. Vergleicht man hiermit Opitzens Arbeiten, so kann man allerdings nicht umhin, auf einen Augenblick zu glauben, daß er unter einem andern Himmel und in einem andern Lande gedichtet habe. Schon die Gegenstände seiner Muse unterscheiden sich auffallend von den Gegenständen der ältern. Weit entfernt, innerhalb dem Kreise des Scurrilen und niedrig Komischen zu verweilen, wählt er fast immer aus dem Gebiethe des Ernsthaften, Lehrreichen und Moralischen. Es ist,

als ob er es gefühlt habe, daß die deutsche Dichtkunst nie mehr gefallen und leichter siegen werde, als wenn sie sich mit der Philosophie befreunde und an ihrer Hand wandle. Die liebste Welt seiner Muse ist daher fast immer die wirkliche, und in dieser vorzüglich der Mensch, und ihr Zweck, ihn auf sich und seine Empfindungen und sein Glück aufmerksam zu machen, ihn zu unterrichten und zu belehren. Für Leute von üppiger Phantasie, die gern diese Erde verlassen und in höhern Regionen umher irren, hat sie um eben dieser Ursachen willen nichts Anziehendes. Wen sie fesselt, den fesselt sie durch ihren Verstand und durch die Lebensweisheit, die sie verbreitet, und durch die treffenden, oft auch tief geschöpften Bemerkungen, die sie überall geschickt und ungesucht einstreut.

Schon hieraus läßt sich im Allgemeinen errathen, wie ihr Ton und ihre Darstellung beschaffen seyn müsse. Man fühlt es, daß die Schwingen der deutschen Muse noch ungeübt sind, und wünscht, daß sie sich etwas höher erheben und mehr Vertrauen in ihre Kräfte setzen möchte; allein, man findet dem ungeachtet nur selten Ursache, es zu beklagen, daß sie zu tief herabsinke und in Gegenden verweile, denen sie sich nicht nahen sollte. Ihre Sprache ist, wenn auch nicht kühn und feurig, wenigstens immer würdig und edel, und ihr Ausdruck ungezwungen und eigenthümlich. Der Dichter, der diese Sprache redet, ist, das leuchtet allenthalben hervor, ein Mann, der ihr lieber zu

wenig als zu viel zumuthet, ohne jedoch, aus übertriebener Furchsamkeit, auf alle Bereicherung und Verschönerung Verzicht zu thun. Neue Wörter, Verbindungen und Formen, geschöpft zum Theil aus ihrem eigenen Vorrathe, zum Theil von Fremden herbey geholt und ihr einverleibt, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und höhern Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchsen verdankt sie ihm allerdings. Wenn uns auch seine Wendungen nicht immer leicht genug, und sein Periodenbau oft unbehülflich und schleppend dünken, so gebührt ihm nichts desto weniger, sobald man auf seine Vorgänger zurückblickt, das Lob, daß er, in Absicht seiner Verdienste um unsre Sprache, den einzigen Luther ausgenommen, mit keinem, auch nur von ferne, verglichen werden darf, und daß die Poesie unter uns durch ihn zuerst Leben und Anmuth erhalten hat.

Das nähmliche gilt auch von seinen wenigen glücklichen Nachfolgern. Auch sie benutzten den Reichthum unsrer Sprache mit Klugheit und vermehrten ihn mit Vorsicht; auch sie sind größtentheils edel, gedrängt und männlich, auch sie enthalten sich falscher Flittern, und bemühn sich dagegen durch Philosophie Eingang zu finden. Ohne Opitz zu nahe zu treten, kann man mit Recht behaupten, daß ihn einer derselben *f*) an nach-

f) Friedrich Freyherr von Logau geb. 1604. gest. 1654. als Canzleyrath bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludwig dem vierten.

drücklicher Kürze, Munterkeit und gefälliger Laune, ein zweyter *g*) an Feuer, und ein dritter *h*), wenn nicht an gedankenvoller Gedrungenheit, doch an Leichtigkeit, Reinheit und Politur übertroffen habe. Schade nur, daß die Zahl seiner eigentlichen Schüler so klein ist, und ein zwiefacher falscher Geschmack, noch in dieser Periode, alles, was er und die Wenigen nach ihm gepflanzt hatten, zu verheeren drohte.

Hofmannswaldau und Lohenstein, jener aus Breslau, dieser aus Nimptsch in Schlesien *i*), waren es, welche bald nach Opitzens Tode von der Bahn der Einfalt und Natur abwichen, und einen verkehrten Weg einschlugen. Zwey Ursachen scheinen sie hauptsächlich verführt und ihrem Geschmack eine falsche Richtung gegeben zu haben, einmahl, die allerdings richtige Bemerkung, daß unsre poetische Spra-

che

g) Paul Flemming. Er ward 1609 zu Hartenberg im Schönburgischen geboren, ging mit der bekannten Holsteinischen Gesandtschaft als Reisearzt nach Rußland und Persien und starb 1640 zu Hamburg. Man sehe den Vorbericht zum zweyten Theile der von Zachariä besorgten Sammlung auserlesener Stücke aus deutschen Dichtern. Braunschweig, 1771.

h) Friedrich Ludwig Rudolph Freyherr von Canitz von 1654 —1699. Man sehe sein Leben vor der Ausgabe seiner Gedichte. Berlin 1765.

i) Jener lebte von 1608—1679, dieser von 1638—1683. Beyde bekleideten ansehnliche Stellen im Breslauer Magistrate.

che einer ungleich höhern Ausbildung und Verfeinerung fähig sey, als sie Opitzen verdankte, und sodann die Liebe zu den Dichtern der Italiener. Die Poesie dieser Nation hatte sich, wie man weiß, gar bald ausgebildet, und war, es sey nun, weil Deutschland und Italien damahls noch in genauerer Verbindung standen, oder weil der langwierige Krieg die Litteratur, wie die Völker, unter einander mischte, oder durch ihre eigene Vortreflichkeit frühzeitig über den Alpen bekannt geworden: allein in den Tagen der genannten Schlesier fing sie bereits an zu sinken. Schon damahls sangen Marino, Guarini und andere, deren schlechter Geschmack bekannt ist. Nichts desto weniger wurden ihre Werke, als die neuesten Produkte des welschen Himmels, geschätzt und gelesen, und Hofmannswaldau und Lohenstein glaubten, durch falsche Größe verführt, unsrer Sprache und Dichtkunst keinen bessern Dienst erweisen zu können, als wenn sie selbige nach der italiänischen modelten und mit den Schönheiten des Auslandes bereicherten, und überschwemmten also in kurzer Zeit unser Vaterland mit einer Fluth von Heroiden, Trauerspielen und Helden- und Ritterromanen, in denen sie Schwulst für Erhabenheit, abgeschmackte Bilder, Gleichnisse und Antithesen für den Ausdruck wahrer Empfindungen und Leidenschaften, Witzeleyen für Gefühle und schale Gelehrsamkeit für Gedankenfülle verkauften. Das Gleichniß, das Breitinger von Lohensteins Arminius braucht, schildert den

Geist dieses Dichters und seine ganze Genossenschaft viel zu treffend, als daß ich ihm hier nicht eine Stelle einräumen sollte. »Lohensteins Arminius,« sagt er, »gleicht einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine Kosten gespart hat; wo alles, was Garten, Heerde, Wald und Meer Leckerhaftes und Niedliches geben können, in vollem Maße aufgetischt ist, wozu die entferntesten Theile der Welt ihre theuersten Seltenheiten geliefert haben. Aber bey alle diesem Ueberflusse sind die Speisen so übel zubereitet, die Gerichte so ungereimt gemischt, endlich die Brühe so versalzen und die Würze so übermäßig verschwendet, daß die Gäste, bey überladener Tafel, vor lauter Ekel hungern.«

Fragt man; wie dieser falsche Geschmack sich so schnell habe verbreiten und noch in der folgenden Periode Nachahmer und Bewunderer finden können? so ergiebt sich bald, daß auch hier mehrere Ursachen zusammen wirkten. Die eine lag unstreitig in der Kindheit unsrer Poesie selbst. Nur für wenige Dichtungsarten hatten wir Muster, für mehrere und gerade für diejenigen, wo Ausschweifung und Verwirrung am leichtesten war, gab es gar keine, oder schlechte. Hätte ein Mann, wie Opitz, sie bearbeitet und ausgebildet, so würde die Nation ihm gefolgt seyn; itzt bearbeitete sie Hoffmanswaldau und Lohenstein, und die bethörte Menge, unter der nur wenige urtheilen und denken können, folgte ihnen. Hierzu gesellte sich noch

ein anderer nicht minder bedeutender Umstand. Hohes dichterisches Gefühl, eine tönende Sprache, oder, nach dem Ausdruck Virgils, einen vollen Mund und kühne Schwingen hatte die Natur, wie ich oben bereits bemerkte, weder Opitzen noch seinen Freunden verliehen. Die meisten verweilen in den mittlern Regionen der Dichtkunst, oder befinden sich doch in ihnen am besten. In die entferntern, die zu erreichen ein anhaltender Flug und ausdauernde Kraft erforderlich ist, versteigen sich wenige, und, die es wagen, erhalten sich nicht mit Glück in ihnen. Was war natürlicher, als daß man nach und nach auf die alten Dichter verächtlich herabblickte, und ihren dichterischen Beruf und ihr Talent je länger je mehr bezweifelte, oder doch, wenn man sie mit den neuern Italiänern zusammen hielt, auf die Gedanken kam, es gebe noch ein höheres Ziel, als sie gekannt und erstrebt hätten, und indem man diesem näher zu kommen suchte, es durch falsche Führer geleitet, verfehlte? was unter solchen Umständen begreiflicher, als daß Lohenstein vom Hoffmanswaldau behauptet, Opitz habe den Weg zum Parnaß gezeigt und sein Freund den Doppelhügel erstiegen. Vielen Schaden stifteten endlich, wie immer, so auch damahls, die Romane, die in nicht geringer Anzahl aus jener Schule hervorgingen, und um so nachtheiliger auf den Geschmack wirkten, je allgemeiner sie gelesen wurden. Lohenstein selbst, dessen Arminius nach seinem Tode im Jahr 1689 heraus kam, gab zwar hierin nicht den

Ton an, (denn eine Menge ähnlicher Staats-Geschichten waren schon vorher erschienen,) *k*) erweckte aber doch ein Heer von Nachfolgern, die, so unglaublich es scheint, ihn an Schwulst und Unsinn oft noch übertreffen, ohne ihn in den einzelnen Schönheiten zu erreichen. Die bekannte Banise und hundert andere, unter denen sich die wenigen erträglichen verlieren, gehören in jene Tage.

Man glaube indeß nicht, daß man diesen Führern blindlings und ohne Ausnahme gefolgt sey. Die Sprache der lohensteinischen Sekte war in der That zu schwülstig und ungereimt, um nicht wenigstens hie und da von klügern Köpfern dafür erkannt und verurtheilt zu werden, und das Beyspiel Opitzens weder so ganz vergessen, noch die Zunft seiner Nachfolger ganz ausgestorben. Benjamin Neukirch, ebenfalls ein Schlesier, *l*) der sich durch die Lesung der Franzosen, und, am Berliner Hofe, durch den Umgang mit Canitz gebildet hatte, verließ zuerst den Pfad, den er anfänglich selbst gegangen war, und versuchte es, seinen Zeitgenossen einen bessern Geschmack einzuflößen: aber leider war auch er der Mann nicht, den die Muse erkoren hatte, unsrer verlassenen Poesie aufzuhelfen. Nur ein neues, nicht ein besseres Geschlecht von Dichtern geht mit ihm hervor, eine Poesie, die vielleicht we-

k) Z. B. Buchholzens Herkules und Valiska und Zesens adriatische Rosimunda.

l) Er starb 1729. zu Anspach als Markgräflicher Hofrath.

niger lächerlich, aber gewiß eben so verächtlich ist, als die erste, und den Namen der reimreichen erhalten hat. Unter Neukirchs und seiner Nachahmer Händen löste sich Lohensteins Dunst in Wasser auf und die Kraft und Würde der Poesie verlor sich in fade Zierlichkeit und geistlose Geschwätzigkeit. Sie geben Fleiß für Begeisterung, Gelehrsamkeit für Philosophie und leichte correcte Reime für Gedanken. Weder überraschende Wendungen, noch neue Gemählde, weder Anmuth noch Kürze, weder gewählte Gleichnisse noch glückliche Bilder, weder wohl angelegte Situationen, noch ausgezeichnete Charaktere muß man in ihren Gedichten suchen. Es fehlt ihnen allen, dem einen mehr, dem andern weniger, an innerer Wärme und Kraft. Sie sehen das Ziel vor sich, aber sie vermögen es nicht zu erreichen; sie streben empor, aber ihre matten Schwingen versagen ihnen ihren Dienst. Nur dann, wenn Belesenheit, Kenntnisse und unermüdeter Eifer den Dichter machten, würden sie diesen Nahmen verdienen. So theilten in diesem Zeitraume drey Partheyen, die man vielleicht am besten durch die Benennungen der gedankenreichen, prunkvollen und geistlosen unterscheiden, oder, wenn man nicht auf ihren Inhalt, sondern allein auf ihre Darstellung sähe, als die natürlichen, schwülstigen und prosaischen charakterisiren könnte, den Besitz des deutschen Parnasses. Man kann nicht sagen, daß eine allgemein und ausschließend geherrscht hat. Spät noch fand der Vater unsrer

Dichtkunst würdige Nachahmer in Canitz und Wernicke, und Lohenstein einen Bewundrer in dem schwindelnden Postel: aber entstanden sind sie in dieser Ordnung und gewirkt haben sie alle auf das Schicksal der deutschen Poesie. Es ist billig, daß ich noch in der Kürze bestimme, was sie durch jede gewonnen und verloren hat.

Sehe ich auf die poetische Sprache im Allgemeinen, so, dünkt mich, ist Gewinn und Verlust ziemlich gleich. Durch die Bemühungen einiger Dichter ward sie, von Seiten ihres Baues, allerdings regelmäßiger, in ihren Wendungen mannigfaltiger und an schicklichen Epitheten, Wortfügungen und Zusammensetzungen reicher, überhaupt angenehmer, zierlicher, geschmeidiger. Opitz sah nicht blos ein, wie ihr könne geholfen werden; er hat die Vorschläge, die er zu ihrer Verbesserung anfänglich in seinem Aristarch und späterhin in seiner deutschen Poeterey that, m) wirklich sorgfältig befolgt und ausgeführt, und verschiedene seiner Schüler und mehrere Mitglieder des gekrönten Palmenordens, oder der fruchtbringenden Gesellschaft, an der er selbst Theil nahm, sind, da sie in seine Fußtapfen traten, unsrer Sprache unstreitig nützlich geworden. Aber eben so viel hat sie unläugbar, von

m) Man vergleiche vorzüglich das sechste Kapitel von der Zubereitung und Zier der Worte. Einiges davon hat Meister in der oben angeführten Preißschrift S. 137. ausgezogen.

einer andern Seite, wieder eingebüßt und verloren. Weder der lohensteinische, noch der neukirchische Anhang hat es daran fehlen lassen, so viel er konnte, zum Verderben derselben beyzutragen. Wenn jener sie auf Stelzen zu gehen zwang, so raubte ihr dieser alle Kraft, Würde und Männlichkeit, und wenn jener sie überputzte, so entkleidete und entblößte dieser sie desto mehr. Insbesondre haben ihr die gelehrten Verbrüderungen, die, nach dem Beyspiel des Palmenordens, errichtet, aber nicht von seinem Geiste beseelt wurden, nahmentlich die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, die deutschgesinnte Genossenschaft und der Schwanenorden an der Elbe unaussprechlichen Schaden zugefügt. Der Neologismus der einen und der Purismus der beyden andern, im Kampfe mit der einreißenden Sprachmengerey, und der Nachtheil, welcher aus dem allen erwuchs, sind zu bekannt, als daß ich ihn hier auszuführen oder aus einander zu setzen brauche. Genug, daß gegen das Ende des opitzischen Zeitraums unsre Sprache tiefer, als jemahls zu sinken drohte, und nur wenige gute Köpfe, wie z. B. Canitz und Wernicke, glücklich zwischen so mannichfaltigen Klippen vorbeyschifften. Was als wahrer Gewinn für unsre Poesie angesehen werden muß, ist unstreitig die Einführung einer bestimmten und abgemessenen Prosodie durch Opitz. Zwar ist er nicht der erste, den sein Ohr auf diese Verbesserung leitete. Schon vor ihm haben Luther, Burcard Waldis und mehrere die eigentliche

Sylbenquantität und die Abwechselung männlicher und weiblicher Reime nicht ganz vernachläßigt: *n*) aber zum Gesetz ist der zufällig beobachtete Gebrauch durch Opitzens Vorschriften und mehr noch durch sein Beyspiel erhoben, und als solches, ungeachtet der Einwendungen des spöttischen Schuppe, *o*) stets verehrt worden.

Etwas anders und bestimmter fällt die Entscheidung aus, wenn man fragt: was wir, während dieses Zeitraums, in einzelnen Dichtungsarten gewonnen haben? Zuerst, dünkt mich, ist die Erweiterung unserer Poesie im didaktischen Fache unverkennbar. Opitzens Zlatna, Vesuv und Vielgut, sein Lob des Feldlebens und sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges, sind und können uns freylich das nicht mehr seyn, was sie seinen Zeitverwandten waren: aber unsre Achtung verdienen sie gleichwohl noch itzt, und in einzelnen Stellen selbst unsern Beyfall. Immer wird man sie unter diejenigen Gedichte zählen, die sich durch tiefe Beobachtungen, edle Gesinnungen und große Gedanken empfehlen, und überhaupt durch Schönheiten entzücken, die keine Zeit entstellen oder un-

n) Man vergleiche, was Gottsched in dem vierten Abschnitte seiner deutschen Sprachkunst, und vorzüglich in dem ersten Hauptstücke §. 14—19, über die Geschichte unsrer Prosodie beygebracht hat.

o) In der Vorrede zu seinen Morgen- und Abendliedern. Siehe auch Meisters Preisschrift S. 161.

kenntlich machen kann; immer wird man in ihnen bald die mannigfaltigen Kenntnisse des Dichters, von denen er immer so glücklichen Gebrauch zu machen weiß, und bald sein fühlbares und zufriedenes Herz, das sich in manchen Versen so schön ergießt, bewundern. Eben dieß gilt, unter gehörigen Modificationen und Einschränkungen, auch von einigen Satyrikern jener Tage. Ungeachtet die Verdienste eines Moscherosch und Schuppe bey weitem nicht an Opitzens Verdienste reichen, ungeachtet ihre Satyre nicht immer die feinste ist, ihr Witz oft ans Läppische gränzt, und ihr Scherz ins Burleske und Possierliche ausartet, so kann man ihnen doch ihre anderweitigen Vorzüge nicht absprechen. Beydes sind Männer von offnem Verstande, vieler Weltkenntniß und nicht gemeinem Talente, beyde vergnügen durch ihre neuen und unerwarteten Einfälle, beyde, doch am meisten der erste, zeichnen sich durch originelle Laune und körnigte Sprache aus; beyder Gebrechen und Fehler fallen weniger auf sie, als auf ihr Zeitalter. Warum wollen wir, die wir den Geist des letzteren kennen, ihnen und ihren spätern Zunftgenossen, dem zwar ebenfalls wenig gebildeten und unbescheidenen, aber gleichwohl feurigen und nachdrücklichen Rachel, die Nachsicht, deren sie allerdings bedürfen, versagen? *p)* Noch näher an Opitz schließen

p) Nachrichten von allen dreyen, hauptsächlich aber von ihren Schriften und den Ausgaben derselben hat der fleißi-

sich verschiedene Epigrammatisten seiner Periode, und vielleicht übertreffen sie ihn sogar an Genie. Die erste Stelle nimmt ohne allen Widerspruch Logau ein, er, der bald leichtfertig scherzt, wie Catull, bald launig spottet, wie Martial, bald kurz und nachdrücklich lehrt, wie Dionysius und Cato. Lessing und Ramler q) haben gezeigt, daß ihm nichts fehlte, als ein wenig mehr Politur, um selbst dem verwöhnten Geschmacke der heutigen Welt genug zu thun. Seitdem sie seinen Nachlaß ihrer Aufmerksamkeit würdigten, ist er in den Händen aller, die Witz und Empfindung lieben. Weniger naiv und munter ist Wernicke r): aber

ge Flögel in seinem schon oft genannten Werke Th. 3. S. 415, 419 und 427 gesammelt. Der erste, Johann Michael Moscherosch, eigentlich Kalbskopf, (in der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Träumende, nannte sich auch oft Philander von Sittenwald,) ward zu Wilstädt im Hanauischen im Jahr 1600, der zweyte Johann Balthasar Schuppe, zu Gießen 1610, und der dritte, Joachim Rachel, 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarsen geboren. Moschorosch und Rachel starben beyde 1669, jener als Rath und Präsident, und dieser als Rector, Schuppe aber 1661, als Pastor in Hamburg.

q) Die von ihnen gemeinschaftlich besorgte Ausgabe der logauischen Sinngedichte erschien zu Leipzig 1759. Ramler hat sie 1791 neu edirt.

r) Die erste Ausgabe seiner Epigrammen kam zu Amsterdam 1697 heraus. Bodmer prieß sie vor funfzig Jahren zuerst wieder an und ließ sie zu Zürich 1749 und 1763 drucken. Eine Auswahl seiner Sinngedichte, vermehrt durch Opitzens, Tscherninge, Andreas Gryphius

seinem Vorgänger steht er weder im Spotte, noch in der Sprache nach. Jener ist eben so wahr, als treffend, und dieser eben so rein als männlich. Ueberdieß ist er einer der ersten, der Lohensteins Schreibart verlacht und die Bewunderer derselben ernstlich gezüchtigt hat. Beyden weichen an Fruchtbarkeit und Gehalt, Olearius, Tscherning, und andere. Ihre Sittensprüche, (denn dieß ist unstreitig der beste Theil ihrer Sinngedichte und Ueberschriften,) sind indeß nicht ohne Werth, und verrathen die natürliche Anlage unsrer Sprache zum gedankenreichen Ausdrucke. s) Einige Ausbeute gewährt endlich auch die lyrische und epistolische Poesie, die letztere jedoch mehr noch, als die erste. Was Zachariä t) von den lyrischen Dichtern dieses Zeitraums sagt, habe auch ich, nach wiederhohlter Lectüre, für wahr erkannt, — selbst die besten unter ihnen scheinen nicht mehr dieselben zu seyn, wenn sie das alexandrinische Sylbenmaß verlassen und sich an das Metrum der Ode wagen. Indeß findet man unter Gerhards geistlichen Gesängen verschiedene, die sich

und Adam Olearius Epigrammen, besorgte Ramler 1780 zu Leipzig. Ueber Wernickens Lebensumstände sehe man Flögeln, Th. 3. S. 462.

s) Das Vorzüglichste von ihm steht in der eben genannten Ausgabe des Wernicke und in der zu Riga 1766 erschienenen Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten.

t) In Zachariä's auserlesenen Stücken der deutschen Dichter Th. 2. S. 50. des Vorberichts.

noch durch etwas mehr, als Frömmigkeit und Andacht, empfehl n, und in Flemmings, Tscherings und Günthers Gedichten mehrere nicht zu verachtende Lieder und manche Sonettte, die wohl verdienten, daß man sie verbesserte und den Ausdruck gefälliger machte. *u*)

Aber hier bin ich auch mit meinem Lobe am Ende. Welche Dürre, welche Unfruchtbarkeit in den übrigen Theilen der Dichtkunst. Nahmen genug, aber Schriftsteller ohne Geist, und Werke ohne Gehalt. Oder soll ich etwa unter den Epopöen Hochbergs habspurgischen Ottobert und Postels Wittekind nennen, und als Idyllen Floridans (Siegmunds von Birken) Schäfereyen an der Pegnitz und die Eklogen des geschwätzigen und überzierlichen Neukirchs anpreisen? Schon dieß, daß die meisten Dichter, die sich an die höhern und größern Dichtungsarten wagten, aus Lohensteins und Neukirchs Schule abstammen, ist hinreichend, um

u) Paul Gerhard, geboren 1606 zu Gräfenhaynichen im Churkreise, starb 1676, als erster Pastor zu Lübben in der Niederlausitz. Andreas Tscherning, geboren 1611 zu Bunzlau, starb 1659, als Professor der Poesie zu Rostock. Johann Christian Günther, geboren 1695 zu Strigau in Schlesien, starb zu Jena im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters. Wenn ich diese und die vorher genannten Dichter nicht ausführlich schildere, so ist der Grund dieser, weil es theils in einer allgemeinen Uebersicht nicht zu erwarten, theils auch schon in den mehrmals angezogenen Charakteren auf eine meistens sehr befriedigende Weise geschehen ist. — Drollingern, Liscoven, und einige andere nenne ich hier nicht, weil sie eigentlich in die folgende Periode gehören.

zu errathen, was man sich von ihnen zu versprechen habe. Ihre Versuche einzeln und umständlich zu charakterisiren, wäre für mich und meine Leser gleich beschwerlich und überdieß dem Zwecke dieser Abhandlung ganz entgegen. Nur über das Drama erlaube man mir noch ein paar Worte. Wir haben Tragödien, Komödien und vorzüglich eine überschwengliche Menge Opern aus jener Zeit: aber nirgends spielen die damahligen Dichter eine schlechtere Rolle, als auf der Bühne. Die Tragödien sind vielleicht noch das erträglichste unter ihren dramatischen Arbeiten, und doch scheint selbst Opitzens Schüler alles Gefühl und alle Begeisterung zu verlassen, so bald sie dialogiren; so matt, so weitschweifig, so gedankenleer reimen sie; kaum hie und da ein glücklicher Vers, oder eine starke Sentenz. Und nun vollends Lohenstein mit seinem Gefolge! So beliebt er war, so konnte doch nie ein Stück von ihm auf das Theater gebracht werden, weil es selbst für den gelehrtesten Mann eine wahre Unmöglichkeit ist, ihn ohne Commentar zu verstehen. Was soll ich von den Opern oder Singspielen sagen? Die große Liebe für die welsche Dichtkunst, verschiedene Uebersetzungen von Guarinis Stücken, die natürliche Anmuth, die den Gesang begleitet, und die Pracht der Decoration verschaffte diesem Drama einen allgemeinen und schnellen Eingang: aber vervollkommnet und ausgebildet hat es sich deßhalb nicht. Opitz in seiner Daphne und Judith gefällt wenigstens durch sei-

ne natürliche Anlage und einfache und nüchterne Schreibart: aber ein Dedekind, Hallmann und Postel, ein würdiges Triumvirat, das seine poetischen Kräfte größtentheils in dieser Dichtungsart erschöpft hat, — wer kann ihre Opern lesen, ohne den Geschmack der Dichter und des durch sie irre geführten Publicums zu bemitleiden?

(Die Fortsetzung künftig.)

Kurzer Abriß der Geschichte der griechischen Poesie.

Die Geschichte der Entstehung, Entwickelung und Ausbildung der Poesie bey einer Nation, welche sich keinen willkührlichen Regeln unterwarf, kein Gesetz, als das Gesetz der Urtheilskraft, kannte, und die Vollkommenheit seiner Werke nach keinen Mustern, als den Idealen seiner Einbildungskraft, abmaß, wird gewißermaßen die Grundlage einer Geschichte des Geschmacks bey allen Nationen enthalten, welche eine spätere Bekanntschaft mit den Geistesprodukten jenes Volkes errichtet haben. Denn die freyen Schöpfungen des sich selbst überlassenen Genies werden Gesetz für die Nachwelt und gleichsam ein sichtbarer Maaßstab des Geschmacks, an welchem man gleichartige Werke des Geistes hält. Ein solches Volk sind die Griechen gewesen. Ihre Dichter und Künstler haben gleichsam die Grenzen des Gebietes gezogen, innerhalb denen sich die Schöpfungskraft und der Geschmack späterer Völker zu halten hätte. Noch nach mehrern Jahrtausenden sind die Produkte des griechischen Geistes die Bewunderung und Freude der gebildeten Welt, in allen Gegen-

den, wo die Pflanze des Geschmacks ein günstiges Erdreich gefunden hat. Noch nach Jahrtausenden ist in den Werken der redenden und bildenden Künste die Form sichtbar, die ihnen die Hand griechischer Meister aufgedrückt hat; und die geistreichsten Nationen der alten und neuen Welt haben sich überredet, die Forderungen des Geschmacks um desto mehr befriedigt zu haben, je mehr ihre Werke den Werken der Griechen glichen.

Wenn die Geschichte der Poesie unter den Römern oder einem neuern Volk nicht weiter, als bis zu dem Zeitpunkt zurück zu gehen braucht, wo dasselbe zu der Bekanntschaft mit einem schon gebildeten Volke gelangt ist, dessen vollendete Werke es anfänglich unvollkommen, und dann immer besser nachbilden lernte; so muß der Geschichtschreiber der griechischen Poesie in dem ältesten Zustande dieses Volks die ersten, von der Natur entzündeten und von glücklichen Umständen bis zur Flamme angefachten, Funken des poetischen Geistes aufspüren, und die Ursachen der Autonomie zu entdecken suchen, welche der Genius dieser Nation vor allen andern errungen hat. Umsonst würde man versuchen, dieses Phänomen aus einer einzelnen Quelle herzuleiten. Denn hätte die milde Natur eine vollere Schaale des schöpferischen Talents auf die Bewohner der Küsten des Archipelagus ausgegossen, was hätte denn diese Milde der Natur auf einen so kurzen Zeitraum eingeschränkt? oder hätte das glückliche Clima dieser Gegenden die Früchte des Geistes schneller und

scher Dichter und Priester in dem geheimen Dienste der Götter. Uralte, in den Mysterien erhaltne Sagen, für deren Wahrheit die Natur der Sache zu bürgen scheint, belehren uns über die Gattungen der Poesie, welche damahls ihren Ursprung erhalten haben. Noch war die Dichtkunst eine Tochter und Dienerinn der Religion, und ihr Gebrauch war ganz religiös. An den Altären schallte der Ruhm der Götter; und das Andenken ihrer Thaten, ihrer Strafgerichte, und ihrer wohlthätigen Erscheinungen unter den Menschen, waren der Inhalt jener lyrisch-epischen Hymnen. Hier bildete sich derjenige Theil der Fabeln in poetischer Schönheit aus, welche der fromme Wahn des gläubigen Volks von den Göttern seines Landes und Stamms roh erfunden und dem verschönernden Dichter vorgearbeitet hatte. Ein anderer Theil der Mythologie, welcher die Thaten merkwürdiger Menschen in sich begreift, bildete sich in den Versammlungen des Volkes, das die Dichter durch die lebhafte Erzählung großer und wunderbarer Thaten der Vorwelt mit Bewundrung und Staunen erfüllte. Und so erscheinen denn also die ersten Anfänge des lyrischen und epischen Gedichts wiederum als Keime des frey wirkenden, in der offnen Welt, in der Mitte des Volks sich entwickelnden Geistes. Daher mußte hier alles lebendiger, feyerlicher und stärker seyn, wo das Verlangen der Mittheilung stärker und lebhafter war, und wo die Wirkung in den Mienen des horchenden und staunenden Volkes sogleich in die Augen fiel.

sten Völker sind bey ihnen stehen geblieben, oder wenn sie auch noch einige Schritte vorwärts thaten, so sind sie doch von einer wahren Ausbildung und Vollendung derselben weit entfernt geblieben. Bis zur Höhe der Griechen hat sich keines empor geschwungen. Was hat denn also in Griechenland allein diese zarte Pflanze gestärkt, genährt und zu einer so herrlichen Blüthe gebracht? An welchem Faden hat sich hier der Geschmack aus dem Labyrinth der Barbarey heraus gewickelt? Unter welchen Umständen hat sich dieses Volk vor allen andern Völkern zum Gesetzgeber in den bildenden Künsten und in den Werken des Geistes erhoben?

So oft auch der Forschungsgeist der Alten und Neuen auf diese Probleme gestoßen ist, so hat er sie doch nur unvollkommen auflösen können. Denn vergebens sucht er nach historischen Quellen umher, aus denen er die ersten Data zu ihrer Auflösung schöpfen möchte, und keine Ueberlieferung hat das Andenken der Begebenheiten vollständig erhalten, durch welche die erste Cultur des griechischen Volks vorbereitet und entwickelt wurde. Wie ein weites und ödes Feld, auf welchem nur hin und wieder ein zerrüttetes Denkmal den Fleiß menschlicher Hände verräth, so liegt das Feld der alten Geschichte von Griechenland, auf welchem hin und wieder ein dunkler Mythus, eine abentheuerliche Sage, ein verdächtiges Monument in weiten Zwischenräumen zerstreut erscheint. Zugleich mit der Geschichte ihrer Entstehung sind auch die Werke verloren

gegangen, an denen sich der griechische Geist zuerst geübt und geläutert hat. Wahrscheinlich sind diese Werke eben so rauh, wild und unförmlich gewesen, als die Lieder nordamerikanischer Wilden, und es mögen viele Jahrhunderte verflossen, und tausendfältige Versuche gemacht worden seyn, ehe eine Iliade möglich ward. So sehr nun aber der philosophische Forscher die Vernichtung dieser rohen Versuche beklagt, die ihn sehr vieles lehren müßten, so günstig ist sie gleichwohl für Griechenlands Ruhm gewesen. Denn eben dieß hat das Erstaunen der Nachwelt vermehrt, daß der griechische Geist in seinen ersten Produkten so gereinigt und groß, so erhaben und schön erscheint; und daß Homer in einem dunklen Weltalter allein, wie ein leuchtendes Gestirn in der weiten Oede des Himmels, strahlt. *a*) Was sich aus den einzelnen Angaben uralter Traditionen, so wie sie ein mühsamer Fleiß zusammen gestellt hat, entziffern läßt, hat der Scharfsinn der neuern Welt aus ihnen gezogen; und wir wollen versuchen, die ersten Linien einer Geschichte der ältesten Dichtkunst, nach den Bemerkungen der großen Männer, zu zeich-

a) In quo (Homero) hoc maximum est, quod neque ante illum, quem ille imitaretur; neque post illum, qui eum imitari possit, inventus est. Neque quenquam, alium, cujus operis primus auctor fuerit, in eo perfectissimum, praeter Homerum et Archilochum, reperiemus. Vellejus Paterculus. I. 5.

nen, die diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. *b*)

Das Clima von Griechenland ist weniger anmuthig und günstig, als die Breite, unter welcher es liegt, erwarten läßt; und die Wiege der Dichtkunst, Staatswissenschaft und Philosophie ist nicht das reizende, fruchtbare und lachende Land, als es der Einbildungskraft, der Wahrheit zum Trotz, erscheinen mag. Eine Kette hoher Gebirge trennt im Norden das freye Land von Thessalien und Macedonien, und läuft in mehrern Armen südlich hinab, wo sie in einigen Landzungen ausgeht, und den Peloponnes mit dem festen Lande vereint. Eben so wird das Land der südlichen Halbinsel durch Gebirge zusammen gehalten, die sich von Arkadien, dem höchsten Punkte des Peloponnesus, nach allen Gegenden ausdehnen, überall weite Thäler umfangen und große Landzungen bilden. An diesen hohen Gebirgen brechen sich die sanften Lüfte des Meers, und eine üppige Fruchtbarkeit der Natur findet hier keine Statt.

Dafür aber hat die Natur diesem Land eine Einrichtung gegeben, welche die Bewohner desselben zu ei-

b) Heyne in mehrern seiner Werke. — Herder in den Ideen zu einer Geschichte der Menschheit im III. Theil. Derselbe über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern, wo er geblüht. Voyage du jeune Anacharsis. Gillies History of Greece. De Pauw Récherches sur les Grecs.

nem lebhaften Verkehr mit den Bewohnern andrer Climaten bewog. Die Verschiedenheit des Bodens gab ihm eine größere Mannigfaltigkeit der Produkte, als vielleicht ein andres Land desselben Umfangs besitzen mag; und die zahlreichen, von der Natur gebildeten Buchten und Häfen ladeten fremde Völker frühzeitig zum Handel an diese Küsten ein. Aber auch selbst die Einwohner des Landes, in welches das Meer von allen Seiten eindrang, und welches auf allen Seiten mit großen und kleinen Inseln umgeben war, wurden früh auf das Meer gelockt, und von der Natur zu Reisen und Wanderungen eingeladen. Leicht beweglich, thätig und lebhaft waren daher die Bewohner von Griechenland, zu jeder, auch der entferntesten Unternehmung aufgelegt, und recht zur Bepflanzung fremder Climaten geschickt. Diese Munterkeit und Lebhaftigkeit ist ein Grundzug in dem Charakter dieser Nation und gleichsam die Wurzel, aus welcher ihre Tugenden, Thorheiten und Laster entsproßten.

Hier sollten die Menschen, mehr als irgendwo, durch sich selbst, durch die Kraft ihrer eignen Anlagen, nicht durch den Willen und das Beyspiel einiger Wenigen, hier sollten sie, wenn auch langsamer, aber desto eigenthümlicher gebildet werden. So wollte es die Natur. Darum zerschnitt sie das Land in viele Provinzen und trennte die einzelnen Stämme, die nun beweglicher waren, als jene Volksmassen, welche die Natur in dem Morgenland Heerdenweis zusammen-

trieb und zur Unterwürfigkeit unter despotische Scepter zwang. Unabhängig waren diese kleinen Völkerschaften von einander und ungleich an Sitten, Religion und Regierungsform. Jede bildete sich eigenmächtig aus, so gut sie konnte, und so weit es die Umstände erlaubten oder beförderten. Daher blieben einige bis auf den letzten Augenblick ihres Daseyns der Barbarey unterthan; einige verfeinerten sich bis zu einem gewissen Grad; einige drangen bis zum höchsten Gipfel der Cultur empor. So hat Aetolien und Lakonien nie auf dem Altare der Musen geopfert, und Arkadien hat nur in den letzten Zeiten der griechischen Freyheit einige talentvolle Männer hervor gebracht. c)

Einzelne Saamenkörner der Cultur scheinen von Ankömmlingen aus gebildetern Gegenden in dem noch rohen Griechenlande ausgestreut worden, und manches nützliche, die Menschheit ehrende Gesetz mag von Asien dahin gebracht worden seyn. d) Aber die

c) Cicero in Bruto. 13. Vellejus Pat. I. 18. Uebrigens erklärt diese eigenmächtige und freye Bildung die Mannigfaltigkeit der Schriftsprache, nach den Mundarten der verschiedenen Provinzen. Denn jede Provinz glaubte sich berechtigt, ihren Dialekt zu schreiben, wenn sie nur sonst zu schreiben verstand. Daher hat in den Zeiten der Freyheit kein Dialekt ausschließend in Griechenland geherrscht; und nur erst nachdem sich die Nation unter dem römischen Joch an eine monarchische Einförmigkeit gewöhnt hatte, wurde der attischen Mundart der Vorzug vor den übrigen gegeben.

d) Zu den ausländischen Beförderern der griechischen Cultur rechnet man den Aegypter Cekrops und den Phöni-

Sprache konnte ihre eigenthümliche Bildung für die Dichtkunst, ihren Wohllaut, ihre Biegsamkeit, ihren bestimmten Accent und Sylbenwerth von keinen fremden, am allerwenigsten von asiatischen Völkern bekommen. Diese Vorzüge, welche die griechische Sprache vor allen Sprachen der alten und neuen Welt auszeichnen, verdankt sie jenem glücklichen Ohngefähr, das die Worte mit Musik, beydes mit Tanz verband; eine Vereinigung, welche schon in sehr frühen Zeiten statt gefunden hat, und aus welcher sich manches scheinbare Räthsel mit leichter Mühe erklären läßt.

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche ihre älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabeln, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freylich würde es sehr unphilosophisch seyn, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber, selbst einer mittelmäßigen Musik, gewesen seyn

zier Cadmus. Durch diese und vielleicht auch durch Griechen, welche in fremden Ländern gereist waren, kamen frühzeitig gewisse Einrichtungen nach Griechenland, welche zur Sittlichkeit führten. Man sehe hierüber Heyne de nonnullis in vitae humanae initiis a primis Graeciae legumlatoribus ad morum mansuetudinem sapienter institutis, in den Opusc. Acad. T. I. p. 213.

kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Cultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuen. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück. Nur in der Epoche der Barbarey, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrscht, kann die festliche Musik ein ganzes Volk begeistern und zu Thaten entflammen. Wo aber diese Musik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war, da ist es um desto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeisterte Dichter ein Liebling der Unsterblichen und ein Interprete ihres Willens scheinen mußte. *e)*

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen, so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Takt des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war, so sind sie unter allen dichtenden Nationen die

e) Einige unter den Alten leiten alle sittliche Cultur der Griechen von der Macht der Ton- und Dichtkunst her. Siehe Heyne de efficaci ad disciplinam publicam privatamque vetustissimorum poëtarum doctrina. Opusc. Academ. T. I. p. 166 ff. de Pauw Récherches sur les Grecs. Vol. II. p. 120.

einzige geworden, welche, bey ihrem ersten Auftritt in die Geschichte der Litteratur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameter, in welchem Homers Gedichte einhertreten! wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich ihm Gedanken und Worte an! und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Cultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bey allen Festen, feyerlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leyer der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preiße der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz und Musik zu Hülfe kam. In dem Trauerspiel war nicht blos der lyrische Theil mit Gesang verbunden, der Dialog selbst war dem Rezitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedicht, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte, als der feyerliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem

Gedränge des Volks in die Studierstuben zurückzogen, da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizende Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte, aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem gleichsam von selbst und ohne Mühe entquollen war.

Lasset uns nun die griechische Poesie durch ihre mannigfaltigen Zeiträume, und in alle die Gegenden verfolgen, in denen sie ihre schönen Blüthen entwickelt hat. Noch in der fabelhaften Zeit erscheint in dem unbebauten Lande ein poetisches Volk. Die Thrazier, vielleicht an der Küste Klein-Asiens einheimisch, bringen in das gegenüber liegende Land, dessen nördlichere Gegend sie einnehmen, die Kenntniß der Pierinnen, *f*)

f) Die Musen führen den Nahmen der Pierinnen von dem Nahmen des thrazischen Stamms, unter welchem man der Dichtkunst zuerst als einer göttlichen Kunst huldigte. Man sehe den Pausanias IX. 29. Darum waren auch den Musen diejenigen Gegenden zum Aufenthalt angewiesen, welche der Stamm der Pierer bewohnt hatte. Herr Heyne hat gezeigt, was sich aus den Nahmen der Musen und den Eigenschaften, welche das höchste Alterthum ihnen beylegt, auf den Umfang und den Zustand der Kenntnisse jenes Zeitalters schließen läßt. Litterarum artiumque inter antiquiores Graecos conditio ex Musarum aliorumque Deorum nominibus muniisque declarata. In Opusc. Academ. T. II. p. 306 ff. Manche Gegenden Griechenlands scheinen ihren Ruhm noch aus dem Zeitalter herzuleiten, wo die thrazischen Dichter

deren Nahmen ein unverlöschliches Denkmahl des längst vernichteten Stammes bleibt. Hier in Pierien, scheint es, am Fuß des Olymps, tönten zum erstenmahl feyerliche Hymnen den unsterblichen Göttern, welche die rege Phantasie des kindisch-frommen Volks in die Wolken setzte, welche den Scheitel seines Gebirgs umhüllten. Hier war und hier blieb ihre Wohnung, und so lange die Religion der Griechen in irgend einem Theile der Erde blühte, selbst noch in dem Nachhall griechischer Gedichte, heißen sie die Olympischen. Hier tanzten ihnen die Musen und feyerten ihre Feste mit unnachahmlichen Liedern. Von hier stiegen sie bisweilen in das benachbarte Tempe hinab und badeten ihre Leiber in den Wassern des Peneus. Hier ward jeder Ort für ewige Zeiten der Dichtkunst gewidmet und mit einem poetischen Nahmen bezeichnet.

In dieser Epoche und aus diesem thrazischen Dichterstamm trat Orpheus hervor, den man mit Unrecht für ein bloßes Phantom fabelnder Geschichtschreiber hält. Denn so sehr auch die poetische Sprache des Alterthums und der Aberglaube einer gewissen Sekte die Begebenheiten seines Lebens zum Theil ausgeschmückt, zum Theil verunstaltet hat, so bleibt ihnen

die Orte besangen, wo sie die Gegenwart der Götter in den Stunden der Begeisterung gefühlt hatten. So war es mit dem Thal von Tempe, das nur in den Liedern der Dichter reizt, in der Natur aber seinen Ruhm nicht steht.

doch ein gewisser historischer Grund, dessen Wirklichkeit so manches Institut Griechenlands bündiger, als die Zeugnisse des Geschichtschreiber beweist. Auch leuchtet aus der Hülle dieser Fabeln selbst die Geschichte eines Mannes hervor, wie ihn jenes Zeitalter gar wohl aufstellen konnte; die Geschichte eines, der höchsten Begeisterung fähigen Liedersängers, welchen der Wahn des Volkes, das sein Anblick und seine Töne innigst erschütterten und rührten, zu einem Vertrauten der Götter erhob, dem sie in den Stunden der Weihe gegenwärtig waren, und ihre Kenntnisse einhauchten. Darum ist er ein Arzt, ein Prophet, g) und Stifter ei-

g) Der Dichter und der Prophet (vates) waren in den ältesten Zeiten nur Eine Person. Die Wirkung, welche der begeisterte Dichter in seinen Zuhörern hervorbrachte, wurde von dem unwissenden Volk und von dem Dichter selbst der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zugeschrieben, welche ihm das Vergangene, das Gegenwärtige und Zukünftige wissen ließ. Dieß waren aber eben die Kenntnisse, die man bey dem Propheten suchte. (So schildert Homer die Kenntnisse des Calches, des treflichsten Wahrsagers Ὃς ᾔδη τά τ' ἐόντα, τά τ' ἐσσόμενα, πρό τ' ἐόντα. in der Il. A. 70.) Daher beziehen sich auch die alten Orakel nicht immer auf die Zukunft, sondern bisweilen auf vergangene Begebenheiten; oft sind sie nichts weiter, als ein guter Rath, der aber als eine Folge der Begeistrung von größerm Nachdruck war. Wie Orpheus als Dichter und Prophet d. h. als ein Gesellschafter der Götter auch Arzt seyn konnte, erklärt Celsus L. I. praef. Eodemque auctore (Homero) disci potest, morbos tum ad iram immortalium relatos esse et ab iisdem opem posci solitam. So finden Jongleurs, Schamanen und Somnambulen die Heilmittel der Krankheiten in dem Zustand der Ekstase.

nes geheimnißvollen, begeisterten Gottesdienstes. In ihm erscheint uns ein Lehrer seines Volks, wie nur Dichter barbarischer Zeiten seyn können, wo keine Wahrheit Eingang findet, als auf dem Wege der Einbildungskraft, und wenn sie sich mit dem äußern Reiz des Gesanges paart. Ob es nun gleich höchst unwahrscheinlich ist, daß auch nur eines der Gedichte, die wir unter seinem Namen besitzen, von ihm wirklich sey, so sind doch mehrere derselben uralt, und lassen den Geist der Dichtkunst in dem orphischen Zeitalter ahnden. *h*) Am ältesten scheinen die Hymnen zu seyn, ein merkwürdiges Ueberbleibsel alter Liturgie, und höchst feyerlich, durch die Anhäufung volltönender Nahmen und Beywörter der Gottheit, an deren Altären geopfert ward. Denn aus zahlreichen Nahmen des Gottes erhellte seine vielgetheilte Macht und sein weit verbreitetes Ansehn in allen Orten und Ländern. Und daß sie ohne Verbindung zusammen geworfen sind, läßt auf die Ehrfurcht des Betenden schließen, der zur Gottheit nur aufseufzt, aber nicht mit ihr zu sprechen wagt. *i*)

h) Unstreitig erhalten sich die alten Formen am längsten in allem, was den Dienst der Götter betrift. Hier, wo man nur dunkeln Empfindungen folgt, hat das Alterthum eine unglaubliche Macht auf das Gemüth. Es ist daher wahrscheinlich, daß in den Hymnen, die wir unter Orpheus Nahmen besitzen, die Form erhalten worden ist, welche Orpheus ihnen gegeben hatte.

i) Außer der hier erwähnten Gattung von Hymnen scheint doch die andre Gattung derselben, welche epischer Art

Aus dem nämlichen Zeitalter und demselben thrazischen Stamme glänzen uns die ruhmvollen Nahmen des Eumolpus und Musäus k) entgegen, propheti-

ist, schon damahls existirt zu haben. Solche Hymnen dichtete Pamphus ein Athener, welche Pausanias gelesen zu haben behauptet, Pausan. V. 39. und Olen, ein Lycier, dessen Gedichte zu Herodots Zeiten noch auf Delos gesungen wurden. Herodot. IV. 35. S. 296. Keiner dieser Schriftsteller läßt sich über die Sprache aus, in welcher sie geschrieben waren; und es ist schwer zu begreifen, wie sie dieselben verstanden haben sollten, wenn nicht vielleicht die uralten Formen der Wörter unvermerkt mit neuen vertauscht und so das Ganze allmählig modernisirt worden ist.

k) Unter dem Nahmen des Eumolpus hatte man in den Mysterien einige Gesänge. Diodor. I. 11. §. 15. und seine Nachkommen verwalteten das Priesterthum in Eleusis. Pausan. I. 38. Dem Musäus legte das Alterthum eine Menge Gedichte, Orakel, Theogonien und Hymnen bey. Daß das erotische Gedicht Hero und Leander nicht von diesem Musäus ist, wird kaum zu erinnern nöthig seyn. Uebrigens gilt von allen genannten Dichtern, was Horaz nur vom Orpheus und Amphion sagt; (Ars Poet. v. 391.)

Silvestris homines sacer interpresque Deorum
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus;
Dictus ob hoc lenire tigris rabidosque leones.
Dictus et Amphion, Thebanae conditor arcis,
Saxa movere sono testudinis et prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit haec sapientia quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis;
Concubitu prohibere vago; dare jura maritis;
Oppida moliri; leges incidere ligno.
Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit.

scher Dichter und Priester in dem geheimen Dienste der Götter. Uralte, in den Mysterien erhaltne Sagen, für deren Wahrheit die Natur der Sache zu bürgen scheint, belehren uns über die Gattungen der Poesie, welche damahls ihren Ursprung erhalten haben. Noch war die Dichtkunst eine Tochter und Dienerinn der Religion, und ihr Gebrauch war ganz religiös. An den Altären schallte der Ruhm der Götter; und das Andenken ihrer Thaten, ihrer Strafgerichte, und ihrer wohlthätigen Erscheinungen unter den Menschen, waren der Inhalt jener lyrisch-epischen Hymnen. Hier bildete sich derjenige Theil der Fabeln in poetischer Schönheit aus, welche der fromme Wahn des gläubigen Volks von den Göttern seines Landes und Stamms roh erfunden und dem verschönernden Dichter vorgearbeitet hatte. Ein anderer Theil der Mythologie, welcher die Thaten merkwürdiger Menschen in sich begreift, bildete sich in den Versammlungen des Volkes, das die Dichter durch die lebhafte Erzählung großer und wunderbarer Thaten der Vorwelt mit Bewundrung und Staunen erfüllte. Und so erscheinen denn also die ersten Anfänge des lyrischen und epischen Gedichts wiederum als Keime des frey wirkenden, in der offnen Welt, in der Mitte des Volks sich entwickelnden Geistes. Daher mußte hier alles lebendiger, feyerlicher und stärker seyn, wo das Verlangen der Mittheilung stärker und lebhafter war, und wo die Wirkung in den Mienen des horchenden und staunenden Volkes sogleich in die Augen fiel.

Noch muß hier einer dritten Dichtungsart Erwähnung gethan werden, welche eine der reichhaltigsten Quellen der Mythologie wurde, aus der Homer den schönsten Schmuck seiner Gedichte schöpfte, und aus welcher die geordnete Religion des nach-homerischen Griechenlands floß. Ich meyne, die cosmogonischen und theogonischen Mythen. Denn kaum hatte sich das menschliche Geschlecht der Barbarey so weit entrißen, daß es weiter hinaus als auf den Erwerb der ersten Bedürfnisse blicken konnte, als es sich gereizt fühlte, dem Ursprung der Ordnung der Dinge nachzuforschen, die den Verstand, obgleich ein Werk seiner eignen Kraft, mit Erstaunen erfüllt, und zum ersten Nachdenken auffordert. Aber die Antworten, mit denen er sich damahls beruhigte, waren nicht anders beschaffen, als man in einem Zeitalter hoffen kann, wo die Imagination herrscht, und wo die Armuth der Sprache den Ausdruck abstrakter Begriffe unmöglich macht. Darum gab die lebendige, griechische Phantasie den Kräften, welche bey der Anordnung der Dinge und der Entwicklung des Chaos wirksam gewesen seyn sollten, ein menschliches Leben, und bekleidete sie mit menschlichen Körpern; und da der Grieche für Wesen von dieser Art nur zwey Klassen hatte, so erhob er die Geschöpfe seiner Einbildungskraft zum Range der Götter, und schuf eine neue, gleichsam philosophische Götterwelt, die er mit der alten einheimischen verglich, und oft mit den schon üblichen Nahmen bezeichnete.

Auf

Auf eine ähnliche Art suchte der fabelnde Verstand die Gründe physischer Erscheinungen auf; und aus einer Menge einzelner Versuche dieser Gattung, welche ein neues Chaos widersprechender Dogmen bildeten, sind nach und nach unter den Händen sammelnder Dichter Cosmogonien und Theogonien entstanden. *l*)

Nach und nach dringen wir aus dem Gebiete der Fabelzeit in Gegenden vor, wo das schwache Licht der Geschichte dämmert. Zweymahl vereinigten sich die hellenischen Stämme zu einem Zweck, im thebanischen und im trojanischen Krieg. Der letztere scheint die Cultur etwas vorwärts zu bringen. Mit der Kenntniß entfernter Gegenden und den Schätzen Asiens bereichert, kommen die Griechen in ihr Vaterland zurück. Die Ruhe scheint wiedergekehrt und einem jeden Stamm ein fester Wohnsitz beschieden zu seyn. Aber kaum achtzig Jahre hat diese Ruhe gedauert, als ein wildes Volk, von dem Fuße des Oeta her, die blühenden

l) Daß es Gedichte dieser Art vor Hesiodus und Homer gegeben habe, ist nicht nur aus dem Zeugniß des Alterthums wahrscheinlich, sondern auch aus Homers Gedichten so gut als gewiß. Was beyde Dichter aus diesen uralten Quellen geschöpft, wie Hesiodus sie in Auszug gebracht, und Homer die Philosophemen jener Dichter zur Verschönerung seiner Epopöen benutzt habe, hat Hr. Heyne in zwey vortreflichen Abhandlungen gezeigt. De causis fabularum Homericarum in Novis Comment. Soc. Gött. Vol. VIII. (Uebersetzt in der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, XXIII. 1.) und De Theogonia ab Hesiodo condita. in Commentationibus. T. II. p. 125.

Gegenden des Peloponnesus überschwemmt, und die Bewohner der südlichen Hälfte aus ihren Sitzen vertreibt. Diese Dorier, welche in ihren spätern Nachkommen noch als ein wildes Geschlecht erscheinen, berühren kaum die zarte Pflanze der Cultur, als sie dahin stirbt. Ein neues Drängen und Umherziehn der Völker beginnt in Griechenlands Grenzen. Die Länder verändern von neuem ihre Bewohner und Nahmen; und nach und nach wirft das überfüllte, unruhige Land einen Theil seiner Einwohner nach Asien aus, von woher es dieselben wahrscheinlich zuerst erhalten hatte. Hier an den östlichen Küsten des ägäischen Meers, und auf seinen zahlreichen Inseln, fanden die vertriebenen Jonier und Aeolier einen sanften Himmel und ein fruchtbares Land, wo, nach einer kurzen Zeit, der in Griechenland selbst unterbrochne Lauf der Cultur von neuem beginnen sollte.

Wie heilsam für den griechischen Genius diese Verpflanzung einiger Stämme des Volks gewesen sey, zeigt der Erfolg. Auf dieser hafenreichen Küste oder auf einer der ihr benachbarten Inseln, von der Natur recht eigentlich zum Handel und zur Betriebsamkeit bestimmt, erschien, hundert Jahre nach der jonischen Wanderung, der Sänger des trojanischen Kriegs; und die Lieder, die er an Asiens Küsten sang, schallten bald zu dem entgegengesetzten Ufer hinüber, und tönen noch jetzt, nach drey tausend Jahren, als ein süßer, unnachahmlicher Musengesang in den Ohren der Nachwelt.

Riesenförmig und allein ragt Homer aus seinem Zeitalter hervor, vielleicht schon darum, weil die Werke derjenigen Dichter, auf welche er, und derer, welche auf ihn zunächst folgten, ein Raub der Zeiten geworden sind. Darum wird es auch immer schwer bleiben, zu erklären, wie Homer sich gebildet hat, und zu bestimmen, wie viel er sich selbst, und wie viel er seinem Zeitalter dankt. Es ist aber eben so ungereimt, seinem eignen Erfindungsgeist gar nichts überlassen zu wollen, als ihm die Erfindung des Stoffs und der Form, die Schöpfung der Begebenheiten, der Sprache und Religion zuzueignen. *m*)

Unstreitig fand Homer eine Sprache vor, welche schon durch mehrere Dichter voriger Zeiten ihre poetische Form erhalten hatte. Denn so incorrect diese Sprache auch selbst noch in Homers Gesängen ist, so ist sie doch unglaublich wohlklingend, biegsam und an sinnlichen Ausdrücken reich, so daß es keinen, auch noch so kleinen Theil einer sinnlichen Handlung giebt, den sie nicht auszudrücken im Stande wäre. *n*) Er fand

m) Das Letzte thaten mehrere unter den Alten. z. B. Eratosthenes beym Strabo im ersten Buch. Das erstere zum Theil Köppen in seiner sonst schätzbaren Schrift über Homers Leben und Gesänge.

n) „Liest man den Homer da, wo er Gegenstände für's Gesicht, und besonders Bewegungen beschreibt, so wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Gestalt der Sache ein besonderes Wort hat, für die wir

eine Begebenheit alter Zeiten vor, die für seine Nation von unbezweifelter Wichtigkeit war, und welche auch außerdem durch die Mannigfaltigkeit handelnder Personen, und einen großen Aufwand von Kräften ein allgemeines Interesse bey sich führte. Er fand endlich ein System der Götterwelt, einen Reichthum an philosophischen und historischen Mythen vor, welche er mit künstlicher Hand seinem Werke einzuweben verstand. Ein neues und herrliches Mittel zur Hervorbringung wahrer Größe und innern Zusammenhangs.

Wie Homer diese Mittel benutzt habe, liegt jedem vor Augen, der es sehen und fühlen kann. Wie schön schließt sich in seinen Werken alles zu einem Ganzen zusammen! Bey dieser Fülle der Begebenheiten, welche Einfachheit im Plan und Gange der Handlung, so daß auch ein Kind ihn zu faßen im Stande ist. Bey diesem Reichthum von Charakteren, welche Schärfe und Bestimmtheit in jedem! Und in seinen Beschreibungen, welches Leben, welche Anschaulichkeit! Denn indem er uns immer aus dem Gewühle der Schlacht zu den Gruppen einzelner Kämpfer, und von den einzelnen

nur ein gemeinschaftliches oder Umschreibungen haben. Er kann den Verfolg einer sinnlichen Veränderung, die Abwechselung, die die Bewegung der Körper in ihrem Anblick hervorbringt, in ihrer vollständigen Folge auf einander vorstellen." u. s. w. Garve über einige Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller. N. Bibliothek der schönen Wißensch. X. B. S. 18 ff.

Kämpfern zu dem Gewühle der Schlacht zurück führt, weiß er uns die ganze Scene, so reich sie auch seyn mäg, klar und perspektivisch vor Augen zu stellen. Auf eine bewundernswürdige Weise ist der Ton seiner Sprache jeder Materie angepaßt; mit ihr erhebt er sich und sinkt, mit ihr verstärkt und schwächt er sich. Doch scheint dieses Verdienst zum Theil der Beschaffenheit seines Zeitalters zuzuschreiben zu seyn. Denn in diesem Zeitalter kannte man keine Rangordnung der Dinge und Wörter, und das Raffinement des spätern Geschmacks, welcher sich da, wo das Geringfügige und Alltägliche nicht vermieden werden kann, der Hülle einer philosophischen Sprache bedient, ist ihm noch unbekannt. o) Auch ist die Sprache ihrem Ursprung noch nah genug, damit die Wörter ein sichtbareres Gepräge der Analogie mit den Gegenständen, die sie bezeichnen, tragen können.

Was Homer für seine Zeiten und für die Griechen war, kann er nicht mehr für uns seyn. Für sie war er ein Codex der ältesten Geschichte und Religion, und bald die Quelle aller nur möglichen Weisheit und Kenntnisse. Denn auch die Erfindungen späterer Zeiten trug man in ihn hinein; und es kam bald dahin, daß diejenigen Verdienste, die er am wenigsten besaß, am meisten bewundert, und dasjenige am schärfsten getadelt wurde, was doch keinen Tadel verdienen konnte:

o) Garve am angeführten Ort S. 196 ff.

Es war doch nicht seine Schuld, daß man eine erhabene, philosophische Religion in ihm aufsuchte, und dann nichts als kindische, die Würde der Gottheit schmälernde Vorstellungen fand. Wie viele Mühe haben sich nicht die enthusiastischen Verehrer Homers gegeben, durch spitzfindiges Erklären und allegorische Deutungen die Anklagen seiner Gegner zu entkräften! und was ist es für ein bald lächerliches, bald widerliches Schauspiel, welches die Kämpfer auf beyden Seiten gaben, wobey es doch nichts als ein eitles Phantom gilt! Wer sich, um Homers göttliche Dichtungen zu fühlen, mit Entsagung aller Kenntnisse und aller Begriffe seiner gebildeten Zeit, ganz dem Eindrucke hingiebt, den das Gedicht, so wie es ist, auf ein reizbares Gemüth zu machen vermag, den wird Homer bald in sein Zeitalter hinüber ziehn, und zum vertrauten Genossen seiner Götter und Helden machen. Dann werden ihm auch seine wunderbarsten Mythen, als der Ausdruck der kindlich-sinnlichen Denkungsart eines gutmüthigem, fröhlichen Volks, oft schätzbar und ehrwürdig seyn, und ihm nur selten ein wehmüthiges Lächeln abnöthigen. p)

Nachdem die Gedichte Homers eine Zeitlang, unter ihrem vaterländischen Himmel, von begeisterten Rhap-

p) Die Vorwürfe, die man dem jonischen Barden in alten und neuern Zeiten gemacht hat, sind kurz zusammen gefaßt und beantwortet in Voyage du jeune Anacharsis. à la fin de la prémière partie de l'Introduction.

soden, an den Festen der Götter und in dem Kreise des neubegierigen Volkes gesungen worden waren, verbreiteten sie sich allmählich in Griechenland, und wurden gesammelt, ehe noch die Zeit und die Willkühr der Menschen sie allzusehr verstümmeln konnte. *q)* Die innre Vortreflichkeit dieser Werke und der Ruhm, dessen sie in allen Gegenden genossen, bestimmte nun die Form des epischen Gedichts für Griechen und Römer, und bis in die spätesten Zeiten hinauf, für alle Völker, deren Cultur dem Stamme des Alterthums aufgepfropft ward. Jener alte jonische Dialekt, der seinem ersten Ursprunge gemäß, alle Dialekte in sich zu fassen schien, *r)* wurde schon längst nicht mehr gesprochen, als er noch in dem epischen Gedichte herrschte. Die

q) In Griechenland wurde Homer, wie es scheint, zuerst durch Lykurgus bekannt, welcher mehrere Stücke desselben auf seinen Reisen hörte und im Gedächtniß nach Hause brachte. Man sehe die beym Fabrizius (Biblioth. Gr. T. I. p. 354. und Harl.) angeführten Schriftsteller. Eine geschriebene Sammlung und Anordnung der noch zerstreuten Rhapsodien veranstaltete Pisistratus. Auch Solon nahm an diesem Verdienste Theil. Cicero de Oratore III. 23. Der letztere, oder nach andern Hipparchus (Plato in Hipparcho p. 518. b.) sorgten für die Erhaltung der homerischen Werke und der neuen, in ihnen eingeführten Ordnung, indem sie dieselben an öffentlichen Festen der Reihe nach absingen ließen.

r) Wie man Homers Sprache zu beurtheilen habe, ist kurz gezeigt in Köppens Schrift über Homers Leben und Gesänge. S. 231 ff.

trojanischen Fabeln wurden nun der vorzüglichste Stoff dieser Dichtungsart; und wer in sich einen Funken poetischen Geistes fühlte oder sich eben erst an Homers Flammen erwärmt hatte, eilte zu dieser Quelle, aus welcher Homer die Unsterblichkeit geschöpft hatte. Andre wählten sich andre Mythen. Der thebanische Krieg, die Thaten des Herkules, die Reise der Argonauten wurden ihnen ein Gegenstand poetischer Uebungen; und es ist fast kein wichtiger Mythus des Alterthums, den nicht die Nachfolger Homers in besondern Gedichten oder als Episoden ihrer größern Werke behandelt hätten. Die Werke dieser Dichter sind untergegangen, troß der Bemühungen der Grammatiker, und vielleicht durch diese Bemühungen selbst. Keines derselben ist zu dem Ruhm der Iliade oder Odyßee empor gedrungen, und es bleibt ihnen wenig mehr als das zufällige Verdienst, bessern Dichtern, als sie selbst waren, den Stoff zu unsterblichen Werken erhalten und vorbereitet zu haben. s)

s) Diejenigen Dichter, welche trojanische und andere Fabeln in homerischer Manier bearbeiteten, nannte man cyclische Dichter, weil sie ihren Stoff aus dem Inbegriff (cyclus complexus) der alten Fabeln geschöpft hatten. Einige von ihnen führten diesen Nahmen noch in einer andern Beziehung: weil sie von den Grammatikern gewürdigt worden waren, in den Canon (cyclus) der vorzüglichsten epischen Dichter aufgenommen zu seyn. Die berühmtesten unter ihnen waren Lesches, Arctinus, Pisander, Panyasis, und Antimachus. Die von den Alten selbst, und noch mehr, von Gelehrten der vorigen

Kurz nach Homer tritt Hesiodus in Böotien auf, einem glänzenden Gestirne gleich, das einsam aus dem Schatten der Dämmerung hervorbricht. Hier hatte zwar die Leyer Amphions Thebens Mauern erbaut, und die sagenreiche Geschichte aller böotischen Quellen, Thäler und Hügel verriethen ein altes, poetisches Land; aber schon längst waren die Lieder der Musen am Helikon und um die castalische Quelle verhallt. Hesiodus scheint daher seine poetische Sprache und seine sanfte Cultur aus seinem wahren Vaterland, von Klein-Asiens Küsten empfangen zu haben, aber die jonische Mundart in seinen erhaltenen Werken ist noch ein unerklärtes Phänomen. *r*) Auch ist seine holde Stimme gar bald in Böotiens Thälern verklungen, und keine ähnlich gestimmte Saite, scheint es, hat ihr in böotischen Seelen nachgetönt.

Jahrhunderte verwirrte Materie vom Cyclus hat Herr Heyne aufgeklärt in Excursu I. ad Aeneid. II. Commentat. ad Appollodor. T. III. p. 957. In Notis ad Fragmenta ex Chrestom. Procli in der Bibliothek der Litteratur und Kunst. 1. Stück S. 45. — Aus den cyclischen Dichtern, welche alte Sagen gesammelt und auf mannichfaltige Weise verarbeitet hatten, schöpften die Tragiker häufig den Stoff ihrer Dramen. Aus ihnen scheinen auch einige Gedichte der letzten Epoche der griechischen Poesie geflossen zu seyn.

r) Hesiodus stammte aus Cumä in Aeolien. Hier herrschte so wenig als in Böotien der jonische Dialekt. Sollte dieser schon damals, durch den Gebrauch der jonischen Dichter, zu einer Art von Schriftsprache erhoben gewesen seyn?

In diesem Zeitraum, welcher bis auf den Einfall der Perser in Griechenland reicht, wurden alle Gattungen der lyrischen Poesie auf den Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht. Noch herrschte die Sitte, die Götter an ihren Festen mit Hymnen zu feyern, in denen die Geschichte ihrer Thaten und Wunder mit der Geschichte der Vorwelt, alter Reiche und Heroen verschlungen war. Aber die religiösen Empfindungen blieben nun nicht mehr der einzige Stoff der lyrischen Dichtkunst. Auch das Vaterland forderte seinen Antheil, auch die Freundschaft und die Freude, auch der Haß und die Liebe; und aus der mannigfaltigen Verbindung dieser Empfindungen gingen neue Formen der Dichtkunst hervor. Die äußern Umstände scheinen nicht wenig auf den Charakter derselben gewirkt zu haben. So ward durch die Ebbe und Fluth der Verfassung in diesen kleinen Staaten, durch die abwechselnde Herrschaft kämpfender Partheyen und ihren gegenseitigen Haß, durch die häufigen Kriege erbitterter Nachbarn bald der geschärfte, satyrische Jambus, y) bald die heroische Ode erzeugt, welche Liebe des Vaterlands, Haß der Feinde und Verachtung der Gefahren athmet. Durch eben diese Umstände, aus denen so mannigfaltiges Elend ganzer Staaten und einzelner Menschen entsprang, unter deren Einfluß die Laster sich schneller entwickelten und höher erhoben, erzeugte sich die

y) Archilochum proprio rabies armavit Jambo. Horat. A. P. 79.

Elegie, welche in diesem Zeitalter mehr der Klage über das Verderbniß des menschlichen Geschlechts, und seine Entartung von den Tugenden einer geträumten goldnen Zeit, als dem Schmerzen gekränkter Liebe gewidmet war. Ueberhaupt scheint die Dichtkunst in diesem Zeitraum, so viel sich aus einigen wenigen Bruchstücken und einigen dürftigen Nachrichten urtheilen läßt, einen Charakter von Heftigkeit und Lebhaftigkeit an sich zu tragen, den sie späterhin, als sie nach Griechenland verpflanzt wurde, verloren hat.

Im Anfange dieses Zeitalters vereinigt sich noch der Ruhm des Dichters und Tonkünstlers, und selbst in den spätesten Zeiten, nachdem die lyrischen Dichter die Leyer schon längst bey Seite gelegt hatten, und die Musik als eigne Kunst abgesondert behandelt wurde, lebte dieser Gebrauch noch in ihren Ausdrücken, so wie in der ganzen Form ihrer Lieder. Die Zeit hat ihre Werke untergehn lassen, aber ihre ruhmvollen Nahmen sind geblieben, und wir haschen noch jetzt, in ihren Fragmenten und den Nachbildungen späterer Dichter, nach dem Geist, der jeden unter ihnen belebte und auszeichnete. In dieser Epoche, auf einer der Inseln des ägäischen Meers, entsproß Archilochus aus einem poetischen Geschlecht, und ihm ward schon als Knabe ewiger Ruhm durch einen Götterspruch bestimmt. Die Stärke seiner Gedanken, die Wärme und Lebhaftigkeit seines Abdrucks bezeugt die Geschichte seines Lebens, das Urtheil des kritischen Alter-

thums z) und die Epoden seines römischen Nachahmers. Aber in keinem Lande blühte die Blume der lyrischen Dichtkunst so schön als in Lesbos auf; denn hieher, sagt die Fabel, hatten die Wellen des erschlagenen Orpheus Haupt mit seiner Leyer geführt und Orpheus Geist schwebte forthin auf diesen reizenden, den Musen geheiligten Fluren. a) Hier hatte Arion den Dithyrambus und Terpander den Gesang der Werke Homers und die Behandlung der Cither vervollkommnet. Hier athmete die zärtliche Sappho die Flamme ihrer Liebe aus, und gewann durch den Reichthum, die Innigkeit und Stärke ihrer Lieder den Nahmen der zehnten Muse. b) Hier ertönte Alcäens kriegerisches Saitenspiel, womit er die Tyrannen schreckte und Kämpfe besang, c) und das er nur bisweilen, aber

z) Quintil. X. 1. 60. Summa in hoc vis elocutionis, cum validae tum breves vibrantesque sententiae, plurimum sanguinis atque nervorum, adeo ut videatur quibusdam, quod quoquam minor est, materiae esse non ingenii vitium. Ueber den Archilochus s. Gillies History of ancient Greece. T. 1, S. 259 ff. Basler Ausg.

a) So singt Phanokles in einem beym Stobäus erhaltenen Fragment (Tit. LXII, S. 399.) welches Ruhnkenius verbessert und erläutert hat in seinen Epist. crit. II. S. 300. Man findet es auch in Brunks Analectis V. P. T. I. p. 414. vergl. Ovid. Metamorph. XI. 50 ff.

b) Kritische Urtheile über die Sappho findet man beym Longin vom Erhabenen. c. X. beym Dionysius Halicarnass. De comp. Verb. Tom. V. p. 173.

c) Horat. II. Carm. XIII. 2. 6. Et te sonantem plenius aureo Alcaee plectro dura navis, Dura fugae meta, dura

mit wenigerm Glück, zu sanftern Tönen, zu Scherz und Liebe stimmte. Der Kranz von Myrthen und Rosen, der dem Sänger der Freude und Liebe bestimmt war, blieb dem Dichter von Teos, welcher seine Hand nie nach dem stolzen Lorbeer ausstreckte, der den Krieger und seine Panegyristen lohnt; der unter allen Abwechslungen seines Lebens immer der fröhlichen Weisheit opferte, die im Gefolge des Amors und der Grazien geht. Seine kleinen Gedichte sind Gemählde fröhlicher Augenblicke, mit den frischesten Farben, der edelsten Einfalt und der lieblichsten Anmuth entworfen. Sie sind der Aushauch augenblicklicher Empfindungen, die wie ein schöner Schmetterling schnell vorüber flattern, und gleichsam im Fluge gehascht seyn wollen. So erscheint uns Anakreons Geist in den schönsten Liedern der Sammlung, welche seinen Nahmen führt. — In einer entgegengesetzten Gattung glänzte Simonides. Denn ob er gleich in mehrern Gattungen schätzbare Werke geliefert hatte, so erkannte man ihm doch den Preiß in der elegischen zu. Bey ihm fand man, mehr

belli. Utrumque ſacro digna ſilentio Mirantur umbrae dicere: ſed magis Pugnas et exactos tyrannos Denſum humeris bibit aure volgus. Auf diese Stelle spielt Quintilian an X. 1. 63. Alcaeus in parte operis aureo plectro merito donatur, qua tyrannos inſectatur (dieß nennt Horaz Alcaei minaces Camoenas. IV. Carm. IX. V.) multum etiam moribus confert: in eloquendo quoque brevis et magnificus et diligens, plerumque Homero ſimilis, ſed in luſus et amores deſcendit, majoribus tamen aptior.

als bey andern Dichtern, die Kunst durch Wahrheit der Darstellung und Einfalt des Ausdrucks zu rühren, und einige kleine Proben, die von seinen Gedichten noch übrig sind, geben uns von dieser Kunst einen hohen Begriff. d)

Doch nicht auf den Archipelagus allein war die Wohnung der lyrischen Muse eingeschränkt. Auch in Siziliens fruchtbaren Auen, noch jetzt dem Vaterland der Improvisatoren, gedieh der Saame der Dichtkunst, welchen griechische Pflanzvölker auf diesen Küsten ausgestreut hatten. Hier tönten des Stesichorus erhabne Hymnen zum Preise der Heroen und Götter, in denen er den epischen Stoff mit der lyrischen Form vereinigte, und das Muster der Gattung gab, in welcher Pindar späterhin unübertreflich ward. Aber Stesichorus

d) Vom Simonides fällt Dionyß von Halikarnaß (T. V. S. 420) das Urtheil, er zeichne sich durch die Wahl der Worte und den Fleiß in der Verbindung derselben aus; seine Klaggesänge wären minder feyerlich, als die des Pindar, aber rührender. Quintil. X. 64. Simonides tenuis alioqui, sermone proprio et jucunditate quadam commendari potest. Praecipua tamen ejus in commovenda miseratione virtus; ut quidam in hac eum parte omnibus ejusdem operis auctoribus praeferant. — Das Fragment, auf welches in dem Texte angespielt wird, ist vom Dionyß aus Halikarnaß erhalten worden, T. V. p. 221 f. (s. Anal. V. P. T. I. p. 128.) und enthält eine Anrede der Danaë an ihren Knaben, mit dem sie sich, in einem Kasten eingeschlossen, auf dem weiten Meer befindet.

sichorus hatte den schmalen Pfad des reinen Geschmacks noch nicht gefunden. Ein treflicher Kunstrichter sagt von ihm: Er hätte mit Homer wetteifern können, wenn er verstanden hätte, sich in Schranken zu halten; aber so schweift er, über die Linie des Schönen aus, und ergießt sich in einem Strom, der zwar ein Beweis von Fülle, aber doch immer tadelhaft ist. e)

Diese schöne Reihe schließt ein Dichter aus Böotien, Pindar, der Schüler der Corinna. Er vereinigte, was die lyrische Dichtkunst Erhabnes und Großes hat, und brachte sie zu einer Höhe, über die hinaus sie sich niemals erhob. Von seinen zahlreichen Dithyramben und Hymnen hat uns die Zeit nichts übrig gelassen, als eine Sammlung von Siegesliedern, in denen, beym ersten Anblick, die Dürftigkeit der Veranlassung und des Stoffs, bey dem zweyten, die kluge Wahl des Dichters bey der Fülle seiner Materie in Erstaunen setzt. Niemals scheint es, hat ein Dichter seine Bahn mit größerer Würde durchlaufen und den Charakter eines Priesters und Interpreten der Götter vollkommner behauptet. Seine Siegeslieder sind erhabne Gebäude, aus der Geschichte des grauen Alterthums, hohen Empfindungen und weisen Sittensprüchen zusammen ge-

e) Quintil. X. I. 62. Wie sehr die Alten ihn schätzten bezeugt Cicero Oration. in Verr. II. 35. und mehrere Denkmäler, womit er in seinem Vaterlande beehrt worden war. Man sehe Fabricii Bibl. Gr. T. II. p. 154. ed. Harl.

als bey andern Dichtern, die Kunst durch Wahrheit der Darstellung und Einfalt des Ausdrucks zu rühren, und einige kleine Proben, die von seinen Gedichten noch übrig sind, geben uns von dieser Kunst einen hohen Begriff. d)

Doch nicht auf den Archipelagus allein war die Wohnung der lyrischen Muse eingeschränkt. Auch in Siziliens fruchtbaren Auen, noch jetzt dem Vaterland der Improvisatoren, gedieh der Saame der Dichtkunst, welchen griechische Pflanzvölker auf diesen Küsten ausgestreut hatten. Hier tönten des Stesichorus erhabne Hymnen zum Preise der Heroen und Götter, in denen er den epischen Stoff mit der lyrischen Form vereinigte, und das Muster der Gattung gab, in welcher Pindar späterhin unübertreflich ward. Aber Stesichorus

d) Vom Simonides fällt Dionyß von Halikarnaß (T. V. S. 420) das Urtheil, er zeichne sich durch die Wahl der Worte und den Fleiß in der Verbindung derselben aus; seine Klaggesänge wären minder feyerlich, als die des Pindar, aber rührender. Quintil. X. 64. Simonides tenuis alioqui, sermone proprio et jucunditate quadam commendari potest. Praecipua tamen ejus in commovenda miseratione virtus; ut quidam in hac eum parte omnibus ejusdem operis auctoribus praeferant. — Das Fragment, auf welches in dem Texte angespielt wird, ist vom Dionyß aus Halikarnaß erhalten worden, T. V. p. 221 f. (s. Anal. V. P. T. I. p. 128.) und enthält eine Anrede der Danaë an ihren Knaben, mit dem sie sich, in einem Kasten eingeschlossen, auf dem weiten Meer befindet.

sichorus hatte den schmalen Pfad des reinen Geschmacks noch nicht gefunden. Ein treflicher Kunstrichter sagt von ihm: Er hätte mit Homer wetteifern können, wenn er verstanden hätte, sich in Schranken zu halten; aber so schweift er über die Linie des Schönen aus, und ergießt sich in einem Strom, der zwar ein Beweis von Fülle, aber doch immer tadelhaft ist. e)

Diese schöne Reihe schließt ein Dichter aus Böotien, Pindar, der Schüler der Corinna. Er vereinigte, was die lyrische Dichtkunst Erhabnes und Großes hat, und brachte sie zu einer Höhe, über die hinaus sie sich niemals erhob. Von seinen zahlreichen Dithyramben und Hymnen hat uns die Zeit nichts übrig gelassen, als eine Sammlung von Siegesliedern, in denen, beym ersten Anblick, die Dürftigkeit der Veranlassung und des Stoffs, bey dem zweyten, die kluge Wahl des Dichters bey der Fülle seiner Materie in Erstaunen setzt. Niemals scheint es, hat ein Dichter seine Bahn mit größerer Würde durchlaufen und den Charakter eines Priesters und Interpreten der Götter vollkommner behauptet. Seine Siegeslieder sind erhabne Gebäude, aus der Geschichte des grauen Alterthums, hohen Empfindungen und weisen Sittensprüchen zusammen ge-

e) Quintil. X. I. 62. Wie sehr die Alten ihn schätzten bezeugt Cicero Oration. in Verr. II. 35. und mehrere Denkmäler, womit er in seinem Vaterlande beehrt worden war. Man sehe Fabricii Bibl. Gr. T. II. p. 154. ed. Harl.

setzt. Der Nachdruck, das Leben und die Feyerlichkeit seines Ausdrucks, die Kühnheit seiner Bilder und die Fülle seiner Harmonie hat man jederzeit für unnachahmlich gehalten. Wenn er sich bisweilen von seiner Bahn verirrt oder von seiner Höhe herab sinkt, so zeigt sich auch noch dann die Originalität seines Geistes, und er setzt uns auch dann in Erstaunen, wenn wir ihm unsern Beyfall versagen müssen. f)

Ehe wir von diesem, der Phantasie so reizenden Zeitraum Abschied nehmen, müssen wir einiger Dichter erwähnen, welche gleichsam die Vorläufer der Heroen waren, die der Dichtkunst in Attika neue Bahnen eröffneten, und schon zum voraus die Blüthe andeuteten, zu der sie gelangen könnte, wenn sie einmahl in diesen Gegenden feste Wurzel geschlagen hätte. In dem Zeitalter des Archilochus brachte die Ruhmbegier das Talent des attischen Tyrtäus ans Licht. Die Leyer in der Hand, zog er vor den muthlosen Spartanern her, und erweckte durch seinen männlichen Gesang den schlummernden Muth in ihrer Brust, und erfüllte sie mit der Liebe des Vaterlands, dem Haß der Feinde und der Verachtung der Gefahr. Ein halbes Jahrhundert nach ihm erschien, in dem nämlichen Lande, Solon, dessen kleinstes Verdienst das Talent der Dichtkunst war. Seine Hymnen und mythischen Gedichte

f) Seinen poetischen Charakter findet man in dem ersten Stück dieser Nachträge ausgeführt.

hat die Zeit vernichtet; aber aus seinen Elegien, denen er als Dichter seinen grössten Ruhm verdankte, hat sie uns einige Bruchstücke übrig gelassen. Einige derselben enthalten allgemeine Betrachtungen über das menschliche Leben, in dem sich das Gute mit dem Bösen paart; andre beklagen das Schicksal Athens, das die kaum errungene Freyheit unter Pisistratus willkührlicher Herrschaft verlohr. In allen diesen Ueberbleibseln grösserer Werke athmet ein sanfter und ruhiger Geist, eine stille und anspruchslose Philosophie. Die Sprache in denselben ist einfach und edel. g)

In demselben Geist schrieb Theognis Elegien mannigfaltigen Inhalts; aber den meisten Stoff gab ihm die Betrachtung der menschlichen Thorheiten und Laster, die ihn, wenn er sie mit dem verglich, wozu die

g) Um dieselbe Zeit lebte Mimnermus, welcher noch zu den jonischen Dichtern gehört, und den das Alterthum als einen der vorzüglichsten Elegiker schätzte. Man schrieb ihm sogar die Erfindung dieser Dichtungsart zu, wahrscheinlich, weil er sie zu einer noch unbekannten Vollkommenheit brachte. Seine Gedichte waren der Liebe gewidmet, und es scheint, er war in seiner Gattung, was Anakreon in der lyrischen war. Einige wenige Bruchstücke seiner Werke machen uns die Größe des Verlusts derselben nur noch sichtbarer. S. Wielands Uebersetzung der Episteln von Horaz. S. 143. Neueste Ausgabe. — Auch Callinus muß hier genannt werden, obgleich sein Zeitalter ungewiß ist. In einer seiner erhaltenen Elegien (s. Brunks Analekten T. I. p. 39.) herrscht der kriegerische Geist des Tyrtäus, und vielleicht noch mehr Leben und Wärme.

moralische Natur des Menschen fähig ist, und wozu die Vernunft ihn auffordert, zu wehmüthigen Empfindungen stimmt. Bisweilen aber sind auch die Freuden der Liebe und der Geselligkeit, oder die Begebenheiten seines Vaterlands der Inhalt seiner gedankenreichen Gedichte.

Laßt uns nun noch einen Blick auf die blühenden Küsten werfen, wo die Dichtkunst gesäugt, und bis zu ihrer Jünglingsschaft erzogen ward. Dieses reizende Land, dieser Garten der Natur, in welchem Hügel, Thäler und Flüsse in lieblicher Mischung wechselten, an dessen Küsten die Natur geräumige Häfen gebildet hatte, und dem die großen Nationen des östlichern Asiens im Rücken lagen, deren Reichthum es durch den Handel an sich zog, war zu einem allgemeinen Wohlstand gelangt, und mehrere Städte desselben hatten sich zu dem Range der ersten Handelsplätze der Welt erhoben. Aber dieser Wohlstand erregte den Neid und die Habsucht benachbarter Völker, und das Küstenland Asiens fiel in die Hände eines lydischen Königs, aus denen es ein persischer Eroberer riß. Damahls trieb Liebe zur Freyheit die Einwohner einer mächtigen Stadt Joniens an, unter einem fremden Himmel, an den Küsten des rauhen Galliens, den Grund eines neuern Handelstaates zu legen, dessen Blüthe, Ansehn und Reichthum, so wie die Cultur seiner Einwohner, in kurzen dem Glanz des Mutterlands übertraf, und mehrere Jahrhunderte hindurch immer

im Zunehmen war. *b*) Aber die meisten Städte Ioniens unterlagen der Gewalt. Das ehemahlige Leben, die eigne Thätigkeit und Kraft dieser Republiken starb dahin, als Fürsten für ihren Flor zu sorgen begannen. Die Künste entflohn und die Blüthe der Cultur verwelkte, als sie von der Hand des Despotismus berührt ward.

Die Küste von Griechenland und die nahgelegenen Inseln wurden in diesem Zeitraum häufig von jonischen Kaufleuten besucht, und empfingen von ihnen jonische Cultur. Aber nirgends fand sie einen empfänglichern Boden als in dem verwandten attischen Land. Hier, unter einem lebhaften, geistreichen und thätigen Volk, trieb der noch zarte Baum neue Zweige und gewann bald Stärke und innerliche Kraft. Hier blühte Jahrhunderte lang ein zahlreiches Geschlecht von Künstlern und Dichtern, von Philosophen und Rednern, von Feldherren und Staatsmännern auf. Hier gründete sich der Geschmack einen unerschütterlichen Thron und errichtete eine Schule für die Sitten und Wissenschaften, welche beynahe so lange blühte, als noch die griechische Sprache gesprochen ward. Von hieraus verbreitete sich, wie aus einem leuchtenden Mittelpunkt, eine vollständigere Cultur des Geistes und ein

b) Phocaeorum velut profugit exsecrata civitas u. s. w. Horat. Epod. XVI. 25. Herodot. I. 164. Die Phöcäer gründeten bekanntlich Marseille.

lebhafterer Geschmack an den Wissenschaften in glänzenden Strahlen, über die ganze, der Aufklärung fähige Welt. Athen war es, das seine rauhen Sieger in Fesseln legte *i*) und sie denken und reden lehrte. Athens Schriftsteller wurden die Muster der Römer, und blieben ein Gegenstand der Bewundrung für alle folgende Zeiten.

Laßt uns nunmehr versuchen, einige Ursachen des schnellen Fortschrittes der Cultur in Attika anzugeben.

Durch welch' ein Wunder der Natur stieg Athen aus seinem Schutt so herrlich empor? wie gelangte ein kleines dürftiges Volk, kaum der Macht eines furchtbaren Feindes entronnen, zu einer so ausgebreiteten Herrschaft über Länder und Meere? Aus welchen Quellen floß sein Wohlstand, die Feinheit seiner Sitten, und die Gewandheit seines Geistes?

Athen hatte mehrere Jahrhunderte hindurch zwischen allen Arten von Verfassung geschwankt. Wüthende Partheyen hatten den Staat zerrissen; mehr als eine Gesetzgebung war gegründet und umgestürzt worden. Lange Zeit war nöthig gewesen, ehe die Verwirrung sich auflößte, und eine lautere Liebe des Vaterlandes aus dieser Gährung entstand. Endlich fing das Volk einer gesetzmäßigen Freyheit zu genießen an. Es hing in seiner Armuth an dem Vaterlande, das ihm

i) Graecia capta ferum victorem cepit. Horat. II. Epist. I. 156.

den süßen Genuß der Unabhängigkeit gewährte, und es liebte seine Verfassung, weil sie mit unglaublicher Mühe und dem blutigen Kampf mehrerer Jahrhunderte errungen war. Aus dieser Wurzel erwuchs die Größe des Staats und die Tugenden seiner Bürger.

Solon sah, wie es schien, die Früchte seiner Gesetzgebung vereitelt, als sich ein Tyrann an die Spitze des Volkes stellte, und nach eigner Willkühr zu herrschen begann. Aber es scheint mir, als habe die Regierung dieses Tyrannen den Staat seinem höchsten Wohlstand schneller zugeführt, als es auf dem ungewissen und langsamen Weg einer bald furchtsamen bald unbesonnenen Volksregierung geschehen wäre. Ohne eine Veränderung in den Gesetzen zu machen, und ohne allen Mißbrauch seines Ansehns, eignete sich Pisistratus die ausübende Macht zu, und gab der jugendlichen Verfassung einen festern Zusammenhang und eine größere Energie. Auch er schlug den Weg ein, den alle Demagogen Athens, vor allen der bewunderte Perikles, in der Folge betreten haben. Er beschäftigte die Eitelkeit seines Volks; und indem er die Stadt mit öffentlichen Gebäuden verschönerte, flößte er ihm ein Gefühl seiner Würde ein. Eine Anmaaßung, wie die des Pisistratus, wird einigermaßen durch den Gebrauch entschuldigt, den er davon zu machen bemüht war; und sie ward eine Wohlthat für das unruhige, leicht bewegliche Volk, das nicht so bald der Gewalt seiner Führer entrann, als es sich allen Aus-

schweifungen der Factionen ergab. Der Tod des Hipparchus und die Vertreibung des Hippias würden, verbunden mit den demokratischen Einrichtungen des Clisthenes, den Staat nur allzu bald in die Anarchie zurückgeworfen, und vielleicht auf ewig die Entwicklung seiner schönsten Kräfte gehindert haben, wäre nicht kurz nach diesen Vorfällen eine Begebenheit erfolgt, welche dem ganzen Volk den Untergang drohte, aber unerwarteter Weise eine der wirksamsten Ursachen seiner politischen und geistigen Größe wurde.

Ein Versuch, welcher in Jonien gemacht wird, das Joch der persischen Herrschaft abzuwerfen, verwickelt Athen in einen gefährlichen Krieg. Aus demokratischem Uebermuth hatten sie den bedrängten Joniern Hülfe gesendet und die Rache des großen Königs gereizt. Unermeßliche Heere überschwemmen das erschrockne Griechenland; aber ein kleiner Haufe athenienſischer Bürger tritt ihnen muthig in den Weg, und schlägt, von Verzweiflung, Liebe zum Vaterland und Haß der Sklaverey beseelt, den Feind der Freyheit in die Flucht. Verhaßter als der Tod schien ihnen der Zwang unter persischer Gewalt, und wo das furchtbare Heer sich zeigt, ärntet es Schande ein. So kehrte Athen aus diesem schrecklichen Krieg mit einem ganz neuen, wunderbaren Gefühl seiner Kräfte zurück. Wie ein Jüngling, dem seine erste kühne That gelungen ist, hielt es nun nichts für so groß und schwer, das nicht durch griechische Klugheit und Kraft errungen oder zu Bo-

den gestürzt werden konnte. Mit der Schlacht bey Marathon und den auf sie folgenden ruhmvollen Thaten, an denen ganz Griechenland, am meisten aber Attika Theil nahm, in dessen Gränzen und an dessen Küsten die größten Schlachten gewonnen worden waren, erwachte der Stolz der Nation, der sich nun in allen ihren Unternehmungen, in den Werken ihrer Künstler, Schriftsteller und Dichter zeigt. Und es ist fürwahr diesem Volke nicht zu verargen, daß es sich selbst in einem wunderbar-erhabenen Lichte sahe, wenn es seine unbedeutende Anzahl mit den unzählbaren Heeren des Feindes verglich, die es bald vernichtet, bald zerstreut, bald beschimpft hatte.

Attikas Küsten lagen der Schiffahrt allzu günstig, als daß in diesem Zeitraum neubelebter Kraft nicht die Idee hätte entstehen sollen, hier die Herrschaft des Meeres zu gründen. Themistokles faßte sie; aber indem er Athen zu einer kurz dauernden Herrschaft erhob, streute er den Saamen des Unglücks aus, welches in dem peloponnesischen Kriege zur Reife kam, und mit der Unterwürfigkeit unter den Scepter mazedonischer Könige noch nicht geendigt war. Durch diesen kühnen Geist gelangte Athen zu einem plötzlichen Glanz, und die Geschichte dieses Staats ist von nun an eine zusammenhängende Kette glücklicher Eroberungen. Auf dem engen Grunde ihres Vaterlands errichteten die Athenienser ein ausgebreitetes Reich, welches den größten Theil der asiatischen Küste, die Küsten von Thrazien und dem

Pontus-Euxinus bis an den taurischen Chersones, den Hellespont und Thrazien, und eine große Menge der Inseln des ägäischen Meeres umfaßte. Der Staat gelangte zu einem plötzlichen Wohlstand, indem der Tribut der Bundsgenossen und der besiegten Völker in Athen zusammen floß, und das Land selbst neue Quellen des Reichthums eröfnete. Es ist aber eine allgemeine und wohlgegründete Bemerkung, daß, wenn einem Staat, wo noch Einfalt der Sitten und eine gewisse Derbheit des Geschmackes herrschte, die Reichthümer schnell und anhaltend zufließen, mit ihnen der Hang zu feinern Vergnügen erwacht, und daß in einer solchen Epoche gemeiniglich die Epoche des blühenden Geschmacks beginnt. Aber da das Gefühl des Wohlstands nicht sowohl einzelnen Personen, als vielmehr dem ganzen Staate zu Theil ward, so waren auch alle Aeusserungen und Folgen desselben öffentlich und nur für den Genuß des Volkes bestimmt. Während daß die Privathäuser zu Athen nur ein sehr dürftiges Ansehn hatten, war man unablässig bemüht, die Wohnungen der Götter, die öffentlichen Plätze, die Theater und Gymnasien auszuschmücken, und jeder Bürger Athens fühlte sich glücklich und groß in der Betrachtung dieser Werke der Kunst. So verband sich in diesem Zeitalter Luxus und Liebe zum Vaterland.

Die Verwaltung des Themistokles, Aristides und Cimon bereitete das Zeitalter des Perikles vor, in wel-

chem Athen die höchste Epoche seines Glanzes erlebte, und während dessen, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, diese Stadt das Schauspiel zusammenhängender Triumphe und Feste gab. Das Volk vergnügte sich auf Kosten des Staats, und der Staat vergnügte das Volk auf Kosten seiner Provinzen und Bundsgenossen. Aber diesem übermüthigen Genuß folgte in kurzem die Nemesis nach. Ein wüthender Krieg entbrannte in allen Theilen von Griechenland. Benachbarte Provinzen griffen sich mit rachsüchtiger Feindschaft an, und Athen ward ein Raub seiner Nebenbuhler. Aber auch in dieser betrübten Zeit selbst blühten große Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Künstler. Denn einmahl durch günstige Umstände erweckt, erhebt sich der Geist selbst unter dem Drucke des Unglücks mit erneuerter Kraft. Viele der vortreflichsten Werke des attischen Witzes sind mitten unter der Wuth des peloponnesischen Krieges verfertigt worden.

In diesem Zeitalter nun, in welchem sich zur Entwickelung des Geistes so vieles vereinigte, der eigenthümliche Charakter des Volks, ein freyer, edler und unverdorbner Sinn, ein wohlgegründeter Nationalstolz, ein schneller, doch nicht ganz ohne Mühe erworbner Wohlstand, und das Beyspiel von Männern, welche das Volk als seine Feldherrn und Redner ehrte — in diesem Zeitalter ging die Dichtkunst mit der Weltweisheit und den Künsten Hand in Hand. Ein Talent weckte das andre, und bey dem öffentlichen Ge-

brauch ward wechselseitige Ausbildung leicht. Der Philosoph bildete den Redner; von beyden lernte der Dichter; dem Dichter arbeitete der Künstler nach. Vielleicht ist nie zwischen Einbildungskraft und Verstand ein schönerer Bund geschlossen worden, als in dieser Zeit. Denn ihre ganze Lage entfernte sie eben so weit von dem kindisch-kleinen als dem unförmlich-großen. Von jenem, weil der Geschmack eine Sache des Publikums war; von diesem, weil ein kleines und eingeschränktes Volk gar nicht an Werke denken konnte, wie etwa der Despotismus in dem menschenreichen Aegypten erzeugt hat.

Wenn wir die Umstände richtig angegeben haben, welche die Entwickelung der Cultur in Attika begünstigten, so wird es eine leicht zu erklärende Erscheinung seyn, wenn wir in diesem Zeitraum attischer Geistesbildung einen Zweig der Dichtkunst so vorzüglich blühen sehn. Denn was dieses Jahrhundert vor allen Epochen der Geschichte der Dichtkunst auszeichnet, ist die Vollendung der dramatischen Poesie, einer in Attika recht einheimischen Pflanze, welche an keinem andern Orte der alten Welt und unter keinem andern Himmel gedeihen und zur Blüthe gelangen konnte. Indem sich die Athenienser der Ausbildung des Drama widmeten, so schenkten sie ihre Sorgfalt einer Gattung, deren Keime sie bey sich in ihrem Vaterland fanden; welche mit ihrer vaterländischen Religion innig vereinigt war; welche einen gemeinschaftlichen, re-

publikanischen Genuß gewährte; in welcher endlich der Staat seine Wohlhabenheit den Augen der Bürger öffentlich darlegen konnte. Gründe genug, dieser Gattung, vor mehreren anderen, in Athen Ansehn und Freunde zu geben, wozu noch dieser gesellt werden mag, daß in der Darstellung der Thaten, des Muths und der edeln Gesinnungen attischer Heroen dem Stolze des Volks häufig geschmeichelt ward.

Aber allerdings bedurfte es so günstiger Umstände, als eben gezeigt worden, um den ersten Keim dieser Kunst zu entfalten, der schon vorlängst, aber roh und langsam, aus Attikas Boden getrieben hatte. Auch bey wilden Völkern hat sich oft ein solcher Keim der dramatischen Poesie gezeigt, dem aber nie ein milder Strahl der Sonne zu Hülfe kam; und es war den Griechen vorbehalten, die rohen Versuche eines trunkenen und schwärmenden Volks bis zur höchsten und edelsten Kunst zu vollenden. Ein wildes Fest, dem Weingott gefeyert, wurde die Wiege des Trauerspiels und der Komödie, und aus der mimischen Darstellung einer Begebenheit, zwischen die Hymnen der Chöre eingeschoben, entspann sich, nach mannigfaltigen Versuchen, Handlung und Dialog. Es ist wahrscheinlich, daß die zahlreichen Thaten des Dionysius die ersten Gegenstände dieser einfachen Darstellung waren; und daß der Charakter der ihm beygesellten Silenen und Satyrn die erste Idee des Lust-

spiels oder wenigstens des satyrischen Drama gegeben haben. *k*)

Nie hat das griechische Trauerspiel die Spuren seines ersten festlichen Ursprungs verlohren. Auch in den spätesten Werken dieser Gattung erinnert der Chor noch immer an den begeisterten Hymnus, der vormahls unabhängig von der Handlung, jetzo mit ihr verflochten war. Denn als ein einzelner, abgesonderter Theil konnte er nur so lange bestehn, als der Geschmack noch roh und das Gefühl der Einheit noch ganz unentwickelt war; aber ihn ganz zu verbannen, hat sein heiliger Ursprung, vielleicht auch mancher damit verbundne Vortheil niemahls erlaubt. *l*) Auch der einfache Vor-

k) Das satyrische Drama war der Tragödie und dem Lustspiel verwandt. Der Stoff desselben wäre auch für die Tragödie geschickt gewesen, aber der darinne aufgeführte Chor der Satyrn und Silenen, welche ihrem Charakter gemäß handelten und sprachen, gab auch der Haupthandlung bisweilen einen komischen Anstrich. Eine Zeitlang mußte jeder Concurrent bey den dramatischen Wettstreiten zu drey Tragödien ein satyrisches Drama liefern. Gleichwohl hat sich von dieser Gattung nur der einzige Cyclope des Euripides erhalten; ein wahres Mischspiel, in welchem die Gefahr des Ulysses und seiner Gefährten den tragischen Grund der Handlung ausmacht, welche aber oft durch die Possen Silens unterbrochen wird. Auch die Sprache läßt sich mehr zur Sprache der Comödie herab. Siehe über diesen Gegenstand Casaubonus de poësi satyrica. Halae 1774. 8. Buhle prolusio academica de Fabula satyrica u. a. m.

l) Siehe hierüber Eschenburgs Anmerkungen zu Hurds Commentar der Epistel an die Pisonen. Seite 399. wo zu

trag der Handlung durch einen einzigen Schauspieler wird selbst noch in der höchstem Vollendung des griechischen Drama geahndet; theils im Prolog, theils in der Art, wie die auftretenden Personen sich ankündigen. Die Begleitung durch Tanz und Musik hat sich so lange erhalten, als noch ein Trauerspiel in griechischer Sprache aufgeführt ward.

Ueber die Erfindung des Trauerspiels ist in alten und neuen Zeiten viel Streit gewesen. *m*) Wenn man jedoch das, was die freye Natur gleichsam unwillkührlich hervorbringt, von dem unterscheidet, was Wirkung der Kunst ist, so scheint die Ehre der Erfindung dem Thespis anzugehören, welcher unter Pisistratus Herrschaft sein ganzes Schauspiel auf einem Wagen umherfuhr. *n*) Er hat seinem Schauspieler zuerst ein bestimmtes Süjet untergelegt, da vor ihm alles einer tollen Begeistrung überlassen war. Aber wie viel er eigentlich geleistet, und die ganze Gestalt seiner Werke, ist uns unbekannt; und wir können nur so viel ahnden, daß der Inhalt derselben ernst-

gleicher Zeit die Gründe entwickelt werden, warum diese Vortheile für das Theater der Neuern verlohren sind.

m) Siehe Richard Bentlei Dissertationes in Phalaridis Epistolas. XI. p. 129.

n) Horat. Epist. ad Pisones. 276.

Ignotum tragicae genus invexisse Camoenae
Dicitur, et plaustris vexisse poemata Thespis,
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.

s. Bentlei am anges. Ort. S. 127 ff.

hafter Art gewesen ist. Gleichwohl ist kaum zu glauben, daß der rohe Geschmack schon damahls Ernst und Scherz durch eine scharfe Gränze gesondert habe. Thespis nächster Nachfolger, Phrynichus, blieb, wie es scheint, bey der Erfindung seines Lehrers stehn, und that nichts neues hinzu. Denn es war dem Aeschylus vorbehalten, einen großen Schritt weiter zu thun, und die Tragödie auf den wahren Weg zur Vollkommenheit einzuleiten. Dieser originelle Kopf, in dessen Werken überall der große, freye und stolze Geist seines Vaterlands sichtbar ist, verwandelte die mimische Darstellung einer Begebenheit in wirkliche Handlung, indem er den zweyten Schauspieler hinzuthat, den Dialog erfand, und, durch die Freygebigkeit des Staats unterstützt, der Aufführung größere Würde verlieh. Noch ist bey ihm der dithyrambische Ursprung des Trauerspiels sichtbarer, als bey einem seiner Nachfolger; noch sind die Gesänge seines Chors von einer unverhältnißmäßigen Länge und im höchsten Schwunge der lyrischen Dichtersprache, die ihn auch bisweilen im Dialog überrascht. In jenen gleicht er am meisten dem Pindar, seinem Zeitgenossen; in diesen mußte er sich zuerst seine Sprache schaffen, und sein kühner Geist führte ihn bisweilen über die Linie des Schönen hinaus. o) Ueberhaupt aber war es ihm

um

o) Quintil. X. I. 66. — Aeschylus, sublimis et gravis et grandiloquus, saepe usque ad vitium, sed rudis in plerisque et incompositus.

um Schönen [illegible]
[illegible]
Geister, [illegible]
gesammten [illegible]
Almanach der [illegible]
der Sirenen.
[illegible]

kämpften öfter gegen die Vernunft, als gegen andre Leidenschaften an; der Sprache ward endlich der poetische Schwulst genommen und ein edlerer Ausdruck eingeführt. Die Athenienser verkannten diese Vorzüge nicht. In seinem sechs und zwanzigsten Jahr theilten sie ihm den Sieg über den Aeschylus zu und erkannten ihn des ersten Rangs unter den Tragikern werth. Die Zeit hat von seinen zahlreichen Werken nur wenig erhalten, aber ein jedes dieser Werke allein hätte ihm die Unsterblichkeit zugesichert.

Wie es oft zu geschehn pflegt, daß in einem Zeitraum weniger Jahre Eine Gattung durch den Wetteifer mehrerer ausgezeichneten Köpfe vervollkommnet wird, so erhub sich auch jetzt neben diesem großen Dichter der philosophische und sanfte Euripides, welcher, von aller Nachahmung fern, in derselben Gattung, oft in demselben Gegenstand glänzte. Dieser Dichter, den das Urtheil seiner Zeitgenossen neben den Sophokles setzte, und bisweilen über ihn erhob, besaß zwar weder des Aeschylus Erhabenheit noch des Sophokles Adel, aber die Kunst zu rühren verstand er besser als beyde. Er kannte das Wesen der Leidenschaften und wußte Situationen zu finden, in denen sie sich auf das vollkommenste entwickeln konnten. Dabey hat er einen elegischen Ton, welcher selten oder nie seine Wirkung verfehlt. Die meisten seiner Personen haben vormahls in dem Genuß eines ausgezeichneten Glückes gelebt, und der Rückblick auf dasselbe in ihrem

gegenwärtigen Zustand hemmt das Ungestüm der Leidenschaften und stimmt sie zur Wehmuth herab. Darum athmen sich bey ihm die Leidenschaften weit öfter in sanften Klagen aus, als daß sie sich zu einer merkwürdigen Größe erheben sollten; darum ist er auch so reich an Sittensprüchen und philosophischen Tiraden; indem seine Personen immer noch Besonnenheit genug behalten über ihren Zustand nachzudenken. Euripides wußte sehr gut dasjenige zu finden, was auf den Augenblick Wirkung that. Die Zeiten der Kühnheit waren vorbey, in denen Aeschylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmählig zu sinken an. Nun gefiel des Euripides rührender Ton. — Ein ausschweifender Hang zu Rechtshändeln und Debatten erfüllte die Bürger Athens, und die Trauerspiele des Euripides schmeichelten diesem Hang Denn es ist fast keines unter ihnen, wo nicht irgend ein Streit mit rhetorischen Waffen geführt würde. Die Athener hörten gern von ihrer Größe und ihren Thaten reden; und mehrere Tragödien dieses Dichters frischten das Andenken alter Begebenheiten auf, in denen der Ruhm Athens und die Großmuth seiner Bürger in einem glänzenden Lichte strahlte. p) Wie ihn dieß alles bisweilen über die Gränzen hinaus führte, ist von mehrern mit Recht bemerkt worden. Oft nimmt er selbst die

p) Z. B. in den Supplices, den Herakliden, dem Jon, dem rasenden Herkules.

tragische Larve vor; die Personen verschwinden, und wir hören nur den verkappten, philosophirenden Dichter. Seine Tragödien sind von der physischen Weisheit des Anaxagoras *q*) und der Moral des Sokrates voll. Oft hascht er nach rhetorischen Blumen; oft artet seine Beredsamkeit in eine leere Wortfülle aus. In der Anlage der Handlung und in dem lyrischen Theil seiner Stücke kömmt er keinem seiner Vorgänger gleich; aber seine tragische Kunst und der Zauber seines Styls machen auch selbst seine sichtbarsten Fehler gut. *r*)

Nur von diesen drey Dichtern hat die Zeit und der Zufall einige Stücke erhalten wollen, während eine fast unzählbare Menge von Tragikern, welche neben ihnen blühten, fast bis auf ihren Nahmen verloren sind. *s*) Einige derselben strebten höher zu dem Ruhm jener Helden der Tragödie empor, einige weniger. Einige zeichneten sich blos durch Fehlerlosigkeit aus; eine unschätzbare Eigenschaft, wenn sie das Genie begleitet; aber

q) Die Stellen aus den Werken des Euripides, wo er die Grundsätze des Anaxagoras vorträgt, sind gesammelt und erklärt von Valkenaer in der Diatribe in Euripidea. Cap. IV. — VI.

r) Sophokles und Euripides werden in Rücksicht ihrer Schönheiten und Fehler mit einander verglichen vom Quintil. X. 1. 67. und vom Dionysius Halicarn. de Vett. Script. Censura, T. V. p. 423.

s) Fabrizius zählt deren über hundert und funfzig zusammen. Bibl. Gr, L. II. c. XIX. p. 279 ff.

ohne dasselbe von sehr geringem Werth; Andre glänzten einige Zeit durch die Anmuth ihrer Sprache oder ihre rhetorische Kunst. Ich weiß nicht, ob wir den Verlust dieser Dichter so sehr zu beklagen haben. Die Meisterstücke eines Aeschylus, Sophokles und Euripides können uns die Werke eines Jon, Philokles und Agathon entbehrlich machen.

In diesem nämlichen Zeitraum errichtete der zügelloseste demokratische Muthwillen einen öffentlichen Schauplatz in den Mauern Athens. Denn zu gleicher Zeit mit dem Trauerspiel erhält die Komödie das Bürgerrecht und wird von dem Lande, wo sie das fröhliche Volk an seinen wilden Festen erfunden hatte, in ihrer ganz rohen Gestalt nach Athen gebracht. Auch in dieser Gattung weiß die Geschichte nicht zu bestimmen, wenn eigentlich die Kunst der rohen Natur zu Hülfe gekommen, und von wem das Possenspiel die Form erhalten habe, die es während der Epoche der alten Komödie und in den Werken des Aristophanes hat. Einige nennen den Attiker Susarion, andre den Syrakusaner Epicharm, und die Wahrheit kann mit beyden Behauptungen seyn. r)

Wenn wir die alte Komödie Athens richtig beurtheilen wollen, so müssen wir alle unsere neueren Begriffe von dramatischer Kunst nur vor's erste bey Seite

r) Siehe Bentlei in dem angeführten Werk. VIII. S. 108 ff.

setzen. Die alte Komödie war recht eigentlich ein Schauspiel für ein Volk, bey welchem demokratischer Uebermuth und Neigung zum Spott mehr als bey irgend einem andern Volk der ganzen Welt einheimisch war; und sie wurde nur in solchen Zeiten aufgeführt, wo ein religiöses Herkommen zu einer noch größern Ungebundenheit, Muthwillen und Zügellosigkeit als gewöhnlich zu berechtigen schien. *u*) Es ist also hiebey gar nicht zu verwundern, daß die komischen Dichter in der Wahl des Stoffs und der handelnden Personen, in der Ausführung und dem Ausdruck, den Neigungen und dem Geschmacke des Volkes fröhnten, und sich alles erlaubt hielten, was zum Vergnügen der Menge diente. Wenn die Entwickelung eines Liebeshandels oder die Darstellung eines idealen Charakters auch vielleicht dem edlern Theile der Nation ein größeres und reineres Vergnügen gewährt hätte, so war doch zuverläßig eine Parodie der Staatsverfassung und der Spott über angesehene Männer für den Geschmack der Menge weit besser berechnet. Die alte Komödie war daher die ausgelassenste Satyre, die man sich nur in einem Staate erlauben konnte, wo jeder Bürger an der Regierung den lebhaftesten Antheil nahm, und sich, der Natur der Verfassung gemäß, ein freyes Urtheil über Menschen und Sachen erlauben durfte. Daher stand kein Bürger so hoch und keiner so niedrig, den nicht

u) An den Festen des Bacchus und nicht öfter als drey oder viermahl im Jahr.

die Pfeile der Satyre trafen, dessen Handlungen und Denkungsart, dessen Thorheiten und Laster nicht dem ganzen Volk als ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung aufgestellt wurden. In der Hand gutgesinnter Dichter konnte dieß Werkzeug dem Staate nützlich seyn; aber schrecklich und giftig war es in der Hand eines Bösewichts. Ueberhaupt scheint der Ton der alten Komödie mit wahrhaft edeln Gesinnungen und einem gereinigten Geschmack unverträglich zu seyn. Dem Volk aber ist wohl die wilde Freude zu gönnen, die es bey der hämischen Aufstellung großer und gefürchteter Männer, bey den muthwilligsten Parodien schöner Stellen, und bey der Uebertretung aller Gesetze des Anstands, der Wohlgezogenheit und Vernunft fühlt.

Die großen und reichen Bürger Athens hatten sich mehrmahls bemüht, die Kühnheit ihrer dramatischen Dichter zu zügeln. Denn sie traf die Malignität derselben am häufigsten und bisweilen nicht ohne Erfolg. Aber das Volk behauptete sein Recht, so lange sein Wille noch etwas im Staate galt; und es blieb der aristokratischen Tyranney vorbehalten, dem Lustspiel seinen Stachel zu entreißen, welcher mehrere dieser Tyrannen selbst verwundet hatte. Die Komödie hörte von nun an auf, das Leben wirklicher Personen darzustellen und die Verwaltung des Staats samt seinen Verwesern zum Besten zu geben. Die Schilderungen wurden allgemeiner und die Komödie näherte sich

allmählig der Form, unter welcher sie ein Gegenstand der Theorie des Geschmacks geworden ist.

Die ersten Dichter der alten Komödie, welche im Anfang dieses Zeitraums lebten, und vor vielen andern ausgezeichnet wurden, die auf derselben Straße dem Tempel des Ruhmes zueilten, waren Cratinus, Crates und Eupolis, deren Verdienste um die Unterhaltung des Vols uns nicht weiter, als aus den Zeugnissen der Alten bekannt worden sind. *x*) Mit ihnen zugleich, oder kurz nach ihnen lebte Ariostophanes, den die Alten einen Liebling der Grazien nennen und von welchem die Dichter singen, daß als die Charitinnen einen Tempel gesucht, sie sich endlich in der Brust des Aristophanes einen Wohnplatz gewählt hätten. *y*) Aber für uns sind die Reize größtentheils dahin, welche der Vorwelt diesen Dichter so theuer machten, und

x) Den Cratinus rechnet Horaz zu den vorzüglichsten Dichtern der alten Komödie 1. Serm. IV. 1. Man sehe Wielands Anmerkungen zu den Episteln I. 19. 1. — Sein Zeitgenosse Crates war nach Aristoteles (Ars poëtica V.) der erste, welcher aus seinen Komödien die Personalitäten entfernte und seinen Personen einen allgemeinern Charakter gab. — Eupolis bildete sich nach dem Cratinus. Die Nahmen der verlohrnen komischen Dichter, über zweyhundert, zählt Fabrizius auf. Bibl. Gr. L. II. p. 22. S. 405 ff.

y) In einem Epigramm des Plato (in Bruncks Analecten. T. I. p. 171.)

Αἱ χάριτες τέμενός τι λαβεῖν, ὅπερ οὐχὶ πεσεῖται,
Ζητοῦσαι, ψυχὴν εὗρον Ἀριστοφάνους.

wir kennen die Kraft seines Witzes mehr durch den Verstand, als durch das Gefühl, und etwa durch das Hülfsmittel einer glücklichen Nachahmung. z) Die meisten Komödien des Aristophanes sind in dem Verlaufe des peloponnesischen Krieges geschrieben, und bey weitem der größere Theil derselben stellt die Begebenheiten dieser Zeit unter einem dünnen allegorischen Schleyer auf. Vielleicht war zu keiner Zeit der Antheil, den das Volk an den öffentlichen Geschäften nahm, lebhafter als in dieser Epoche, wo der Staat auf einem gefährlichen Meere schwankte, und oft Maste, Segel und Ruder verlohr; wo die persönliche Gefahr eines jeden seine Aufmerksamkeit auf die Schritte der Feldherrn und Demagogen schärfte: und wo die, jedem eigenthümliche Erbitterung gegen die Feinde des Staats alle Blicke auf einen einzigen Gegenstand hinzog. Unglaublich ausschweifend und abentheuerlich ist des Aristophanes Einbildungskraft in seinen Erfindungen und Anlagen, und ganz unzählbar seine Mittel, die angesehensten, so wie die schlechtesten Menschen zu verhöhnen und dem Gelächter Preiß zu geben. Dabey gilt ihm die Art der Mittel gleich viel, und der schmutzigste Witz ging so wenig als die feinern Anspie-

z) Ein Beyspiel einer vorzüglich glücklichen Anwendung des aristophanischen Witzes auf unsre Zeiten hat Göthe in den Vögeln gegeben. Eine Vergleichung des deutschen und des griechischen Stücks findet man in der Neuen Biblioth. der schönen Wissensch. XXXIX. 1. S. 134.

lungen bey seinen Zuhörern verlohren, welche Derbheit des Geschmacks und Lebhaftigkeit des Geistes in einem hohen Grade vereinigten.

Die Zeit, in welcher eine solche Gattung des Schauspiels möglich war — denn auch die Komödie ist, wie alle von den Griechen erfundene Dichtungsarten, eine Tochter der Umstände, die mit diesen dahin starb — konnte ihrer Natur nach nicht lange dauern, und mancher Kunstrichter des spätern Griechenlands verachtete den Witz jenes Lieblings der Grazien. a)

a) So Plutarch in seinem Judicio de Aristophane et Menandro. T. II. p. 853 ff. Er betrachtet den erstern ganz aus dem falschen Gesichtspunkt, in den ihn die Bewundrung des letztern gestellt hatte, und er rechnet ihm gerade das zum Fehler an, was in seinem Zeitalter zuverlässig am meisten bewundert und belacht worden war. Ich will hier nur einen Tadel Plutarchs berühren. Er wirft ihm Ungleichheit des Styls vor, indem er den tragischen Ausdruck mit dem niedrigsten paare. Ohne Zweifel vergaß hier Plutarch, daß eine der ergiebigsten Quellen des Lächerlichen beym Aristophanes seine Parodien bekannter Stellen aus tragischen Dichtern war. Er behält dann meißentheils die Worte derselben bey, aber so, daß er ihnen eine andre Beziehung giebt, und sie mit niedrigen und schmutzigen Ideen verknüpft. Damit ist nun die gemeine Sprache niedriger Menschen überall verwebt. Wer dieses nicht weiß, dem muß freylich die Mischung der Sprache beym Aristophanes sehr sonderbar vorkommen; und die häufigen Anspielungen, die wir oft nur aus den Scholiasten, oft gar nicht wissen, sind ein vorzüglicher Grund, warum der Witz dieses Dichters einen weit schwächern Eindruck auf uns machen muß, als er auf seine Zeitgenossen ohne Zweifel gemacht hat.

Aristophanes sah noch selbst die Einschränkung der alten Zügellosigkeit, und bequemte sich der erzwungnen Sitte in einigen seiner Werke. Nach und nach, so wie die Sitten sich änderten, das rege politische Leben Athens mehr abnahm, die Thätigkeit und Theilnahme einzelner Bürger, durch die Einflüsse fremder Staaten, gehemmt wurde, und der Geschmack sich verfeinerte, änderte sich das Wesen der Komödie, so daß sie gegen das Ende dieses Zeitraums fast nichts als den alten Nahmen behalten hatte. Ihr Verhältniß zum Staat hatte aufgehört; und so wie sich die Aufmerksamkeit eines Menschen, wenn ihn äußere Gegenstände nicht mehr anziehn, auf sein Innres zu richten pflegt, so wurden jetzo die Sitten, Neigungen und Leidenschaften der Gegenstand der Komödie, welche von nun an einen philosophischern und edlern Anstrich bekam. So wie der Bürger mehr auf sein Haus eingeschränkt war, so schränkte sich auch die Komödie auf die Darstellung häuslicher Scenen, und auf die Verhältnisse der Väter und Kinder, der Weiber und Sklaven ein. Dadurch gewann die Kunst. Denn wenn es ehemals zu dem Interesse der Handlung hinreichend gewesen war, daß sie versteckte Beziehungen auf öffentliche Begebenheiten hatte; und zur Darstellung der Menschen, daß sie lebende und bekannte Menschen, so wie sie waren, aufstellte; so galt es nunmehr der Erfindung allgemein interessanter Begebenheiten und der Schilderung wohlgewählter, zweckmäßiger und geründeter Charaktere.

In diesem Zeitalter der neuen Komödie, welches unter die Herrschaft der Macedonier fällt, blühten mehrere Dichter, deren Nahmen das Alterthum mit Beyfall nennt; aber keiner kam dem Ruhm des Menander gleich. Mit ihm endet die denkwürdige Epoche der attischen Dichtkunst, so wie ein schöner Sommertag unter dem Glanze des lieblichen Abendroths flieht. Das neidische Schicksal hat uns von diesem Dichter nichts übrig gelassen, an welchem das Alter die Gabe der Darstellung mannigfaltiger Charaktere und Leidenschaften, einen höchst reinen Geschmack und eine entzückende Anmuth der Sprache, gleichsam wie aus einem Munde, rühmt. Neben ihm blühten Philemon und Diphilus, deren Nahmen er aber, dem Ausspruch eines feinen Kritikers zu folge, durch den Glanz seiner Talente in Dunkel hüllte. Dieses waren die Muster, nach denen sich ein Jahrhundert später die komischen Dichter der Lateiner bildeten; und der Zufall hat uns den Terenz gelassen, gleichsam um uns für den Verlust der unschätzbaren Werke seines Meisters zu trösten. *b)*

Alle Talente, welche durch die Umstände erweckt werden konnten, blühten in diesem Zeitalter auf. Die Geschichte zu schreiben war wohl schon vorher versucht worden, aber sie hatte sich auf die Begebenheiten einzelner Städte eingeschränkt, und war mehr bemüht

b) Cäsar nannte ihn in einem Epigramm dimidiatum Menandrum.

gewesen, die Fabeln der Vorwelt zu sammeln, c) als gleichzeitige Begebenheiten aufzubewahren. Nur große Thaten, Thaten weites Umfangs und an wichtigen Folgen reich, sind den Geist der Geschichte zu wecken geschickt. Daher war Griechenland kaum von der Gefahr befreyt, unter das Joch der Perser zu fallen, als ein Mann von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen die Vorfälle dieser Kriege beschrieb, und mit ihnen die Geschichte der ganzen ihm bekannten Erde verband. Wie Herodot durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und die unnachahmliche Anmuth seines Vortrags, so glänzt kurz nach ihm Thucydides durch die Tiefe seiner Einsichten und die Kraft und Würde seines Styls. Zwischen beyden stand der weise und liebenswürdige Xenophon. Für die Philosophie war schon in den frühesten Zeiten von fabelnden Weisen ein Grund gelegt worden, auf welchem die Philosophen dieses Zeitalters fortbauten. Aber auch in der Ausbildung dieser erhabnen Wissenschaft zeigt sich der eigenthümliche Geist des griechischen Volks. In der ältesten Zeit war die Philosophie poetisch und im Anfange dieses Zeitraums gesellte sie sich der Rhetorik zu. Nie hat sie

c) Wie Cadmus von Milet, Pherecydes, Dionysius von Milet. Sie sammelten die Traditionen der Völker und Städte und stellten sie ohne Verbindung und ohne Kritik auf, so wie sie dieselben gehört hatten. Man sehe, wie Dionysius von Halikarnaß sie charakterisirt in Judicio de Thucydide. T. VI. p. 819. und Heyne in den Notis in Apollodori Bibl. T. III. p. 921 ff.

des äußern Schmucks entrathen können; und diejenigen Sekten, die denselben für entbehrlich hielten, machten vergleichungsweise nur weniges Glück. Bald darauf ward die Philosophie eine Bürgerinn Athens und bequemte sich nun nach den Sitten und dem Bedürfniß des Staats. Sie setzte die Kenntnisse bey Seite, welche nur wenigen gemein seyn können, und ward demokratisch-populär. Doch dauerte dieß nur kurze Zeit. Denn die schönen Träume des Plato und die feine Dialektik des Aristoteles waren nur für wenige müßige Bürger, die es sich erlauben durften, die Stürme des Staats vom sichern Ufer herab zu betrachten.

Wie sich in diesem Zeitalter die Beredsamkeit mit überraschender Eile zur Vollkommenheit erhoben, und wie hier die Umstände sichtbarer wirkten, als bey der Ausbildung irgend eines andern Talents, ist zur Genüge bekannt. So wie nun das Bedürfniß des Staats und der Einzelnen den Redner hervor brachte, so bildete dagegen der Hang zum Genuß und der Wohlstand der Republik den Künstler. Die Religion, welche der Bilder bedurfte, und als das Geschöpf einer fruchtbaren und fröhlichen Phantasie den Stoff zu mannigfaltigen Bildungen gab, hatte die Kunst schon längst auf den Weg zur Schönheit geleitet. Das Bedürfniß derselben, so wie der frey wetteifernde Stolz der Familien, Städte und Stämme in Erhaltung des Andenkens ihrer großen Männer und in Verschönerung ihrer

Wohnsitze, hatte ihr eine weite und ehrenvolle Laufbahn eröffnet. Aber nirgends vermochte der Wohlstand so viel als in Athen; und da dieß in ein Zeitalter fiel, wo alle Kräfte auf das höchste gespannt waren, so machte die Kunst gerade in dieser Zeit reißende Fortschritte, und schuf jene erhabenen Ideale der Schönheit, welche die Bewundrung aller Nationen und aller Jahrhunderte geworden sind. Noch jetzt ist man stolz, diese Werke zu besitzen, da man ihnen nichts ähnliches zur Seite setzen kann; noch jetzt bezeichnen die Nahmen der Phidias, Praxiteles, Scopas und Polyklet nicht sowohl Nahmen von Künstlern als die Kunst selbst.

Mehrere der genannten Künstler, Philosophen und Geschichtschreiber lebten schon gegen das Ende dieser Periode, zu einer Zeit, wo das Licht des Geschmacks zwar noch über dem Horizont von Attika leuchtete, das Gestirn selbst aber, aus welchem diese Strahlen geflossen, schon im Untergehn war. Eine Reihe verderblicher Kriege hatten die Kräfte Athens geschwächt, und es von der ersten Stufe, auf der dieser Staat vormahls stand, zum zweyten und dritten Range herabgesetzt. Der Genuß der Oberherrschaft, eines ausgezeichneten, mit Verschwendung und Habsucht gepaarten, Wohlstandes und der Seedienst, in welchem sich die Bürger zu Piraten erniedrigten, hatten die Sitten Athens nach und nach zu Grunde gerichtet. Die Liebe zum Vaterland war abgestorben; die Freyheit hatte sich in Frechheit verkehrt; der kriegerische Geist war da-

allmählig der Form, unter welcher sie ein Gegenstand der Theorie des Geschmacks geworden ist.

Die ersten Dichter der alten Komödie, welche im Anfang dieses Zeitraums lebten, und vor vielen andern ausgezeichnet wurden, die auf derselben Straße dem Tempel des Ruhmes zueilten, waren Cratinus, Crates und Eupolis, deren Verdienste um die Unterhaltung des Vols uns nicht weiter, als aus den Zeugnissen der Alten bekannt worden sind. *x*) Mit ihnen zugleich, oder kurz nach ihnen lebte Ariostophanes, dem die Alten einen Liebling der Grazien nennen und von welchem die Dichter singen, daß als die Charitinnen einen Tempel gesucht, sie sich endlich in der Brust des Aristophanes einen Wohnplatz gewählt hätten. *y*) Aber für uns sind die Reize größtentheils dahin, welche der Vorwelt diesen Dichter so theuer machten, und

x) Den Cratinus rechnet Horaz zu den vorzüglichsten Dichtern der alten Komödie 1. Serm. IV. 1. Man sehe Wielands Anmerkungen zu den Episteln I. 19. 1. — Sein Zeitgenosse Crates war nach Aristoteles (Ars poëtica V.) der erste, welcher aus seinen Komödien die Personalitäten entfernte und seinen Personen einen allgemeinern Charakter gab. — Eupolis bildete sich nach dem Cratinus. Die Nahmen der verlohrnen komischen Dichter, über zweyhundert, zählt Fabrizius auf. Bibl. Gr. L. II. p. 22. S. 405 ff.

y) In einem Epigramm des Plato (in Brunks Analecten. T. I. p. 171.)

Αἱ χάριτες τέμενός τι λαβεῖν, ὅπερ οὐχὶ πεσεῖται,
Ζητοῦσαι, ψυχὴν εὗρον Ἀριστοφάνους.

wir kennen die Kraft seines Witzes mehr durch den Verstand, als durch das Gefühl, und etwa durch das Hülfsmittel einer glücklichen Nachahmung. z) Die meisten Komödien des Aristophanes sind in dem Verlaufe des peloponnesischen Krieges geschrieben, und bey weitem der größere Theil derselben stellt die Begebenheiten dieser Zeit unter einem dünnen allegorischen Schleyer auf. Vielleicht war zu keiner Zeit der Antheil, den das Volk an den öffentlichen Geschäften nahm, lebhafter als in dieser Epoche, wo der Staat auf einem gefährlichen Meere schwankte, und oft Maste, Segel und Ruder verlohr; wo die persönliche Gefahr eines jeden seine Aufmerksamkeit auf die Schritte der Feldherrn und Demagogen schärfte: und wo die, jedem eigenthümliche Erbitterung gegen die Feinde des Staats alle Blicke auf einen einzigen Gegenstand hinzog. Unglaublich ausschweifend und abentheuerlich ist des Aristophanes Einbildungskraft in seinen Erfindungen und Anlagen, und ganz unzählbar seine Mittel, die angesehensten, so wie die schlechtesten Menschen zu verhöhnen und dem Gelächter Preiß zu geben. Dabey gilt ihm die Art der Mittel gleich viel, und der schmutzigste Witz ging so wenig als die feinern Anspie-

z) Ein Beyspiel einer vorzüglich glücklichen Anwendung des aristophanischen Witzes auf unsre Zeiten hat Göthe in den Vögeln gegeben. Eine Vergleichung des deutschen und des griechischen Stücks findet man in der Neuen Biblioth. der schönen Wissensch. XXXIX. 1. S. 134.

lungen bey seinen Zuhörern verlohren, welche Derbheit des Geschmacks und Lebhaftigkeit des Geistes in einem hohen Grade vereinigten.

Die Zeit, in welcher eine solche Gattung des Schauspiels möglich war — denn auch die Komödie ist, wie alle von den Griechen erfundene Dichtungsarten, eine Tochter der Umstände, die mit diesen dahinstarb — konnte ihrer Natur nach nicht lange dauern, und mancher Kunstrichter des spätern Griechenlands verachtete den Witz jenes Lieblings der Grazien. a)

a) So Plutarch in seinem Judicio de Aristophane et Menandro. T. II. p. 853 ff. Er betrachtet den erstern ganz aus dem falschen Gesichtspunkt, in den ihn die Bewunderung des letztern gestellt hatte, und er rechnet ihm gegerade das zum Fehler an, was in seinem Zeitalter zuverläßig am meisten bewundert uud belacht worden war. Ich will hier nur einen Tadel Plutarchs berühren. Er wirft ihm Ungleichheit drs Styls vor, indem er den tragischen Ausdruck mit dem niedrigsten paare. Ohne Zweifel vergaß hier Plutarch, daß eine der ergiebigsten Quellen des Lächerlichen beym Aristophanes seine Parodien bekannter Stellen aus tragischen Dichtern war. Er behält dann meistentheils die Worte derselben bey, aber so, daß er ihnen eine andre Beziehung giebt, und sie mit niedrigen und schmutzigen Ideen verknüpft. Damit ist nun die gemeine Sprache niedriger Menschen überall verwebt. Wer dieses nicht weiß, dem muß freylich die Mischung der Sprache beym Aristophanes sehr sonderbar vorkommen; und die häufigen Anspielungen, die wir oft nur aus den Scholiasten, oft gar nicht wissen, sind ein vorzüglicher Grund, warum der Witz dieses Dichters einen weit schwächern Eindruck auf uns machen muß, als er auf seine Zeitgenossen ohne Zweifel gemacht hat.

Aristophanes sah noch selbst die Einschränkung der alten Zügellosigkeit, und bequemte sich der erzwungnen Sitte in einigen seiner Werke. Nach und nach, so wie die Sitten sich änderten, das rege politische Leben Athens mehr abnahm, die Thätigkeit und Theilnahme einzelner Bürger, durch die Einflüsse fremder Staaten, gehemmt wurde, und der Geschmack sich verfeinerte, änderte sich das Wesen der Komödie, so daß sie gegen das Ende dieses Zeitraums fast nichts als den alten Nahmen behalten hatte. Ihr Verhältniß zum Staat hatte aufgehört; und so wie sich die Aufmerksamkeit eines Menschen, wenn ihn äußere Gegenstände nicht mehr anziehn, auf sein Innres zu richten pflegt, so wurden jetzo die Sitten, Neigungen und Leidenschaften der Gegenstand der Komödie, welche von nun an einen philosophischern und edlern Anstrich bekam. So wie der Bürger mehr auf sein Haus eingeschränkt war, so schränkte sich auch die Komödie auf die Darstellung häuslicher Scenen, und auf die Verhältnisse der Väter und Kinder, der Weiber und Sklaven ein. Dadurch gewann die Kunst. Denn wenn es ehemals zu dem Interesse der Handlung hinreichend gewesen war, daß sie versteckte Beziehungen auf öffentliche Begebenheiten hatte; und zur Darstellung der Menschen, daß sie lebende und bekannte Menschen, so wie sie waren, aufstellte; so galt es nunmehr der Erfindung allgemein interessanter Begebenheiten und der Schilderung wohlgewählter, zweckmäßiger und geründeter Charaktere.

In diesem Zeitalter der neuen Komödie, welches unter die Herrschaft der Macedonier fällt, blühten mehrere Dichter, deren Nahmen das Alterthum mit Beyfall nennt; aber keiner kam dem Ruhm des Menander gleich. Mit ihm endet die denkwürdige Epoche der attischen Dichtkunst, so wie ein schöner Sommertag unter dem Glanze des lieblichen Abendroths flieht. Das neidische Schicksal hat uns von diesem Dichter nichts übrig gelassen, an welchem das Alter die Gabe der Darstellung mannigfaltiger Charaktere und Leidenschaften, einen höchst reinen Geschmack und eine entzückende Anmuth der Sprache, gleichsam wie aus einem Munde, rühmt. Neben ihm blühten Philemon und Diphilus, deren Nahmen er aber, dem Ausspruch eines feinen Kritikers zu folge, durch den Glanz seiner Talente in Dunkel hüllte. Dieses waren die Muster, nach denen sich ein Jahrhundert später die komischen Dichter der Lateiner bildeten; und der Zufall hat uns den Terenz gelassen, gleichsam um uns für den Verlust der unschätzbaren Werke seines Meisters zu trösten. *b)*

Alle Talente, welche durch die Umstände erweckt werden konnten, blühten in diesem Zeitalter auf. Die Geschichte zu schreiben war wohl schon vorher versucht worden, aber sie hatte sich auf die Begebenheiten einzelner Städte eingeschränkt, und war mehr bemüht

b) Cäsar nannte ihn in einem Epigramm dimidiatum Menandrum.

gewesen, die Fabeln der Vorwelt zu sammeln, c) als gleichzeitige Begebenheiten aufzubewahren. Nur große Thaten, Thaten weites Umfangs und an wichtigen Folgen reich, sind den Geist der Geschichte zu wecken geschickt. Daher war Griechenland kaum von der Gefahr befreyt, unter das Joch der Perser zu fallen, als ein Mann von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen die Vorfälle dieser Kriege beschrieb, und mit ihnen die Geschichte der ganzen ihm bekannten Erde verband. Wie Herodot durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und die unnachahmliche Anmuth seines Vortrags, so glänzt kurz nach ihm Thucydides durch die Tiefe seiner Einsichten und die Kraft und Würde seines Styls. Zwischen beyden stand der weise und liebenswürdige Xenophon. Für die Philosophie war schon in den frühesten Zeiten von fabelnden Weisen ein Grund gelegt worden, auf welchem die Philosophen dieses Zeitalters fortbauten. Aber auch in der Ausbildung dieser erhabnen Wissenschaft zeigt sich der eigenthümliche Geist des griechischen Volks. In der ältesten Zeit war die Philosophie poetisch und im Anfange dieses Zeitraums gesellte sie sich der Rhetorik zu. Nie hat sie

c) Wie Cadmus von Milet, Pherecydes, Dionysius von Milet. Sie sammelten die Traditionen der Völker und Städte und stellten sie ohne Verbindung und ohne Kritik auf, so wie sie dieselben gehört hatten. Man sehe, wie Dionysius von Halikarnaß sie charakterisirt in Judicio de Thucydide. T. VI. p. 819. und Heyne in den Notis in Apollodori Bibl. T. III. p. 921 ff.

des äußern Schmucks entrathen können; und diejenigen Sekten, die denselben für entbehrlich hielten, machten vergleichungsweise nur weniges Glück. Bald darauf ward die Philosophie eine Bürgerinn Athens und bequemte sich nun nach den Sitten und dem Bedürfniß des Staats. Sie setzte die Kenntnisse bey Seite, welche nur wenigen gemein seyn können, und ward demokratisch-populär. Doch dauerte dieß nur kurze Zeit. Denn die schönen Träume des Plato und die feine Dialektik des Aristoteles waren nur für wenige müßige Bürger, die es sich erlauben durften, die Stürme des Staats vom sichern Ufer herab zu betrachten.

Wie sich in diesem Zeitalter die Beredsamkeit mit überraschender Eile zur Vollkommenheit erhoben, und wie hier die Umstände sichtbarer wirkten, als bey der Ausbildung irgend eines andern Talents, ist zur Genüge bekannt. So wie nun das Bedürfniß des Staats und der Einzelnen den Redner hervor brachte, so bildete dagegen der Hang zum Genuß und der Wohlstand der Republik den Künstler. Die Religion, welche der Bilder bedurfte, und als das Geschöpf einer fruchtbaren und fröhlichen Phantasie den Stoff zu mannigfaltigen Bildungen gab, hatte die Kunst schon längst auf den Weg zur Schönheit geleitet. Das Bedürfniß derselben, so wie der frey wetteifernde Stolz der Familien, Städte und Stämme in Erhaltung des Andenkens ihrer großen Männer und in Verschönerung ihrer

Wohnsitze, hatte ihr eine weite und ehrenvolle Laufbahn eröffnet. Aber nirgends vermochte der Wohlstand so viel als in Athen; und da dieß in ein Zeitalter fiel, wo alle Kräfte auf das höchste gespannt waren, so machte die Kunst gerade in dieser Zeit reißende Fortschritte, und schuf jene erhabenen Ideale der Schönheit, welche die Bewundrung aller Nationen und aller Jahrhunderte geworden sind. Noch jetzt ist man stolz, diese Werke zu besitzen, da man ihnen nichts ähnliches zur Seite setzen kann; noch jetzt bezeichnen die Nahmen der Phidias, Praxiteles, Scopas und Polyklet nicht sowohl Nahmen von Künstlern als die Kunst selbst.

Mehrere der genannten Künstler, Philosophen und Geschichtschreiber lebten schon gegen das Ende dieser Periode, zu einer Zeit, wo das Licht des Geschmacks zwar noch über dem Horizont von Attika leuchtete, das Gestirn selbst aber, aus welchem diese Strahlen geflossen, schon im Untergehn war. Eine Reihe verderblicher Kriege hatten die Kräfte Athens geschwächt, und es von der ersten Stufe, auf der dieser Staat vormahls stand, zum zweyten und dritten Range herabgesetzt. Der Genuß der Oberherrschaft, eines ausgezeichneten, mit Verschwendung und Habsucht gepaarten, Wohlstandes und der Seedienst, in welchem sich die Bürger zu Piraten erniedrigten, hatten die Sitten Athens nach und nach zu Grunde gerichtet. Die Liebe zum Vaterland war abgestorben; die Freyheit hatte sich in Frechheit verkehrt; der kriegerische Geist war da-

hin. So war Athen beschaffen, als es, nebst dem übrigen Griechenland, der Raub eines nördlichen Volkes wurde, das sich in langen Kämpfen mit wilden Nachbarn geübt und gestärkt hatte. Der Oberfeldherr der Griechen wird bald ihr Herr, und der Rest der Freyheit, der ihnen unter Philipp und Alexander blieb, ließ ihnen nur noch so viel Kraft, als erforderlich war, diesen Ueberrest zu zerstöhren, und sich selbst aufzureiben.

So wie nun der Sieg über einen mächtigen und gefürchteten Feind den Stolz der griechischen Nation erweckt, und sie zu allen Unternehmungen in Krieg und Frieden mit Muth erfüllt hatte, so ging mit der Unterwerfung unter einem siegreichen Herrn die Erhabenheit der Seele, der Enthusiasmus des Muthes und der Eifer um Vorzug verlohren. Nur einigemahl noch regte sich der schlummernde Freyheitssinn, und niemahls unbestraft. Eine noch tiefere Knechtschaft folgte nach jedem Versuch. Willfährigkeit allein verschaffte noch Ruhe, und das unterdrückte Griechenland vergaß seiner Ahnen hohen Sinn und die angestammte Liebe zu seinen freyen Sitzen, indessen es noch an den Ausdrücken jener veralternden Sinnesart ein fruchtloses Vergnügen fand. Der Patriotismus erstarb; die Flamme des Genies verlosch; mit der Hoffnung, das Ziel zu erreichen, verschwand die Spannkraft, welche vormahls große Thaten erzeugt und herrliche Werke gebohren hatte. Ganz Griechenland war in einen Zu-

stand

stand der Erschlaffung gesunken. Die edlern Blüthen des Geistes fühlten den Hauch des Despotismus, welcher von Mazedonien aus über Griechenlands Fluren wehte, und die Quellen des Wohlstands nicht weniger, als die Quellen des Geistes, welche die Gärten der Grazien befruchtet hatten, versiegen machte.

Wenn aber auch durch diesen Umsturz der Dinge, und durch das Erlöschen der gesetzmäßigen Freyheit Athens mehrere edle Kräfte zu Grunde gingen, welche sich hier durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände entwickelt hatten, so war damit das Reich des Geistes noch nicht ganz zerstört; sondern indem einige Zweige des schönen und fruchtbaren Baumes abstarben, wurden andre, durch die Strahlen der monarchischen Verfassung, zum Treiben gebracht. Die Beredsamkeit hatte in Demosthenes ihre letzten Kräfte erschöpft, und nun ward die attische Nüchternheit mit asiatischem Schwulste vertauscht. Die Geschichte kehrte wieder in die Zeiten der Fabel zurück. Von allen Zweigen der Dichtkunst blühte nicht einer, die Komödie ausgenommen, welche sich so, wie Menander sie behandelte, in den Zeiten der höchsten Kraft Athens nicht hätte ausbilden können. Dagegen erhielt die Freygebigkeit Alexanders den Glanz der bildenden Künste, der Malerey und Architektur, der aber nach Alexanders Tode verschwand. Dagegen nahmen die Wissenschaften den höchsten Schwung. Die Länderkunde that auf einmahl einen ungeheuern Schritt. Die Naturgeschichte, bis dahin

kaum ein Gegenstand flüchtiger Aufmerksamkeit, bekam einen unermeßlichen Zusatz von Erfahrungen, und ward, unter Aristoteles Händen, fast schon zur Wissenschaft. Die Eroberung von Babylon erweckte das Studium der Astronomie auch unter den Griechen. So fing also auch hier, durch ganz leichte und natürliche Mittel, eine zweyte Schöpfung an, und es wurden neue Kräfte zur Hervorbringung neuer Früchte entwickelt.

Nun aber bedurften diese Wissenschaften, zur weitern Vollendung, eines ruhigen Aufenthalts fast noch mehr, als die Künste der Einbildungskraft. In Griechenland war dieser nicht mehr zu finden. Denn aus der Asche des Weltüberwinder Alexander war eine Flamme hervorgebrochen, welche sich über Griechenland, Asien und Aegypten verbreitete, und lange Zeit, durch den Stolz, die Habsucht und Herrschbegierde schändlicher Tyrannen erhalten wurde. Nach einer Reihe von Unruhen und Kriegen, die, weit entfernt zu großen Thaten zu spornen, nur das Gefühl des tiefsten Elends und der Ohnmacht zu schärfen dienten, war es für die seufzende Menschheit noch glücklich genug, daß die reiche mazedonische Erbschaft in mehrere Theile zerfiel, und das übergroße Reich ein Raub mehrerer Könige ward. Die zum Eigenthum gemachten Statthalterschaften wurden nun doch mit einiger Schonung regiert. Und als nach der Entkräftung wüthender Kriege die erste Ruhe zurück kam, wurde auch die

Sorge der neuen Könige für ihr Besitzthum offenbar. Aber den Staaten Griechenlands fehlte diese schnelle Hülfe, welche nur Könige entnervten Ländern zu geben vermögen, und die alten Sitze der Künste und Wissenschaften, der Industrie und des Handels sanken zum Rang armer Reichsstädte herab, die in ihrer Ohnmacht noch mit alten Tropäen, Titeln und Ansprüchen prangen.

Ein Land der alten Welt hob sich damahls gleichsam aus seinen Ruinen empor. Aegypten, in welchem das unkritische Alterthum die Wiege der Weltweisheit, der Gesetzgebung und der Künste bewunderte, wo riesenmäßige Denkmähler, die Geschichte eines vormahls blühenden Volks zu erzählen schienen, und dem Forscher der Geschichte der Menschheit schwer zu lösende Räthsel aufgaben, gewann unter dem Scepter seiner neuen Könige einen schnellen Zuwachs an Kräften und Reichthümern, und fühlte, wenigstens in einigen seiner Theile, ein stärkeres Treiben, als es seit Jahrhunderten gewohnt war. Ein glücklicher Gedanke Alexanders hatte dem Handel der alten Welt für eine Reihe von Jahrhunderten einen neuen Gang bestimmt. Alexandrien, an der Mündung des Nil, gleichsam an den Pforten der östlichen und westlichen Welt, zwischen den besuchtesten Meeren erbaut, wird der Mittelpunkt des reichsten und ergiebigsten Handels, welcher bey allen Revolutionen jener Länder, bis auf die Entdeckung der neuen Welt, und der Fahrt um die Spitze

von Afrika, in diesen von Alexander eröffneten Kanälen floß. Hier nun, bey dem Zusammenfluß der Waaren und Reichthümer dreyer Theile der Erde, wo der griechische Handelsgeist neue Beschäftigung und jede Art von Thätigkeit Aufmunterung fand, hier sollten die Wissenschaften ihren Wohnsitz aufschlagen, und hier ward selbst den verwaisten Musen Griechenlands ein Asyl eröffnet, wo sie in größerm Wohlstand und nicht mindrer Ehre ihre letzten Töne verhauchen konnten.

Aber es waren auch in der That ihre letzten Töne. Der schaffende Geist des griechischen Volks war dahin, und alles, was die Aufmunterung der Könige hervorbringen konnte, war nur ein schwacher Wiederhall jener Gesänge, die am Fuße des Helikon und an den Küsten des ägäischen Meeres getönt hatten. Auch war die Geschäftigkeit, welche die Straße Alexandriens füllte, von einer ganz andern Art, als jene rastlose Thätigkeit, welche das Volk von Athen zu den Bühnen der Redner, an die Schranken der Fechter und zu dem Theater der Schauspieler führte. Wie dort mehr der Hang zum Gewinn, hier mehr die Lust an mannigfaltigen Anregungen des Verstandes und der Empfindung das Volk beseelte, so wurde auch das Talent in der einen Stadt mehr durch den kaufmännischen Geist, in der andern mehr durch den Durst nach Ruhm in Bewegung gesetzt. Um so viel aber diese Triebfeder edler als jene ist, um so viel übertrafen die Dichter, Red-

ner und Schriftsteller Athens die Alexandriner an Erhabenheit, Größe und Originalität. Der Geschmack, den zu Athen die mannigfaltigen Urtheile des reizbaren Volks, und zahlreicher gebildeter Köpfe unter diesem, eine Ausdehnung, ohne die es gar keinen guten Geschmack giebt, verschafft hatte, ward hier durch die wenigen Stimmen des Hofs auf eine in die Augen fallende Weise beschränkt. Der öffentliche Gebrauch der Poesie, welcher bis dahin ihren Gang und Bildung bestimmt hatte, hörte auf, und in den meisten Werken des Geistes drückte sich mehr der individuelle Charakter ihrer Verfasser, oder weniger auf sie wirkender Menschen, als der Charakter der Zeit und des ganzen Volkes aus. Gleichwohl war es auch um die Originalität der einzelnen geschehn. Denn es ist unverkennbar, wie der Aufenthalt in einer reichen und üppigen Stadt die Abhängigkeit von dem Beyfall des Hofs und des Fürsten, und endlich die akademische Verbindung der Schriftsteller und Dichter Einförmigkeit der Neigungen und des Tons erzeugt hat. Alle sind weit von Kühnheit und Größe entfernt, und von allen gilt das Urtheil, welches ein treflicher Kunstrichter *d)* von einem derselben gefällt hat, daß sie sich eben so weit von den Fehlern, als von den Schönheiten großer Geister entfernt halten, und sich dadurch, daß sie sich nie erheben, vor der Gefahr zu fallen in

d) Longin vom Erhabenen. C. XXXIII.

Sicherheit gesetzt haben. In den Versammlungen eines freyen und stolzen Volks gefällt das Kühne und Riesenmäßige; in den feinen Zirkeln der Höflinge findet das Sinnreiche, das Gefeilte, das Neue und Zierliche Beyfall. Mit einer tadellosen Mittelmäßigkeit zufrieden »überlassen sie sich nie jener heftigen Begeisterung, die das Gemüth des Lesers erschüttert, und an »großen, glänzenden Gedanken und erhabnen Bildern »fruchtbar ist. Wenn die Dichter älterer Zeiten großen »Ströhmen vergleichbar sind, die sich zum Meere hin»abwälzen, so sind diese den Bächen ähnlich, die ihre »klaren Wasser durch liebliche Gegenden schlängeln.« e)

Nächst der Feinheit der Sprache und der Nüchternheit des Vortrags zeichnen sich die Schriftsteller dieses Zeitalters durch ein allgemeines Bestreben nach dem Neuen und Ungewöhnlichen aus, und vorzüglich erschöpfte sich der Witz der Dichter im Aufspüren neuer Gegenstände und Formen. Keinem ist es vielleicht besser geglückt als dem syrakusanischen Theokrit eine Gattung zu erfinden oder zu erneuern, die zu gleicher Zeit seinem eigenthümlichen Geist und dem Geiste seines Zeitalters so vollkommen entsprach, und Anmuth und Neuigkeit so glücklich vereinigte. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Gesang unter den sicilischen Hirten herkömmlich war, und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß einer oder der andre einen vorzüg-

e) Heyne de genio Seculi Ptolemaeorum in Opusc. Academ. T. I. S. 81.

lichen Ruhm unter seines Gleichen genossen habe. Aber die Empfindungen, welche ein Hirte ausdrückt, sind darum noch kein Hirtengedicht, und so scheint es, daß die poetische Darstellung des Hirtenlebens durch Kunst erst mit diesem Dichter ihren Ursprung erhalten habe. Ob wohl die Idyllen Theokrits von dem Ideal der Idylle noch weit entfernt sind — denn er ging von dem Begriffe des mimischen Gedichtes aus, welches treue Schilderung verlangte — so hat er dennoch eine feine Wahl angewendet, und was der verfeinerte Geschmack unsrer Zeiten hinwegwünscht, war vielleicht eben das, was den ptolemäischen Hof am meisten vergnügte! Denn auch in Theokrits Idyllen offenbart sich, wie mich dünkt, die zu seiner Zeit herrschende Idee: daß es verdienstlicher sey, unbedeutende und geringfügige Gegenstände mit Anmuth aufzustellen, und ihm durch den äußern Schmuck einen Werth zu verleihn, als das große und allgemein interessante — welches seinen Werth schon in sich trägt — zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Aber immer wollen wir diesem Dichter, dem so manche Verdienste eigenthümlich sind, durch die er auf einen der ersten Plätze unter seinen Zeitgenossen Anspruch macht, auch noch das zufällige Verdienst verdanken, die Idee zu einer der schönsten und reizendsten Dichtungsarten gegeben zu haben, die er selbst nicht zur Vollkommenheit bringen konnte und wollte. Auf seinen Spuren gingen Bion und Moschus einher. Es ist schwer, diese beyden geschmackvollen

Dichter mit ihrem Muster zu vergleichen, da die meisten ihrer Werke, die sich bis auf uns erhalten haben, zu einer andern Gattung gerechnet werden müssen.

Nicht ein gleiches Verdienst kann sich Lykophron anmaßen, der, in dem Eifer etwas Ungewöhnliches aufzustellen, auf den Einfall gerieth, einer fabelhaften Prophetinn eine lange Reihe von Orakeln in den Mund zu legen, deren dunkle Sprache uns ohne die vielfältigen Bemühungen alter Commentatoren eine räthselhafte Hieroglyphe geblieben wäre. Auch die sinnreichen Erfindungen einiger Dichter, durch eine künstliche Verbindung mehrerer Sylbenmaaße ihren Gedichten seltsame Gestalten von Eyern, Flügeln, Pfeifen und Altären zu geben, dürfen, so wenig als die Erfindung des Anagramma, unter den Angaben zur Charakteristik dieses Zeitalters übergangen werden.

Eine andre Eigenthümlichkeit der Dichter dieses Zeitalters an grammatischen und andern seltnen Kenntnissen aller Art, entsprang zum Theil aus dem erst jetzt erwachten Eifer um die Wissenschaften, zum Theil hing er mit dem Bestreben nach Neuheit, zum Theil mit der akademischen Einrichtung zusammen, welche Ptolemäus dem Orden der Gelehrten gegeben hatte. Indem jenes, bey dem Mangel an eignen Ideen, ein Nachforschen nach veralteten, aus dem Gedächtniß gleichsam entrückten Gegenständen, die nun wieder das Ansehn der Neuheit bekamen, veranlaßte, so verursachte diese einen rastlosen Wetteifer unter den vereinigten Gelehr-

ten, deren keiner zurück bleiben, keiner den Schutz der Könige umsonst genießen wollte, und dieser theilte sich bald genug auch den Dichtern aller Gattungen mit. Daher ist dieses Zeitalter die Wiege der grammatischen Kenntnisse in ihrem weitesten Umfange und der eigentlichen Gelehrsamkeit geworden, die sich mit Sammeln beschäftigt und dasjenige aufscheuert, was andre gedacht und gewußt haben. Die Sprache der Dichter, welche mit dem Schatze der gewöhnlichen poetischen Sprache nicht mehr zufrieden waren und in den Sammlungen der Gelehrten noch unbenutzte Schätze zu finden glaubten, bekam eine andre Gestalt. Eine Menge veralteter und verschlagner Wörter, aus den unschriftmäßigsten Dialekten zusammengerast, kamen unter ihnen in Umlauf, und wurden von einigen derselben auf eine übertriebene Weise gehäuft. Ein ähnliches Bestreben trieb sie an, aus allen Wissenschaften Schmuck für die Dichtkunst zu plündern, den sie vormahls aus dem Umkreis allgemein bekannter und allgemein interessirender Gegenstände genommen hatte. So wurde man endlich auch in der Wahl des Stoffes geleitet, und nicht mehr durch ein vorzügliches Interesse oder eine ausgezeichnete Geschicktheit desselben für die poetische Behandlung bestimmt, wählten die Dichter vielmehr diejenigen Gegenstände, welche theils noch niemals, theils nur in den frühesten Zeiten, von längst vergeßnen Dichtern, besungen worden. So verwandelte Arat das Werk des Eudoxus von den Gestirnen, ihren Kräf-

ten und Vorbedeutungen in wohlklingende Verse; Nicander machte einen Theil der Arzneykunst und die Grundsätze der Landwirthschaft, die er aus Büchern gelernt hatte, zum Gegenstand seiner unter den Gelehrten berühmten Gedichte; *f*) und Scymnus und Dionysius trugen die zu ihren Zeiten so sehr erweiterte Länderkunde in Versen vor. Weit mehrere aber verlohren sich in dem Labyrinthe der ältesten Fabel und der damit verknüpften mythologischen Geographie; und es scheint, daß der nämliche mühsame Fleiß, welcher vormahls in diesen Gegenden Pyramiden aufgethürmt, Obelisken und Sphinxe geschaffen hatte, auch die Gelehrten beseelte, das Unbekannteste und Seltenste aus fast vertrockneten Quellen zusammen zu leiten. Diese mühsam gesammelten Kenntnisse wurden nun, bald der Schmuck, bald der Inhalt alexandrinischer Werke. So wählte Apollonius aus dem ungeheuern Schatz der Fabellehre einen Mythus aus, der sich durch die Mannigfaltigkeit wunderbarer Begebenheiten empfahl, und der Eitelkeit des Dichters reiche Gelegenheit gab, seine Gelehrsamkeit an den Tag zu legen. Aber indem der Fleiß

f) Etenim si constat inter doctos, hominem ignarum astrologiae, Aratum, ornatissimis atque optimis versibus de coelo stellisque dixisse, si de rebus rusticis hominem ab agro remotissimum, Nicandrum Colophonium, poëtica quadam facultate non rustica, scripsisse praeclare; quid est etc. Cicero de Oratore I. 16. — Das astrologische Werk des Manetho übergehe ich mit Stillschweigen, weil es wahrscheinlich aus einem spätern Zeitalter und nicht das Werk Eines Verfassers ist.

des Dichters beschäftigt war, die Ideen seiner zahlreichen Vorgänger zu sichten und anzuordnen, blieb seine Einbildungskraft in Unthätigkeit, und sein Werk ist mehr als ein Denkmahl der Gelehrsamkeit, als des poetischen Geistes, mehr als ein Meisterstück der Sprache für das Studium des Sprachforschers, als des Geschmacks für den Genuß des Liebhabers auf unsre Zeiten erhalten worden. Mit noch größerer Kenntniß des fabelhaften Alterthums ausgerüstet, sammelte Euphorion seltne Mythen, und hüllte sie, so wie Lykophron, in eine räthselhafte Sprache ein. *g*) Aehnliche Sammlungen, aber für uns so gut als jene verloren, veranstaltete Callimachus, von dem selbst seine Bewunderer zugestehn, daß es ihm an poetischen Geiste mangelt, und was sich von ihm erhalten hat, giebt auch von seiner Kunst nur einen geringen Begriff. *h*) In seinen Hymnen wenigstens sind die Gedanken dürftig, die Darstellung kraftlos, der Vortrag nüchtern; und es scheint, er habe alle Mängel durch gelehrte Nahmen, und häufige, obschon nicht sinnreiche Anspielungen auf Fabeln gut zu machen geglaubt. Mehr Geist zeigt sich in den kleinern Gedichten, die man mit dem Nahmen der Epigrammen bezeichnet, von denen einige dem

g) Ueber den Euphorion s. Heyne zum Virgil. Tom. I. p. 172. Neue Ausgabe.

h) Battiades semper toto cantabitur orbe, quamvis ingenio non valet, arte valet. Ovid. I. Am. 15. 14. — angusto pectore Callimachus, I. 1. 40.

schönsten, was sich aus dieser Gattung erhalten hat, an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

In diesem Zeitalter, scheint es, haben Dichter, welche für das eigentliche Heldengedicht nicht Athem genug besaßen, zuerst angefangen, einzelne Mythen als Erzählungen vorzutragen. *i*) Auch die Elegie fand neue Bearbeiter, und mehrere Dichter gingen auf den Spuren eines Mimnermus, Solon und Evenus einher. *k*) Wie wenig hat uns die Zeit auch hievon erhalten, so daß wir gezwungen sind, den Geist der Philetas, Hermesianax und Phanokles aus den Nachahmungen einiger Römer zu beurtheilen, die sich für ihre Schüler bekannt haben. Daß auch hier, vornämlich in den Elegien des Callimachus, eine oft unzeitige und

i) Hierher gehören mehrere Stücke unter den Werken Theokrits, wie der Herakliskus, der Löwentödter Herkules und andre, die man sehr Unrecht thun würde unter die bukolischen Gedichte zu rechnen. Zu eben dieser Gattung gehört die Europa von Moschus.

k) Dem Philetas wieß man den zweyten Platz unter den elegischen Dichtern an, indem man dem Callimachus den ersten zugestand. Propertz gedenkt seiner an mehrern Stellen mit Lob. — Vom Hermesianax hat sich ein ansehnliches Fragment beym Athenäus erhalten, welches ohnerachtet der Bemühungen eines Lennep (am Ende der Anmerkungen zum Coluthus) und eines Ruhnkenius, (welcher es seinen kritischen Briefen angehängt hat) noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. Es werden darinne die verliebten Dichter mit ihren Geliebten genannt, und zum Theil charakterisirt. — Vom Phanokles, und einem aus seinen Elegien erhaltenen Fragment, ist oben (Anmerkung a S. 286.) Erwähnung geschehn.

darum meist beschwerliche Gelehrsamkeit obgewaltet habe, erhellt aus den Elegien ihres großen Verehrers, Properz, wenn man dieselben mit einigen erhaltenen Fragmenten vergleicht, deutlich genug. Auch die Muse des Trauerspiels wollte sich hier neue Altäre errichten, und die Grammatiker sammelten einen Canon alexandrinischer Tragiker, welche sie das Siebengestirn nannten; die aber, um mich des Ausdrucks eines sinnreichen Kunstrichters zu bedienen, auch dem Glanze nach nichts weiter waren, als ein Siebengestirn. *l*)

Dieses waren die Früchte der Musen, welche das Treibhaus der Ptolemäer zu Alexandrien hervorgebracht hat. Unstreitig ist hier alles geschehn, was nur immer den Umständen nach möglich war, und was durch Aufwand, Aufmunterung und Fleiß bewirkt werden kann, wurde hier wirklich gemacht. Dieses Zeitalter war vielleicht auch schon darum nothwendig, damit die Arbeiten der vorigen Jahrhunderte nicht vergeblich wären. Denn ohne den Fleiß zahlreicher Gram-

l) Die Nahmen dieser sieben Tragiker waren: Aeantides, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lykophron, Dionysides (oder Sosiphanes) Sositheus und Philiskus. — Eine Gattung der Poesie, welche mit der römischen Satyre einige Aehnlichkeit gehabt zu haben scheint, und Silli genannt wurde, kam in diesem Zeitalter durch den Timon Phliasius auf. Es ist ihrer im Text keine Erwähnung gethan worden, weil wir uns, aus den wenigen Fragmenten des Timon, (welche gesammelt sind in Bruncks Analekten T. II. p. 67 ff.) nur einen unvollständigen Begriff von ihnen machen können.

matiker, welche die Werke der ältern Dichter sorgfältig sammelten und erläuterten, wären vielleicht noch mehrere derselben von dem Strome der Zeit verschlungen worden, und bey andern würde uns das Licht fehlen, das jenen frühern Commentatoren noch leuchten konnte.

Der eigentliche Glanz des ptolemäischen Zeitalters dauerte nicht länger als unter den ersten Königen, welche meist selbst Kenner, alle aber eifrige Beförderer der Wissenschaften waren. Durch Ptolemäus Physcon, einen Tyrannen, dem es nicht an Gelehrsamkeit gebrach, wurden eine Menge Gelehrten aus Aegypten vertrieben, die nun wieder nach dem Vaterlande der Cultur, nach Griechenland, zurück kehrten, oder auf den Inseln Wohnplätze fanden. So bekam also Griechenland von Aegypten aus die Wissenschaften wieder, deren Saamen es nach Aegypten gesendet hatte, und bey dieser neuen Verbreitung ward eine gänzliche Ausrottung der Gelehrsamkeit mehr als jemahls unmöglich gemacht. Die griechische Sprache wurde in diesem Zeitraum die allgemeine Sprache der Welt, und blieb noch lange Zeit das Medium, durch welches auch andern Völkern Cultur und Kenntnisse mitgetheilt wurden. In mehrern Gegenden wurden gelehrte Schulen angelegt. Die Könige von Pergamus wetteiferten mit den ägyptischen in der Begünstigung der Wissenschaften und errichteten eine Bibliothek, die sich einer Vergleichung mit der alexandrinischen nicht zu schämen

hatte. Zu Rhodus blühte eine Schule der Beredsamkeit; in Cilicien wurde die Philosophie neben andern Wissenschaften mit Erfolg gelehrt.

So waren also in der That die griechischen Wissenschaften durch den größern Verkehr der Völker unter einander weiter verbreitet, als zu den Zeiten ihres höchsten Glanzes, wo sie in engen Gränzen entstanden und nur eigentlich für diese gebildet worden waren. Sie waren jetzt weniger als je von den Umständen abhängig, und die Umändrung in den Sitten und der Verfassung hatte weniger Einfluß auf ihre Bearbeitung. Als daher Mazedonien, Griechenland, Asien und Afrika unter die Gewalt der Römer fiel, erlitten die Wissenschaften keine merkwürdige Veränderung, sondern dauerten in derselben Gestalt, wie vormals, fort. Eine Menge griechischer Gelehrten eilten nach Italien, dem rohen Sieger Sitten und Kenntnisse beyzubringen, und es fehlte hier nicht an Belohnung und Aufmunterung. Gleichwohl war die Zeit vorbey, in welcher sich diese Nation neue Verdienste um die Künste der Einbildungskraft machen, und der griechische Geist sich erheben und glänzen konnte. Alle die Umstände waren dahin, unter denen er vormahls gehoben, genährt und zur Reife gebracht worden war.

Was indessen die Umstände hervorbringen konnten, ward auch noch jetzo hervorgebracht. Uebungen in der Beredsamkeit waren für den müßigen Griechen ein unterhaltendes Spiel, und blieben bey der gerichtlichen

Verfassung der alten Welt von einigem Nutzen. Ob nun gleich die Beredsamkeit selbst, bey dem Mangel an wichtigen Gegenständen, woran sie sich üben konnte, gerade so wie in dem unterjochten Rom, immer tiefer herab sank, so ward doch durch die Schulen die Theorie derselben ausgebildet. Die Vermehrung der Theoretiker aber brachte wiederum eine Vermehrung der praktischen Redekünstler hervor, deren Beredsamkeit endlich zu einer bloßen wohlklingenden Wortkrämerey herab sank. — Da sich ferner der Umfang gelehrter Kenntnisse vermehrt hatte und das Bedürfniß nach Unterricht auf mehrere verbreitet worden war, so war hierdurch ein Weg zu nützlicher Beschäftigung für die Griechen eröffnet, welche geraume Zeit hindurch in der römischen Monarchie das Monopol des Unterrichts hatten. Auch für die Geschichte fanden sich noch einige glückliche Köpfe, die, bey dem Mangel großer vaterländischer Begebenheiten, entweder die Geschichte der Vorzeit aus ältern Urkunden sammelten, und bald für den moralischen Nutzen bald für die Unterhaltung bearbeiteten, oder die Thaten des wunderbaren Volkes beschrieben, welches den Thron der Welt auf sieben Hügeln gegründet, und welchem das Schicksal die Herrschaft Griechenlands und des Erdkreises beschieden hatte.

Für die griechische Dichtkunst aber fand sich überall kein Boden mehr. In den Köpfen der Römer zwar, welche vor nicht langer Zeit mit ungeschwächter

Kraft

Kraft die Rennbahn betreten hatten, konnte wohl der Funke wirken, den die neu errichtete Bekanntschaft mit den Denkmählern des griechischen Alterthums entzündete; aber für Griechen, die schon seit so langer Zeit ihre Dichter als eine Schatzkammer grammatischer Weisheit betrachtet hatten, war auch diese Einwirkung auf immer dahin. Fast die ganze Poeterey der Griechen in der römischen Welt schränkte sich daher auf Epigrammen ein, in denen sie nicht selten die Ideen ihrer Vorgänger wiederholten, und worinne die Römer es ihnen bald genug gleich thun lernten. *m)* Wenn

m) Da die griechischen Epigrammatisten, jeder bey seinem Zeitalter, nicht haben angeführt werden können, so sollen hier nur einige Worte über die Sammlungen derselben die im Texte gelassene Lücke ausfüllen. Das griechische Epigramm war oft nichts weiter als Aufschrift, und enthielt nichts, als eine simple Anzeige der Bestimmung eines Denkmahls oder eines Geschenks. Nun benennt man aber auch eine Menge kleiner griechischer Gedichte, Madrigallen, Elegien, Sittensprüche, Idyllen, und Erzählungen, mit demselben Nahmen, weil sie die Sammler der Anthologien unter die Epigrammen gemischt haben. Eine solche Sammlung veranstaltete zuerst Meleager aus Gadara, etwa hundert Jahre vor Christi Geburt, selbst ein zierlicher Dichter, von dem sich eine Menge kleiner Madrigallen, Elegien und Aufschriften erhalten hat. Er nannte seine Sammlung einen Kranz, und die Dichter, welche er in dieselbe aufgenommen hat, zählt er in einem langen Gedichte auf, welches man bey Brunck in den Analekten T. I. p. 1. nachsehen kann. Als eine Fortsetzung dieser Sammlung kann man diejenige betrachten, welche Philippus aus Theßalonich, unter der Regierung Augusts, und

aber auch noch irgend jemand Muth zu längern Gedichten schöpfte, so war es, um wie Andromachus, Marcellus Sidetes, Rufus und Oppian wissenschaftliche, des poetischen Schmucks fast unfähige Gegenstände in das Gewand der Dichtkunst einzukleiden. So schien also der griechische Dichtergeist, von der Zeit an, wo er in Latium in einer fremden Sprache wirksam geworden war, sich aller Ansprüche auf weitere Thätigkeit in seiner Muttersprache begeben zu haben.

Aber auch in Rom dauerte der Flor der Künste und Wissenschaften, einer ausländischen, künstlich getriebenen Pflanze, nur kurze Zeit; und der Geist, der in dem neu errichteten orientalischen Kaiserthum — welches Griechenland aus seinem Schutt empor zu rufen schien — wirkte, war nicht von der Art, daß sein Hauch den erstorbenen Dichtergeist hätte beleben können. Doch hörte man hier niemahls auf, die Alten zu lesen, abzuschreiben und zu erklären. Daher sank

Strato, unter Alexander Severus, veranstaltete. Die kleinen Gedichte späterer Zeit wurden zuerst von Agathias, unter Justinianus Regierung, gesammelt und ihrem Inhalt nach unter Klassen geordnet. Diese Einrichtung gefiel auch dem Constantinus Cephalas, welcher im zehnten Jahrhundert lebte. Er sammelte aus den Anthologien seiner Vorgänger ein neues Werk, welches sich auf unsre Zeiten erhalten hat, und nebst der Sammlung des Maximus Planudes (eines Mönches aus dem XIV. Jahrhundert) den Grund der Brunckischen Analekten ausmacht. Man sehe Brunck in der Vorrede und Herder in den zerstreuten Blättern. 1. Theil. S. 102.

das orientalische Reich, auch in den Zeiten seiner höchsten Entkräftung, nie in die tiefe Barbarey, welche über dem Occident brütete; und es wurde hier der Funke erhalten, aus welchem in dem sechszehnten Jahrhundert ein neues Licht für das verfinsterte Europa aufgehen sollte.

Die Lektüre der alten Dichter brachte nun wohl auch noch bisweilen ein neues Gedicht hervor, indem die Gedanken und Bilder von jenen zusammengereiht und oft mit dem spielenden Witze, den die Rhetoren in diesem Zeitalter erhielten, durchflochten wurden. Von dieser Art ist das lange Gedicht des Nonnus und seines Nachahmers des jüngern Musäus, in denen man allenthalben die Gedanken früherer Dichter, vornämlich aber der Epigrammatisten wiederfindet. Daher ist alles so zugespitzt, so Antithesenreich und süßlich. In einem ernstern Ton und mehr in der Sprache der alten Dichter ist das Werk des Quintus Smyrnäus geschrieben, in welchem er die Begebenheiten des trojanischen Kriegs nach der Iliade aus den Werken der cyclischen Dichter und ihrer gelehrten Epitomatoren und Interpreten zusammen gesetzt hat.

Als Werke der Einbildungskraft verdienen hier noch die Episteln eines Alciphron und Aristänetus erwähnt zu werden, vielleicht das zierlichste und feinste, was der Witz der Sophisten und Rhetoren dieser letzten Zeiten hervorgebracht hat, ob schon in ihnen

die Natur nicht selten erkünstelt, und der Witz nicht selten gesucht ist. Unter allen Spielen der Phantasie aber fand nichts einen größern Beyfall als die milesischen Mährchen, eine Zusammenhäufung wunderbarer Begebenheiten, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Interesse und meistens auch ohne sonderliches Verdienst des Ausdrucks und der Sprache. So weit Nonnus unter Homer steht, so weit stehn die süßlichen Romane eines Longus, Xenophon Ephesius, Achilles Tatius, Heliodor und Chariton unter den Meisterstücken eines Fielding und Wieland.

Luis de Camoens.

(Geboren 1517. starb zu Lissabon im größten Elend 1579. Die erste Ausgabe der Lusiade erschien 1572.)

Portugal hatte das Glück, von der Zeit an, da es ein selbstständiges, unabhängiges Reich ward, eine Reihe tapfrer und kluger Fürsten und Feldherrn zu bekommen, die die Stützen des Throns befestigten, den kriegerischen Hang der Nation nährten, und ihr ein Vertrauen und ein Gefühl von Kraft einflößten, das sie in der Folge nothwendig auch zu andern, als kriegerischen Unternehmungen führen, und ihre Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge krönen mußte; Jahrhundertlange Fehden mit den Mauren und Spaniern dienten mehr dazu, die Nation zu bilden, als sie wild und barbarisch zu machen. Der Rittergeist, der hier einen günstigen Boden fand, und die Macht einer, wenn gleich noch so abergläubischen Religion hinderten das letztere. Die der Handlung günstige Lage des Reichs und glückliche Umstände erweckten endlich den Geist der Speculation, und dieser den Durst nach Eroberungen und Entdeckungen. In weniger Zeit traten

eine Menge kühner Abentheurer auf, die neue Länder und Schätze suchten, und nur selten ganz leer ausgingen. Bald lernte man einsehen, was für große Vortheile die Entdeckung eines Seewegs nach Ostindien dem Handel der Nation verschaffen müßte. Verschiedene Versuche wurden gewagt, und mislangen: endlich glückte es dem Vasco de Gama diese Straße zu finden, und den Weg zu eröffnen, auf dem die Portugiesen zu dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Wohlstandes gelangten.

In diese Blüthe des Reichs, die nur von zu kurzer Dauer war, (denn bald vereinigten sich Jesuiten, Inquisition und spanischer Druck die Nation nach und nach von ihrer Höhe herabzuziehen, und sie in die Ohnmacht und halbe Barbarey zu versetzen, worin wir sie noch in unsern Tagen schmachten sehen) fiel die Lebenszeit des Camoens. Der Enthusiasmus, den jene glückliche und kühne Fahrt nach Indien erzeugt hatte, war noch nicht erloschen: die beschränkten Umstände des Dichters und sein feuriger Geist trieben ihn selbst in jene ferne Regionen, und hier, auf dem Schauplatz dieser Unternehmung, entstand bey ihm der Gedanke, ein episches Gedicht zur Verherrlichung derselben und seiner ganzen Nation zu schreiben. Er hofte dadurch sein Glück und seinen Ruhm zu gründen; allein das erste gelang ihm gar nicht, und das zweyte nur nach seinem Tode. Er brachte den größten Theil

seines Lebens unstät, in Armuth und Gefängniß zu, und starb endlich fast Hungers. a)

Die Spanier, Franzosen, Italiener und Engländer besitzen vollständige, zum Theil mehrere Uebersetzungen der Lusiade, die jedoch unter uns so wenig bekannt worden sind, als das Original. Ins Deutsche sind nur einzelne Gesänge und Fragmente übergetragen worden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sobald eine Uebersetzung des Ganzen erscheinen sollte. Wir glauben daher keine vergebliche Arbeit zu unternehmen, wenn wir eine etwas ausführliche Nachricht von diesem Gedichte geben. Wir legen den Plan desselben vor, theilen einige schöne und charakteristische Stellen in einer Uebersetzung mit, und fügen dann allgemeine Anmerkungen über den Geist und die Eigenheiten des Dichters hinzu.

Erster Gesang. Ankündigung, Anrufung der Nymphen des Tagus und des Königs Sebastian. „Die Waffen und die tapfern Krieger, die von Lusi„taniens abendlichem Ufer, auf unbesuchten Meeren,

---

As armas, e os Varoẽs assinnalados,
Que da Occidental praia Lusitana,

a) Voltaire sagt, Camoens habe vom Könige eine jährliche Pension von 800 Livres bekommen, allein er erhielt nicht mehr, als 15000 Reis (noch nicht 30 Thaler in unserm Gelde) und dabey hatte er die Obliegenheit, dem Hofe allenthalben zu folgen. Sein Sklave mußte betteln, um sich und seinem Herrn das Leben erhalten.

»über Ceylon hinausdrangen; in Gefahren und har-
»ten Kämpfen mehr als menschliche Kräfte zeigten,
»und unter fremdem Volke ein neues Reich gründeten
»und erhöhten — Und das ruhmwürdige Gedächtniß
»der Könige, die Glauben und Herrschaft verbreiteten,
»und die barbarischen Fluren Asiens und Afrikas ver-
»heerten, und jene, die durch muthige Thaten sich von
»dem Gesetze des Todes befreyten, soll mein Gesang
»über die ganze Erde tragen, wenn Genie und Kunst
»mein großes Vorhaben begünstigen. — Genug von
»den weiten Wanderungen des schlauen Griechen und
»Trojaners! genug von den Siegen Alexanders und

Por mares nunca d'antes navegados
Passàraõ ainda alèm da Taprobana,
Que em perigos e guerras esforçados,
Mais do que permettia a força humana,
Entre gente remota edificàrão
Novo Reino, que tanto sublimàrão.

Et tambem as memorias gloriosas
Daquelles Reis, que forão dilatando
A Fè, o Imperio; e as terras viciosas
D'Africa, e d'Asia andàrão devastando:
E aquelles, que por obras valerosas
Se vão da lei da Morte libertando;
Cantando espalharei por toda parte,
Se a tanto me ajudar o engenho, e arte.

Cessem do sabio Grego e do Troiano
As navegaçoès grandes, que fizerão;

»Trajans: denn ich singe den edlen lusitanischen Hel»den, dem Neptun und Mars gehorsam waren. Hin»weg mit jenen, die die Muse der Vorwelt sang, ein »neuer Glanz verdunkelt sie alle. — Und ihr, meine »Tagiden (denn ihr erwecktet in mir den neuen feuri»gen Geist) hab ich je in niedrigen aber fröhlichen »Weisen euren Strohm besungen; so verleiht mir »jetzt einen hohen und prächtigen Ton, einen erhabe»nen und leichten Styl, und Phöbus soll nicht länger »verstatten, daß eure Fluthen die Fluthen der Hippo»krene beneiden.« Vasco de Gama ist mit seinen Schiffen schon im indischen Meere in der Nähe von Madagascar, als Jupiter die Götter versammelt, und sich mit ihnen über dieses Unternehmen berathschlagt. Er

---

Calle-se d'Alexandro, e de Trajano
A fama das vittorias, que tiverão:
Que eu canto o peito illustre Lusitano,
A quem Nettuno e Marte obedecèrão:
Cesse tudo o que a Musa antiga canta,
Que outro valor mais alto se levanta.

E vos, Tagides minhas (poes oreado
Tendes em mi hum novo engenho ardente)
Se sempre em verso humilde celebrado
Foi de mi vosso Rio alegremente,
Daime agora hum som alto, e sublimado,
Hum estilo grandiloco, e corrente:
Porque de vossas aguas Febo ordene,
Que não tenhão enveja as de Hippocrene.

gesteht, das Schicksal begünstige den Plan der Portugiesen, gleichwohl erhebt sich Bacchus, der seinen alten Ruhm in Indien verdunkelt zu sehen fürchtet, gegen sie. Mars und Venus aber sprechen für sie. Der Kriegsgott thut den Vorschlag, den Merkur abzuschicken, um sie an einen Ort zu bringen, wo sie sich erhohlen und Nachrichten von Indien einziehen. Jupiter erlaubt es »besprengt die ganze Versammlung mit »Nektar, und die Götter gehen über die glänzende »Milchstraße nach ihren Wohnungen.« Die Portugiesen erreichen Mosambik, wo jedoch Bacchus, unter der Gestalt eines angesehenen Mauren, den ohnehin übelgesinnten Scheik gegen sie aufbringt. Nur durch ihre Tapferkeit machen sie den unerwarteten, hinterlistigen Angriff, der auf sie geschieht, unschädlich, und segeln weiter. Ein Wegweiser, den sie mitgenommen und dessen Leitung sie sich unvorsichtig überlassen, sinnt auf ihren Untergang; allein Venus zerstört seinen Plan und führt ihre Schützlinge nach Mombaza.

Zweyter Gesang. Die Portugiesen werden, dem Scheine nach, hier gut aufgenommen. Sie desto sicherer zu machen, ersinnt Bacchus, der ihnen auch hier zuvor gekommen ist, eine List, die so abentheuerlich ist, als die Erzählung des Dichters davon. Die Kundschafter, die Gama an das Land geschickt hat, werden in ein Haus geführt, »in welchem Bacchus

»verkleidet und in menschlicher Gestalt wohnte, wie ein »Christ lebte, und einen prächtigen Altar baute, vor »dem er betete. Auf demselben hatte er die Gestalt des »heiligen Geistes abgebildet, eine gemahlte weisse Taube »über dem wahren Phönix, der reinen Jungfrau, »schwebend. Auch sah man die Gesellschaft der heili»gen Zwölf, mit so verstörtem Blick, als die Urbil»der, da sie die feurigen Zungen bekamen, mit de»nen sie in verschiedenen Zungen sprachen. Thyo»neus zündete den herrlichsten Weyhrauch an, den das »duftende Panchaia erzeugt, und so betete der falsche »Gott den wahren an.« Venus rettet die Seefahrer

---

Estava em huma casa da Cidade,
Com rosto humano, e habito fingido,
Mostrandose Christão: e fabricava
Hum Altar suntuoso, que adorava.

Alli tinha em retratto affigurada
Do alto e Santo Espirito a pintura;
A candida Pombinha debuxada,
Sobre a unica Fenis, Virgem pura.
A companhia santa està pintada
Dos Doze, tão torvados na figura,
Como os que so das Linguas, que cahirão
De fogo, varias Linguas referìrão.

Os cheiros excellentes produzidos
Na Pancaia odorifera queimava
O Tioneo: e assi por derradeiro
O falso Deos adora o Verdadeiro.

dadurch aus der Gefahr, daß sie mit Hülfe der Nereiden die Schiffe, wie sie im Begriff sind, in den Hafen einzulaufen, mit Gewalt zurück treibt, und ihnen sichtlich einen Felsen in den Weg legt. Bey dem Geschrey, das das Schiffsvolk hierüber erhebt, fliehn die auf den Schiffen befindlichen Mauren, die sich verrathen glauben, ihre bösen Absichten aber nun erst an den Tag bringen. Gama empfiehlt sich in einem Gebet der göttlichen Vorsicht, worauf die schöne Dione in den sechsten Himmel steigt, dieß Gebet vor den Jupiter zu bringen. Die Beschreibung der Göttinn ist schön, aber für unsre keusche Sprache zu frey, um eine wörtliche Uebersetzung zuzulassen. »Die Weite »des Weges hatte sie erhitzt, und eine Röthe flog auf »ihre Wangen, die ihr so schön stand, daß sie die »Sterne und den Himmel und die nahe Luft, und al»les, was sie erblickte, mit Liebe erfüllte. Mit ih»ren Augen flößte sie eine beseelende Glut ein, fähig, »den erstarrten Pol zu entzünden, und die kalte Sphä-

---

E como hia affrontada do caminho,
Tão fermosa no gesto se mostrava,
Que as Estrellas, o Ceo, e o Ar vizinho,
E tudo, quanto a via, namorava.
Dos olhos, onde faz seo filho o ninho,
Huns espiritos vivos inspirava,
Com que os Polos gelados accendia,
E tornava de fogo a Esfera fria.

»re in Flammen zu setzen. — Und damit sie den höch»sten Vater, der stets sie zärtlich geliebt hatte, desto »sicherer feßle, erschien sie so vor ihm, wie einst vor »dem Trojaner im idäischen Walde. Hätte sie der »Jäger gesehn, der die menschliche Gestalt verlor, weil »er Dianen im Bad überraschte, seine hungrigen Hun»de hätten ihn nicht getödtet, früher noch wäre er für »Begierde gestorben. — Die gekräuselten blonden Lo»cken floßen über die Schultern, die den frisch gefal»lenen Schnee verdunkelten: der milchweisse Busen, »mit dem Amor unsichtbar spielte, zitterte, wie sie »ging, und der glänzende Gürtel sprühte Funken, mit »denen ihr Sohn die Seelen in Brand setzt. Ein dün-

---

E por mais namorar ao ſoberano
Padre, de quem foi ſempre amada e cara,
Se lhe appreſenta, aſſi como ao Troiano
Na ſelva Idea ja ſe appreſentàra.
Se a vìra o Caçador, que o vulto humano
Perdeo, vendo a Diana na agua clara,
Nunca os famingos galgos o matàrão;
Que primeiro deſejos o acabàrão.

Os creſpos fios de ouro ſe eſparzião
Pelo collo, que a neve eſcurecia:
Andando as latteas tetas lhe tremiaõ,
Com quem Amor brincava, e naõ ſe via:
Da alva petrina flammas lhe ſahião,
Onde o Minino as almas accendia:
Pelas liſas colunnas lhe trepavão
Deſejos, que como Hera ſe enrolavão.

»ner Schleyer deckte die Theile, denen die Natur die »Schaam zur Wächterinn gab, doch das Netz mit den »rothen Lilien nicht geizig, bedeckte weder alles, noch »verhüllte es alles. Schon erwachen im Vulkan Ei»fersucht, im Mars die Liebe. Auf ihrem himmli»schen Antlitz zeigt sich unter dem Lächeln ein trübes »Wölkchen; gleich dem Mädchen, die von ihrem un»vorsichtigen Geliebten im neckenden Spiel verletzt wor»den, und nun in Einem Augenblick schmollt und »lacht, und halb versöhnt wieder zürnt, nahte die »Göttinn, der an Liebreiz keine gleicht, mehr freund»lich als traurig, dem Throne des Vaters.« Sie

---

Cum delgado cendal as partes cobre,
De quem vergonha e natural reparo;
Porèm nem tudo esconde, nem descobre,
O veo dos roxos lirios pouco avaro:
Mas para que o desejo accenda, e dobre,
Lhe poem diante aquelle objetto raro.
Ja se sentem no Ceo por toda a parte,
Ciumes em Vulcano; amor em Marte.

E mostrando no angelico semblante
Co riso huma tristeza misturada;
Como Dama, que foi do incauto Amante,
Em brincos amorosos maltrattada,
Que se queixa e se ri num mesmo instante,
E se torna, entre alegre, magoada,
Desta arte a Deosa, a quem nenhuma iguala,
Mais mimosa, que triste, ao Padre fala.

verklagt den Bacchus, Jupiter tröstet sie, und verkündigt ihr die künftigen Thaten der Portugiesen im Orient, wie sie Nationen bezwingen, und die Verehrer des Mahomets und die abgöttischen Heiden unter das Joch bringen würden. Er schickt hierauf den Merkur und die Fama ab, den Helden in Melinde eine günstige Aufnahme zu bereiten. Sie kommen an, und werden freundschaftlich empfangen. Der König ist neugierig, die Geschichte der Portugiesen und ihrer Kriege zu erfahren. »Denn ohne sie zu wissen,« sagt er, »weiß ich, daß sie wissenswerth sind.«

Que sem sabellas, sei que saõ de preço.

Dritter Gesang. Vasco erfüllt sein Verlangen auf eine Weise, wie sie von einem Portugiesen erwartet werden kann. In einem feyerlichen oft schwülstigen Ton preißt er die Helden und Thaten der Nation. *b*) (Dabey ist jedoch die Erzählung hinreissend, poetisch, wiewohl nur dem ganz verständlich, der die Geschichte schon genauer kennt. Nicht ohne schö-

b) Portugall heißt das Haupt von ganz Europa, und Lissabon die Fürstinn der Städte. Der Pater Vieira, der für den größten portugiesischen Redner gilt, sucht in seinem verpfändeten Worte Gottes darzuthun, daß Lissabon vom Elisa, Tubals Bruder erbaut worden, und daher den Namen Elisea, verdorben Ulyßea bekommen. Ulyß habe die Stadt nur erweitert, und ihrem ersten Ursprung nach sey sie 220 Jahre älter als Ninive.

eine Menge kühner Abentheurer auf, die neue Länder und Schätze suchten, und nur selten ganz leer ausgingen. Bald lernte man einsehen, was für große Vortheile die Entdeckung eines Seewegs nach Ostindien dem Handel der Nation verschaffen müßte. Verschiedene Versuche wurden gewagt, und mislangen: endlich glückte es dem Vasco de Gama diese Straße zu finden, und den Weg zu eröffnen, auf dem die Portugiesen zu dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Wohlstandes gelangten.

In diese Blüthe des Reichs, die nur von zu kurzer Dauer war, (denn bald vereinigten sich Jesuiten, Inquisition und spanischer Druck die Nation nach und nach von ihrer Höhe herabzuziehen, und sie in die Ohnmacht und halbe Barbarey zu versetzen, worin wir sie noch in unsern Tagen schmachten sehen) fiel die Lebenszeit des Camoens. Der Enthusiasmus, den jene glückliche und kühne Fahrt nach Indien erzeugt hatte, war noch nicht erloschen: die beschränkten Umstände des Dichters und sein feuriger Geist trieben ihn selbst in jene ferne Regionen, und hier, auf dem Schauplatz dieser Unternehmung, entstand bey ihm der Gedanke, ein episches Gedicht zur Verherrlichung derselben und seiner ganzen Nation zu schreiben. Er hofte dadurch sein Glück und seinen Ruhm zu gründen; allein das erste gelang ihm gar nicht, und das zweyte nur nach seinem Tode. Er brachte den größten Theil

seines Lebens unstät, in Armuth und Gefängniß zu, und starb endlich fast Hungers. *a*)

Die Spanier, Franzosen, Italiener und Engländer besitzen vollständige, zum Theil mehrere Uebersetzungen der Lusiade, die jedoch unter uns so wenig bekannt worden sind, als das Original. Ins Deutsche sind nur einzelne Gesänge und Fragmente übergetragen worden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sobald eine Uebersetzung des Ganzen erscheinen sollte. Wir glauben daher keine vergebliche Arbeit zu unternehmen, wenn wir eine etwas ausführliche Nachricht von diesem Gedichte geben. Wir legen den Plan desselben vor, theilen einige schöne und charakteristische Stellen in einer Uebersetzung mit, und fügen dann allgemeine Anmerkungen über den Geist und die Eigenheiten des Dichters hinzu.

Erster Gesang. Ankündigung, Anrufung der Nymphen des Tagus und des Königs Sebastian. „Die Waffen und die tapfern Krieger, die von Lusi„taniens abendlichem Ufer, auf unbesuchten Meeren,

As armas, e os Varoẽs assinnalados,
Que da Occidental praia Lusitana,

a) Voltaire sagt, Camoens habe vom Könige eine jährliche Pension von 800 Livres bekommen, allein er erhielt nicht mehr, als 15000 Reis (noch nicht 30 Thaler in unserm Gelde) und dabey hatte er die Obliegenheit, dem Hofe allenthalben zu folgen. Sein Sklave mußte betteln, um sich und seinem Herrn das Leben erhalten.

»ſie betreten habe. Aus den herabſtrömenden Fluthen »ſtiegen zwey Männer, die ihre Schritte auf ihn rich»teten. Sie ſchienen ſehr alt: ihr Anſehn war ehr»würdig, wenn gleich rauh. Von den Spitzen der »Haare fielen Tropfen, die den ganzen Körper bade»ten, ihre Haut war dunkel und ſchwärzlich, der Bart »verwirrt aber lang. Ihre Stirn kränzten unbekannte »Zweige und Kräuter. Der eine ſchien im Gehn zu wan»ken, wie jemand, der von einer weiten Wallfahrt zu»rückkehrt. Auch das Waſſer, durch den ungeſtüm»men Fall getrübt, ſchien aus einer fernen Gegend zu »kommen, gleich dem Alpheus, der aus Arkadien nach

---

De mais converſação, por ſi moſtravão,
Que deſque Adão peccon aos noſſos anos
Naõ as rompèraõ nunca pes humanos.

Das aguas ſe lhe antolha, que ſahião,
Para elle os largos paſſos inclinando,
Dous Homens, que mui velhos parecião,
De aſpeito, inda que agreſte, venerando:
Das pontas dos cabellos lhe cahião
Gottas, que o corpo todo vão banhando:
A cor da pelle baça e denegrida,
A barba hirſuta, intonſa, mas comprida.

De ambos de dous a fronte coroada,
Ramos não conhecidos e ervas tinha,
Hum delles a preſença traz cançada,
Como quem de mais longe alli caminha:
E aſſi a agua com impeto alterada,

»Syrakus in Arethusens Umarmung eilt. Derjenige,
»der von beyden im Anstand die meiste Würde hatte,
»rief dem König von weitem entgegen: »O du, dessen
»Herrschaft ein großer Theil der Welt erwartet! wir,
»deren Ruhm so weit sich verbreitet, deren Nacken nie
»ins Joch gebeugt ward, wir sagen dir, daß es Zeit
»ist, unsern wichtigen Tribut zu empfangen. Ich bin
»der berühmte Ganges, dessen Wiege auf heiligem Bo-
»den ruht: dieser ist König Indus, der auf dem na-
»hen Gebirg seinen ersten Ursprung nimmt. Zwar sol-
»len wir dir schwere Kämpfe kosten, doch wenn du
»nicht ermüdest, so werden unerhörte Siege endlich dein
»Reich gründen, und alle diese Völker deinen Scepter

Parecia, que de outra parte vinha:
Bem como Alfeo, de Arcadia em Siracusa
Vai buscar os abraços, de Aretusa.

Este, que era o mais grave na pessoa,
Deste arte para o Rei de longe brada;
O' tu, a cujos Reinos e Coroa
Grande parte do Mundo està guardada,
Nòs outros, cuja fama tanto voa,
Cujá cerviz bem nunca foi domáda,
Te avisamos que he tempo que ja mandes
A receber de nòs tributos grandes.

Eu sou o illustre Ganges, que na Terra
Celeste tenho o berço verdadeiro;
Estoutro he o Jndo Rei, que nesta serra,
Que vès, seo nacimento tem primeiro.

»küssen.« Hier schwieg der berühmte und heilige »Strom und beyde verschwanden in Einem Augen»blick.« Emanuel wählt den Gama zum Anführer der Flotte. Vorbereitung zur Reise: zärtlicher Abschied. *d*) Ein Greis hält vom Ufer des Meers an die schon eingeschifften Abentheurer eine schöne, patheische Rede. »O Herrschsucht! eitles Bestreben nach jenem Dunst, »den man Ruhm nennt; trüglicher Geschmack, der an

---

Custartehemos com tudo dura guerra,
Mas insistindo tu por derradeiro.
Com naõ vistas vittorias sem receio,
A quantas gentes ves, poràs o freio.

Naõ disse mais o Rio illustre, e santo,
Mas ambos desparecem num momento.

O' gloria de mandar! ò vaã cobiça
Desta vaidade, a quem chamamos Fama!
O fraudulento gosto, que se atiça

d) Hr. v. Junk läßt das Volk bey der Abfahrt der Schiffe einen fröhlichen Tumult erregen: nach Voltaire war es fast ein ernstlicher Aufstand: Ce n'étoit qu'un cris dans la ville contre le Roi: tout Lisbonne vit partir avec indignation ces aventuriers. Beydes ist nicht richtig. Der Dichter sagt blos, ganz der Wahrheit gemäß,

A gente da Cidade aquelle dia
(Huns por amigos, outros por parentes,
Outros por ver somente) concorria,
Saudosos na vista e descontentes —

besorgt und niedergeschlagen.

»leerer Luft sich labt, die Ehre heißt. Wie gerechte
»Strafen läßt du über die Thoren ergehn, die dir
»nachjagen, welche Qualen und Gefahren, wie viel
»Tod und Verderben streust du nicht auf ihren Pfad!
»Du störst den Frieden der Seele und des Lebens,
»du trennst zärtliche Gatten und machst sie ihrer
»Pflicht vergessen. Schlaue Verwüsterinn von Gütern
»und Reichen, sie nennen dich groß, sie nennen dich
»hehr, und doch sollte nur Schande und Vorwurf dich
»treffen. Sie nennen dich Ruhm und höchste Ehre;
»leere Nahmen, die das blöde Volk bethören! Welch
»neues Unheil bereitest du diesem Land und diesem Vol-

Cuma aura popular, que honra se chama!
Que castigo tamanho, e que justiça
Fazes no peito vaõ, que muito te ama!
Que mortes, que perigos, que tormentas
Que crueldades nelles experimentas!

Dura inquietaçào d' alma e da vida,
Fonte de desamparos e adulterios,
Sagaz consumidora conhecida,
De fazendas, de Reinos e de Jmperios:
Chamaõte illustre, chamãote subida
Senda digna de infames vituperios;
Chamaõte fama e gloria soberana;
Nomes com que se o povo necio engana.

A que novos desastres determinas
De levar estes Reinos, e esta gente?
Que perigos, que mortes lhe destinas

»ke! Wie viel Gefahren und Leiden hast du ihnen un-
»ter glänzenden Titeln zugedacht! Doch was kosten dir
»Verheißungen, Herrschaft und Goldminen, Ruhm
»in Geschichten, Triumphe, Palmen und Siege? —
»O ihr Nachkommen jenes Thoren, der durch Sünde
»und Ungehorsam das Paradies verscherzte, und euch
»in dieß Exil, diese traurige Ferne verstieß, aus der
»ruhigen und süßen Unschuld des goldnen Alters in
»diese Zeit voll Blut und Krieg, wenn doch euer leicht-
»sinniger Geist so gern in diesem Rausche schwelgt,
»wenn doch wilde Rohheit und Mordgier Tapferkeit und
»Muth heißen sollen, wenn ihr doch den Verächter des
»Lebens so hoch achtet, eines Lebens, das euch un-

Debaxo de algum nome preminente?
Que promessas, que Reinos, e que minas
D'ouro, que lhe faràs taõ facilmente?
Que famas lhe prometteràs, que historias?
Que triunfos, que palmas, que vittorias?

Mas ò tu, Geração daquelle insano,
Cujo peccado e desobediencia,
Naõ somente do Reino soberano
Te poz neste desterro e triste ausencia,
Mas inda dn outro Estado mais que humano
Da quieta e da simples Innocencia,
Da Jdade de Ouro tanto te privou
Que na de Ferro e de armas le deitou,

Ja que nesta gostosa vaidade
Tanto elevas a leve fantasia,

»schätzbar seyn sollte, da selbst der, dem ihr es ver»dankt, es so ungern verlor — habt ihr nicht den Ismae»liten in eurer Nähe, mit dem es euch nie an Krie»gen fehlen kann? folgt er nicht dem verfluchten Ge»setz des Arabers, wenn ihr doch allein für Christum »streiten wollt? Oder wünscht ihr Länder und Schätze? »Er hat tausend Städte inne und unermeßliche Fluren. »Wollt ihr Kriegsruhm? Er ist tapfer in Waffen und »schwer zu zähmen. Vor euern Thoren laßt ihr den »Feind aufwachsen und sucht muthwillig neue Gegner »in weiter Ferne. Sie zu besiegen, wird das Mutter»land sich entvölkern, schwächen und zu Grunde gehn.

Ja que à bruta crueza e feridade,
Puzeste nome, esforço e valentia,
Ja que prezas em tanta quantidade,
O desprezo da vida, que devia
De ser sempre estimada, pöes que já
Temeo tanto perdella, quem a dà,

Naõ tens junto comtigo o Ismaelita,
Com quem sempre teràs guerras sobejas?
Naõ segue elle do Arabio a Lei maldita,
Se tu pela de Christo so pelejas?
Naõ tem Cidades mil, Terra infinita
Se Terras e riquezas mais desejas?
Naõ he elle por armas esforçado,
Se queres por vittorias ser louvado?

Deixas criar às portas o inimigo,
Por ires buscar outro de taõ longe,

»Unbekannte Gefahren sucht ihr auf, daß das Gerücht »euch preise und schmeichle, und die reichen Gebieter »Indiens, Persiens und Aethiopiens nennen u. s. w.«

Fünfter Gesang. (Gama fährt in seiner Erzählung fort.) Die Schiffe erreichen, ohne wichtige Unfälle das Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier erscheint ihnen eine furchtbare Gestalt, die sie über ihre Kühnheit zur Rede setzt, und die Gefahren ankündigt, die ihrer in dem noch unbesuchten Meer warten. »Einst »des Nachts, als wir wachend und sorglos auf dem »rauschenden Vordertheil des Schiffs standen, erschien »eine Wolke, die die Luft verdunkelte, über unsern »Häuptern. Sie zog schwer und furchtbar heran; »das düstre Meer dröhnte und heulte aus der Ferne,

---

Por quem se despovoe o Reino antigo,
Se enfraqueça, e se va deitando a longe?
Buscas o incerto e incognito perigo,
Porque a Fama te exalte e te li songe,
Chamandote Senhor, com larga copia,
Da India, Persia, Arabia, e da Etiopia?

Huma noite, estando descuidados
Na cortadora proa vigiando,
Huma nuvem, que os ares escurece,
Sobre nossas cabeças apparece.

Taõ temerosa vinha, e carregada,
Que poz nos coraçoes hum grande medo:

»wie wenn es fruchtlos an Felsen stürmt. »O höchste »Vorsicht,« rief ich, »welch eine göttliche Drohung, welch »ein Geheimniß zeigt uns diese Gegend und dieß Meer: »denn fürwahr, dieß ist kein gewöhnlicher Sturm?« »Ich sprach noch, als ein starker und mächtiger Kör»per, von menschlichem Ansehn, aber ungestaltet und »ungeheuer, über uns in der Luft erschien. Drohend »die Miene, rauh der Bart, hohl die Augen, furcht»bar die Stellung, bleich und erdfahl die Farbe, die »Haare kraus und voll Erde, der Mund schwarz, die »Zähne gelb. Seine Glieder waren so groß, daß er

---

Bramindo o negro Mar de longe bràda,
Como se dèsse em vão nalgum rochedo;
O' Poteſtade, diſſe, ſublimada,
Que ameaço divino, ou que ſegredo
Eſte Clima, e eſte Mar nos appreſenta,
Que mòr couſa parece, que tormenta?

Não acabava, quando huma figura
Se nos moſtra no ar, robuſta e valida,
De disforme, e grandiſſima eſtatura;
O roſto carregado, a barba eſqualida,
Os ólhos encovados, e a poſtura
Medonha, e mà e a cor terrena e pallida,
Cheios de terra, e creſpos os cabellos,
A bocca negra, os dentes amarellos.

Taõ grande era de membros que bem poſſo
Certificarte, que eſte era o ſegundo,

»an Höhe den rhodischen Coloß, dieses Wunder der »Welt, erreichte. Er redete uns in einem schrecklichen »und dumpfen Tone an, der aus der Tiefe des Meers »zu kommen schien. Bey diesem Anblick und dieser »Stimme stiegen mir und allen die Haare zu Berge, »und unser Blut erstarrte. Er sprach: Kühneres »Volk, als irgend eins, das je in der Welt große »Dinge begann, das nie von blutigen Kriegen, von »eitlen Bestrebungen sich ausruht, du wirfst die ver»botenen Schranken nieder, du wagst es in meinem »weiten Meere zu schiffen, das ich so lang schon be»wache und besitze, und das nie weder einheimische »noch fremde Kiele furchten. Du kömmst, die verbor»

De Rhodes estranhissimo Colosso,
Que hum dos sette Milagres foi do Mundo:
Cum tom de voz nos falla horrendo e grosso,
Que pareceo sahir do Mar profundo,
Arrepiãose as carnes, e o cabello,
A mi, e a todos so de ouvillo e vello.

E disse: O' gente ousada mais, que quantas
No Mundo comettèrão grandes cousas,
Tu, que por guerras cruas taes e tantas,
E por trabalhos vaõs nunca repousas,
Poes os vedados terminos que brantas
E navegar meos longos mares ousas,
Que eu tanto tempo ha ja que guardo e tenho,
Nunca arados de estranho, ou propio lenho.

»genen Geheimnisse der Natur und des furchtbaren »Elements zu enthüllen, die selbst den erhabensten »Sterblichen nicht bestimmt sind. Vernimm dann die »Strafe, die ob deinem frechen Beginnen, auf dem »ganzen weiten Meere, und der Erde, die du durch »schwere Kriege erobern wirst, deiner warten. Wiße, »daß diese Gegend alle Seegel, die künftig mit gleicher »Kühnheit diesen Weg nehmen, durch Stürme und »schreckliche Ungewitter feindlich verfolgen wird, und »daß ich die erste Flotte, die durch diese verbotenen »Fluthen gehen, unvermuthet so zu züchtigen gedenke, »daß der Schade die Gefahr noch übertreffen soll. »Hier hoffe ich, täuscht mich nicht alles, einst voll-

---

Poes vens ver os segredós escondidos
Da Natureza, e do humido Elemento,
A nenhum grande humano concedidos,
De nobre, ou de immortal merecimento,
Ouve os dannos de mi, que apercebidos
Estaõ, a teo sobejo atrevimento,
Por todo o largo Mar e pela Terra,
Que inda has de sobjugar com dura guerra.

Sabe, que quantas Naos està viagem,
Que tu fazes, fizerem de attrevidas,
Jnimiga teràõ està paragem,
Com ventos e tormentas desmedidas:
E da primeira Armada, que passagem
Fizer por estas ondas insoffridas,
Eu farei de improviso tal castigo,
Que seja mòr o danno, que o perigo.

»kommene Rache an meinem Entdecker zu nehmen.
»Doch glaubt nicht, das sey alle Züchtigung für eure
»hartnäckige Zuversicht. Jedes Jahr, (wenn mein
»Blick in die Zukunft nicht trügt) sollen eure Flotten
»Schiffbruch und alles mögliche Ungemach leiden, un-
»ter welchen der Tod noch das kleinste Uebel seyn wird
»u. s. w. So sprach er, und entschwand plötzlich
»mit einem fürchterlichen Geheule unserm Blick. Die
»dunkle Wolke zerfloß, und weit umher braußte das
»Meer.« Gama endigt seine Erzählung und der Dich-
ter diesen Gesang mit Klagen über die Gleichgültigkeit
seiner Nation gegen die Poesie. »Lusitaniens Boden

A qui ſpero tomar (ſe naõ me enganno)
De quem me deſcobrio ſumma vingança:
E naõ ſe acabarà ſo niſto o danno
De voſſa pertinace confiança;
Antes nas voſſas Noas vereis cada anno
(Se he verdade o que meo juizo alcança)!
Naufragios, perdiçoẽs de toda ſorte,
Que a menor mal de todos ſeja a morte.

— — — — — — —

Aſſi contava, e cum medonho choro
Subito dante os olhos ſe apartou;
Desfezſe a nuyem negra, e cum ſonoro
Bramido, muito longe o Mar ſoou.

Dà a Terra Luſitana Cipioẽs,

»zeugt Scipionen, Cäsars, Alexander und Auguste,
»aber er versagt ihnen jene Gaben, deren Mangel uns
»rauh und kalt macht. Octavius dichtete, unter dem
»größten Kummer, gelehrte und reizende Verse. Cä-
»sar bezwingt ganz Gallien, doch hindern ihn die
»Waffen nicht am Studieren; in der einen Hand die
»Feder, in der andern das Schwerdt, erreicht er Ci-
»ceros Beredtsamkeit. Scipio war ein großer Kenner
»des Theaters, und Alexander las den Homer so
»fleißig, daß er selbst des Nachts nicht von sei-
»nem Lager kam. Kurz, in Latien, Griechenland,
»und selbst bey den Barbaren, gab es keinen tapfern

Cesares, Alexandres, e dà Augustos;
Mas naõ lhe dà com tudo aquelles doẽs,
Cuja falta os faz duros, e robustos.
Ottavio entre as majores affliçoẽs
Compunha versos doutos e venustos.

Vai Cesar sobjugando toda França,
E as armes naõ lhe impedem a ciencia;
Mas numa mão a penna, e noutra a lança,
Jgualava de Cicero a eloquencia.
O que de Cipião se sabe, e alcança,
He nas Comedias grande experiencia:
Lia Alexandre a Homero de maneira,
Que sembre se lhe sabe à cabeceira.

Emfim não houve forte Capitaõ,
Que não fosse tambem douto e ciente,
Da Lacia, Grega, ou Barbara Nação,

»Feldherrn, der nicht zugleich gelehrt gewesen wäre:
»Lusitanien allein macht eine Ausnahme. Nicht ohne
»Schaam sag' ichs, daß viele sich blos darum in den
»Waffen nicht hervorthaten, weil ihnen die Poesie
»fremd blieb: denn wer die Kunst nicht kennt, der ach-
»tet sie nicht. Darum, und nicht durch einen Fehler
»der Natur haben wir weder Homere noch Virgile,
»und wenn diese Sitte dauert, so wird es uns bald auch
»an frommen Aeneen, an wilden Achillen fehlen. Und
»was das ärgste ist, unser Glück macht uns so hart,
»so spröde und gleichgültig, daß die meisten dieß we-
»nig oder nichts kümmert. Unser Gama danke den
»Musen ihre heiße Vaterlandsliebe, ob der großen und

Se não da Lusitana taõ somente.
Sem vergonha o não digo, que a razão
De algum não ser nas armas excellente,
He não se ver prezado o Verso e Rima,
Que quem não sabe a Arte não a estima.

Por isso e naõ por falta da Natura,
Naõ ha tambem Virgilios, nem Homeros
Nem haverà, se este costume dura,
Pios Eneas, nem Aquiles feros.
Mas o peior de tudo he, que a Ventura
Taõ asperos os fez, e taõ austeros,
Taõ duros, e de engenho taõ remisso,
Que a muitos lhe dà pouco, ou nada disso.

As Musas aggradeça o nosso Gama
O muito amor da Patria, que as obriga

»heldenmüthigen That seinen Stamm im Liede zu ver»ewigen, denn weder er, noch einer, der seinen Nah»men trägt, ist mit Calliopen und den Töchtern des »Tajus so befreundet, daß sie seinetwegen die goldnen »Spindeln verlassen und ihn singen sollten. Bru»derliebe, und der reine Trieb, kein vaterländisches »Verdienst ungepriesen zu lassen, ist es allein, der die »lieblichen Musen des Tajus begeistert. Doch, ver»säume drum keiner, seinen Geist zu großen Dingen zu »rüsten, es sey auf diesem oder jenem Weg, sein »Werth und Ruhm bleibt ihm unverloren.«

Sechster Gesang. Die Portugiesen nehmen Abschied von dem Könige von Melinde, der ihnen einen treuen

---

A dar aos seos na Lira nome, e fama,
De toda a illustre e bellica fadiga:
Que elle, nem quem na estirpe seo se chama,
Calliope não tem por taõ amiga,
Nem as filhas do Tejo, que deixassem.
As tellas de ouro fino e que o cantassem.

Porque o amor fraterno, e puro gosto
De dar a todo Lusitano feito
Seo louvor he somente o presupposto
Das Tagides gentìs, e seo respeito:
Porèm naõ deixe emfim de ter disposto
Ninguem a grandes obras sempre o peito;
Que por esta, ou por outra qualquer via,
Naõ perderà seo preço, e sua valia.

Wegweiser mitgiebt, und so erreichen sie das indische Meer. Bacchus sieht dieß mit dem größten Verdruße. Da im Himmel nichts zu thun ist, so wendet er sich an den Gott des Meers. Neptun läßt durch den Triton die Meergötter versammeln. »Triton, der sich rühmt, »ein Sohn des Königs und der ehrwürdigen Salacia »zu seyn, war ein großer, schwarzer und häßlicher »Bube, seines Vaters Kurier und Trompeter. Der »Bart und die Haare, die vom Kopf auf die Schulter »herabfielen, waren reichlich mit Schlamm versehn, »und man sah ihnen an, daß sie nie die Zähne des »Kamms empfunden hatten. An den Spitzen dersel- »ben hingen schwarze Meerschnecken, auf dem Kopf »trug er statt der Mütze eine große Krebsschaale. Im »Schwimmen desto ungehinderter zu seyn, war er am ganzen

---

Tritão, que de ser filho se glorià
Do Rei e da Salacia veneranda,
Era mancebo grande, negro e feio,
Trombeta de seo pae, e seo correio.

Os cabellos da barba, e os que decem
Da cabeça nos hombros todos erão
Huns limos prenghes d'agua, e bem parecem
Que nunca brando pentem conhecèraõ:
Nas pontas pendurados naõ fallecem
Os negros mexilhoẽs, que alli se geraõ:
Na cabeça por gorra tinha posta
Huma mui grande casca de Lagosta.

»ganzen Körper, selbst in der Mitte unbekleidet, da»für aber von tausend kleinen Meerthieren ganz über»deckt, von Krebsen, Seespinnen, und andern, die un»ter dem Einfluß des Mondes gedeihen, mit Austern, »moosbewachsenen Muscheln und Schnecken. Mit »vollen Backen blies er in die große gewundene Mu»schel. Ueber das ganze Meer ward der laute durch»dringende Ton gehört, den es weit umher wiedertön»te.« Bacchus bringt die Versammlung auf seine Seite, und Aeolus schickt seine Winde gegen die Seefahrer aus. Diese haben indeß ihren Weg ruhig fortgesetzt. Das Schiffsvolk wach zu erhalten, erzählt ein Alter das Rittermährchen von den zwölf Paladinen. (Os doze d'Inglaterra.) Der Sturm bricht los, und droht den Schiffen den Untergang: Venus aber eilt

---

O corpo nu e os membros genitaes,
Por naõ ter ao nadar impedimento;
Mas porèm de pequenos animaes
Do mar todos cobertos cento, e centò;
Camaroẽs e Cancrejos, e outros maes
Que recebem de Febe crecimento:
Oſtras e Birguigoẽs de muſgo çujos,
As' coſtas com a caſca os Caramujos.

Na mão a grande Concha retorcida,
Que trazia, com força ja toccava:
A voz grande canora foi ouvida
Por todo o Mar, que lunge retumbava.

mit einer Schaar Nymphen herbey, die durch ihre Reize die Wuth der Winde besänftigen. Man sieht das indische Gestade.

Siebenter Gesang. Lobrede auf die Portugiesen wegen ihres Eifers für die Ausbreitung der Religion, kontrastirt mit dem Betragen der übrigen Nationen, mit deren keiner der Dichter zufrieden ist. Beschreibung von Indien. Die Portugiesen werden von dem malabarischen Könige gut aufgenommen. Gamas Audienz, Besuch eines indischen Großen auf dem Schiffe. In den Fahnen der Portugiesen sind kriegerische Thaten abgebildet, um deren Erklärung der Indianer bittet. Ehe der Dichter sie geben läßt, ruft er die Musen nochmahls an. Er verspricht »keinen »zu singen, der seiner Gewalt sich bedient, schändlichen »Lüsten zu fröhnen, und der dem thörigten Pöbel zu »gefallen, mehr Gestalten annimmt, als Proteus. »Auch fürchtet nicht, Musen, daß ich den Mann sin»ge, der im ehrwürdigen und ernsten Gewand kam, »dem Könige in dem Geschäfte an die Hand zu

---

Nenhum, que use de seo poder bastante
Para servir a seo desejo feio,
E que por comprazer ao Vulgante errante,
Se muda em mais figuras que Proteio.
Nem, Gamenas, tambem cuideis, que cante
Quem com Habito honesto, e grave veio

»gehn, das arme Volk zu plündern und auszu»ziehn.« e)

Achter Gesang. Gamas Bruder erklärt die Bilder, welches eine Schilderung der vornehmsten Männer der Nation herbeyführt, die er mit den Worten schließt: »Du würdest noch mehrere sehen, die der »Mahler gewiß nicht vergessen hätte, allein es fehlen »ihm Pinsel, es fehlen ihm Farben, Ehre, Belohnung »und Gunst, die die Künste ernähren. Die Schuld »der entarteten Enkel, die vom Glanz ihrer glorreichen »Väter sich entfernen, und ihren Sinn nur auf Eitel»keiten und sinnliche Lüste richten.« Bacchus erscheint

---

Por contentar o Rei no officio novo
A despir e roubar o pobre Povo.

Outros muitos verias, que os Pintores
Aqui tambem por certo pintarião,
Mas faltãolhes pinzel, faltãolhes cores,
Honra, premio, favor, que as artes criaõ,
Culpa dos viciosos Successores
Que degenerão certo, e se desvião
Do lustre e do valor de seos Passados
Em gostos e vaidades attolados.

Aa 2

e) Diese und mehrere ähnliche Anspielungen gehen wahrscheinlich auf den Beichtvater des jungen Königs Sebastian, den Jesuiten Don Luis de Camara.

einem Priester im Traum, und zeigt ihm die Gefahr, die der Religion des Landes von den neuen Ankömmlingen droht. Der Priester reizt die Vornehmsten am Hofe gegen sie auf. Dieß setzt die Portugiesen einer Menge Verdrüßlichkeiten aus, die der Dichter mit historischer Treue in diesem und dem Anfang des folgenden Gesangs erzählt.

Neunter Gesang. Gama, der nun sein Ziel erreicht, und den Seeweg nach Indien entdeckt hat, geht unter Seegel. Venus beschließt, ihren Lieblingen für die erlittnen Mühseligkeiten eine Erhohlung zu verschaffen. Sie sucht ihren Sohn »durch dessen Gewalt »die Götter auf die Erde herablockt, und Menschen in »den Himmel erhebt. — Die weissen Schwäne setzen »den leichten Wagen sanft auf den grünen Rasen nie»der, und Dione, auf deren Wangen Rosen unter »Schnee blühen, steigt hurtig aus. Der Pfeilschütze, »der dem ganzen Himmel trotzt, eilt ihr freudig ent-

---

Seo filho por cuja poteſtade
Os Deoſas faz decer ao vil Terreno,
E os Humanos ſobir ao Ceo ſereno.

— — — — —

Mas ja no verde prado o Carro leve
Punhaõ os brancos Ciſnes manſamente:
E Dione, que as roſas entre a neve
No roſto traz, decia diligente.
O Frecheiro, que contra o Ceo ſe attreve,

»gegen, sie zu empfangen. Die Amoretten, seine »Diener, nahen sich, der Königinn der Liebe die Hand »zu küssen.« Sie werden einig, eine ihrer schönsten Inseln im Orient mit den Nymphen des Meeres zu bevölkern, und sie dann den Schiffen entgegen zu führen. Die Beschreibung dieser Insel ist ungemein anmuthig. »Schwer war es zu entscheiden, indem man »am Himmel und auf der Erde dieselben Farben er»blickte, ob Aurora den Blumen die Farbe gebe, oder »ob diese sie von den Blumen leihe? Zephyr und Flo»ra mahlten hier die Veilchen mit der Farbe der Lie»benden, *f*) die goldne Lilie, die frische, schöne Ro-

---

A recebella vem ledo e contente.
Vem todos os Cupidos servidores
Beijar a maõ à Deosa dos amores.

Para julgar dificil cousa fora,
No Ceo vendo, e na Terra as mesmas cores,
Se dava às flores cor a bella Aurora,
Ou se lha daõ a ella as bellas flores.
Pintando estava alli Zefiro, e Flora
As Violas da cor dos amadores,
O Lirio roxo, a fresca Rosa bella,
Qual reluze nas faces da Donzella:

f) Palleat omnis amans, color hic est aptus amanti.
Ovid.

Nec tintus viola pallor amantium. Horat.

»se, wie sie auf der Wange des Mädchens blüht, den
»glänzenden Cecem, von den Thränen des Morgens
»bethaut, und den Majoran. Auf der Hyacinthe,
»dieser dem Sohne Latonens so werthen Bluhme, sah
»man die geschriebene Klage. Die Früchte und Bluh-
»men zeigten, daß hier Flora mit Pomonen wetteifer-
»te. Die Vögel schweiften singend durch die Luft,
»und muntere Thiere bevölkerten die Erde. Längs dem
»Ufer singt der schneeweisse Schwan, und vom Zweig
»antwortet ihm Philomele. Aktäon erschrickt nicht vor
»seinem Geweih, in der hellen chrystallnen Fluth.
»Hier hebt sich aus dichtem Gebüsch der flüchtige Ha-
»se und die furchtsame Gazelle; dort trägt das leichte

A candida Cecem das matutinas
Lagrimas rociade; e a Manjarona,
Vemse as letras nas flores Hiacintinas,
Taõ queridas do filho de Latona.
Bem se enxerga nos pomos, e bonnias,
Que competia Cloris com Pomona.
Poes, se as Aves no ar cantanda voão,
Alegres animaes o chaõ povoaõ.

Ao longo da agua o niveo Cisne canta,
Respondelhe do ramo Filomela;
Da sombra de seos còrnos naõ se espanta
Atteon nã agua cristallina e bella.
Aqui la fugace Lebre se levanta
Da espessa mata, ou timida Gazela;

»Vögelchen im Schnabel Futter ins geliebte Nest. Auf »diesem Eiland, wo die schönen Göttinnen, dem Schein »nach, ganz unbefangen den bluhmigen Boden der »Wiese traten, landeten die Schiffe der neuen Argo»nauten. Einige spielten die sanfte Cither, andere die »Harfe, und die tonreiche Flöte: noch andere mit »goldnem Bogen in der Hand, stellten sich, als such»ten sie Wild, das sie nicht suchten.« Die Portugiesen zerstreuen sich auf der Insel, und machen auf eine sehr tumultuarische Art die Bekanntschaft der Nymphen. »Einige eilten in die Büsche, andre suchten »anderswo die nakten Göttinnen im Bade auf. Diese

---

Alli no bico traz ao caro ninho
O mantimento o leve Passarinho.

Nesta frescura tal desembarcavão
Ja das Naos os segundos Argonautas;
Onde pela floresta se deixavão
Andar as bellas Deosas, como incautas.
Algumas doces citaras toccavão,
Algumas arpas e sonoras frautas:
Outras cos arcos de ouro se fingiaõ
Seguir os animaes, que naõ seguiaõ.

Outros por outra parte vão topar
Com as Deosas despidas, que se lavão:
Ellas começaõ subito a gritar,

»fingen sogleich an zu schreyen, als käme der Angriff »ihnen unerwartet. Einige, die sich stellten, weniger »die verletzte Schaam, als die wirkliche Gefahr zu »scheuen, flohen nakt nach dem Walde, und gaben »den Augen Preiß, was sie den gierigen Händen ver»sagten. Andere, der Göttinn der Jagd sich ähnlicher »zu zeigen, verbargen die schönen Glieder im Was»ser; noch andere eilten nach den Kleidern, die am »Ufer lagen. Die Jünglinge springen gekleidet in die »Fluth (denn sie fürchten durch den Verzug ihr Glück »zu versäumen) um im Wasser das Feuer zu löschen, »das sie verzehrt. Wie ein geübter muthiger Jagd-

---

Como que assalto tal naõ esperavaõ.
Humas, fingindo menos estimar
A vergonha, que a força, se lançavão
Nuas por entre o mato, aos olhos dando,
O que às maõs cobiçosas vão negando.

Outra, como accodindo mais de pressa
A' vergonha da Deosa caçadora,
Esconde o corpo na agua: outra se apressa
Por tomar os vestidos, que tem fora.
Tal dos Mancebos ha, que se arremessa
Vestido assi, e calçado (Que co a mora
De se despir ha medo, que inda tarde)
A matar na agua o fogo, que nelle arde.

Qual Cao de Caçador, sagaz e ardido,
Usado a tomar na agua a ave ferida,

»Hund, gewohnt das erlegte Wild aus dem Wasser
»zu hohlen, wenn er den Jäger das stählerne Rohr auf
»den Reiher oder die Schnepfe anlegen sieht, noch ehe
»der Schuß fällt, ungeduldig in das Wasser springt,
»und der Beute gewiß bellend ihr entgegen schwimmt,
»so stürzten sich die Jünglinge auf die Nymphen, die
»keine Schwestern des Phöbus sind.« Thetis wird dem
Gama zu Theil.

Zehnter Gesang. Die Göttinn giebt den Portugiesen ein prächtiges Gastmahl, wobey eine Nymphe die künftigen Schicksale und Thaten der Nation auf dem von Gama entdeckten Wege singt. Sie führt ihn sodann auf einen Berg, erklärt ihm die Einrichtung des Weltsystems, und zeigt ihm die vornehmsten Länder und Völker der Erde. Nach dieser Vorlesung nehmen die Seefahrer Abschied, und der Dichter bringt sie in wenigen Versen in ihr Vaterland zurück. »Nicht »weiter, Muse, nicht weiter! Die Leyer ist verstimmt,

---

Vendo no roſto o ferreo canno erguido
Para a Garcenha, ou Pata conhecida,
Antes que ſoe o eſtouro, mal ſoffrido
Salta na agua, e da preſa naõ duvida
Nadando vai e latindo; aſſi o Mancebo
Remete, à que não era irmaã de Febo.

Naõ mais, Muſa, naõ mais, que a Lira tenho
Deſtemperada, e a voz enrouquecida:

»die Kehle rauh: ich bin müde, nicht vom Gesang, »sondern daß ich einem tauben und verhärteten Vol- »ke singen soll. Nein, das Vaterland schenkt nicht »den Beyfall, der die beste Nahrung des Genies ist.« Er giebt dem König weise Lehren, und schließt mit einem Erguß seines Selbstgefühls. »Ich bin im Besitz »nicht unverächtlicher Wissenschaft, verbunden mit »langer Erfahrung, und einem Genie, von dem du »hier selbst den Beweis siehst. Dinge, die man selten »zusammen antrifft! Einem Arm, der Waffen ge- »wohnt, zu deinem Dienste; dich zu besingen, einen »Sinn den Musen ergeben. Nichts fehlt mir, als »deine Gunst, o König, dessen Amt Belohnung der »Verdienste ist. Vergönnt mir diese der Himmel, und

---

E naõ do Canſo; mas de ver que venho
Cantar a gente ſurda, e endurecida.
O favor, com que mais ſe accende o Engenho
Naõ o dà a patria, naõ — —

Naõ me falta na vida honeſto eſtudo
Com longa experiencia miſturado,
Nem Engenho, que aqui vereis preſente,
Couſas, que juntas ſe achaõ raramente.

Para ſervirvos braço às armas feito,
Para cantarvos mente às Muſas dada;
So me fallece ſer a vòs aceito,
De quem virtude deve ſer prezada.

»vollendet dein Muth einst eine des Gesangswerthe »That (und dieß ahndet mein weißagender Geist, wenn »er deine erhabenen Neigungen betrachtet,) so soll mei»ne dann geschätzte und frohe Muse, deß bin ich ge»trost, deinen Ruhm dem ganzen Erdkreis verkünden, »und Alexander nicht mehr das Glück Achills, sondern »dich beneiden.« — —

* * *

Schon diese kurze Darstellung des Plans zeigt, wie sehr der Dichter ins Gedränge kommen würde, wenn man ihn streng nach den Regeln, die die ältern und neuern Kunstrichter von den ersten und größten Mustern des epischen Gedichts, den Werken Homers, abgezogen haben, oder auch nur nach jenen, die sich von selbst aus der Natur und nothwendigen Beschaffenheit jedes längern erzählenden Gedichts ergeben, beurtheilen wollte. Es fehlt der Lusiade an Einheit, an

---

Se me isto o Ceo concede, e o vosso peito
Digna empresa tomar de ser cantada,
(Como a presaga mente vaticina,
Olhando a vossa inclinaçaõ divina.)

— — — — — — —

A minha ja estimada, e leda Musa,
Fico, que em todo o Mundo de vòs cante,
De sorte que Alexandro em vòs se enveja,
Sem a ditta de Aquilles ter enveja.

inniger Verbindung der einzelnen Theile des Ganzen, und vorzüglich an jener höhern Gattung das Interesse, das allein eine große, durch den Kampf heftiger und wachsender Leidenschaften fortgeführte und vollendete Handlung erwecken kann. Zwar ist die Hauptbegebenheit, die den Stoff zur Lusiade gegeben hat, ohnstreitig groß und wichtig, allein sie ist es mehr in ihren spätern Folgen, als an sich selbst. Unzählige Seefahrer haben mit gleichem und höhern Muthe ungleich größere Gefahren in unbekannten Weltgegenden ausgestanden, und glänzendere Thaten verrichtet. Daß die Folgen davon minder wichtig waren, als die von der Unternehmung des Gama, setzt sie in der Geschichte auf eine niedrigere Stufe, als poetischer Stoff betrachtet aber hat sie nichts vor jenen voraus. Gamas Schicksale und Abentheuer haben, einige Punkte abgerechnet, wenig außerordentliches. Stürmen, Nachstellungen verschmitzter Barbaren ist jeder Seefahrer in sehr entlegene Regionen ausgesetzt, und die Erzählung derselben, sie sey auch noch so vortreflich, kann unmöglich den Effekt thun, als die Darstellung von Vorfällen, die nicht durch den Zufall, sondern durch innere Nothwendigkeit verbunden sind, und sämmtlich zur Erreichung eines bestimmten Zieles wirken.

Nicht minder auffallend ist der Mangel einer Hauptperson in der Lusiade, eines Helden, an dessen Schicksal man vorzüglich zur Theilnahme gereizt würde. Gama ist offenbar dieser Held nicht, auch kein

Anderer ist es. Gama bleibt den größten Theil des Gedichts hindurch ganz unthätig, und nur bey dem Aufenthalt in Calicut, und den Händeln, die ihm einer von den Ministern des Königs macht, tritt er einen Augenblick als ein Mann von Kopf, Muth und Entschlossenheit hervor.

Doch, wir würden dem Camoens Unrecht thun, wenn wir ihm einen Zweck, den er sichtbar nicht hatte, andichten, und ihn darnach beurtheilen wollten. Seine Absicht war nicht, ein episches Gedicht genau nach dem Muster der Alten zu schreiben. Der Gegenstand seines Liedes ist nicht Gama, nicht Ein Held, sondern die ganze Reihe von Helden und großen Männern, die sein Vaterland hervorgebracht hat. Der Gegenstand seines Liedes ist nicht ausschließend Eine große That seines Volks, sondern die Verherrlichung aller Großthaten desselben. g) Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, die größte und kühnste Unternehmung von allen, macht als solche in seinem Gedichte auch die größte Figur, doch dient sie im Grunde nur zum Faden, an welchen die übrigen von geringerer Bedeutung angeknüpft werden. Daß dieß wirklich die Absicht des Camoens gewesen, zeigt die ganze Anlage, und vorzüglich die Exposition des Gedichts.

g) Voltaire nennt die vom Camoens gewählte Aufschrift seines Gedichts un titre qui a peu de rapport au sujet. Aus dem hier angegebenen richtigen Gesichtspunkt zeigt sich zugleich die Grundlosigkeit dieses Tadels.

erworbenen, nun aber längst vergessenen Ruhm verdunkeln. Mars hält in trotziger Stellung eine trotzige Rede für die Lieblinge seiner Freundinn, und erscheint dann nicht wieder. — Jupiter ist ein bloßer Figurant, der immer auf der Seite dessen ist, der eben vor ihm steht. Neptun und die Götter des Meers lassen sich von Bacchus gegen die Portugiesen durch Vorstellungen einnehmen, die ohne alles Gewicht für sie seyn müssen. Im ersten Gesange wird Merkur abgeschickt, die Reisenden an einen Ort zu bringen, wo sie sich erhohlen und Nachrichten von Indien einziehen könnten: Allein der Dichter vergißt dieß, und man erfährt nichts von Ausführung dieses Befehls.

Einige übertriebene Bewunderer des Camoens haben ihn mit dem Homer, andere mit dem Virgil verglichen, allein er steht jenem in dem Reichthum der Erfindung, diesem in der Vollendung des Ausdrucks unendlich weit nach. Am wenigsten ist er, wie sich schon aus den angeführten Proben ergiebt, der Dichter, dem Horaz das Lob geben würde, das er mit Recht dem griechischen Barden gab, das Lob eines Mannes

qui nil molitur inepte.

Er besaß eine lebhafte, feurige Phantasie, ein reizbares Herz, einen kühnen Geist, und vor allem eine Galle, (die nach dem Ausdruck eines französischen Kunstrichters,) ihn allein zum Dichter gemacht haben würde;

de; dagegen fehlte ihm im hohen Grade Beurtheilungskraft und Geschmack. Ein Loos, das fast ohne Ausnahme alle Dichter seiner und der benachbarten spanischen Nation mit ihm theilen. Zur Bildung des Geschmacks ist selbst die innigste Bekanntschaft mit den besten Mustern des Alterthums bey weitem nicht hinreichend. Es wird hierzu nothwendig freye Thätigkeit des Geistes und ein ungehinderter Gebrauch der Vernunft erfordert. Wie wären diese aber in Ländern möglich, die so ganz unter dem Joch des blindesten Aberglaubens schmachten, wie Spanien und Portugal? Daß die eisernen Fesseln, die Rom dem menschlichen Geiste angelegt hat, in dieser Rücksicht in Frankreich und Italien weniger Schaden stifteten, war eine Folge des Charakters der Einwohner und der Lage und Verbindung ihrer Provinzen. In Italien erwachten die Künste und Wissenschaften zuerst aus ihrem langen Todesschlafe; hier fanden sie lange allein Zuflucht, Pflege, Unterstützung und Ehre. Italien war von jeher das Land, in dem die gebildetsten Menschen aller cultivirten Nationen zusammen strömten. Ihm folgte Frankreich, und wenn gleich beyde Nationen sich immer durch Anhänglichkeit an die katholische Religion ausgezeichnet haben, so waren sie doch zum Glück von Natur wenig zu Speculationen über die Mysterien und Unbegreiflichkeiten derselben geneigt. Die Theologie und die damit so innig verbundene scholastische Philosophie sind in Frankreich

und Italien nie mit dem Eifer getrieben worden, als in Spanien und Portugal. Dort glaubt man, was man weder Lust noch Interesse hat, zu prüfen: hier will man schlechterdings Vernunft mit Unvernunft vereinigen, das Unbegreifliche faßen, das Sinnlose demonstriren, und beyde Reiche (durch ihre Lage, politische Verhältnisse und Vorurtheile von näherm Verkehr mit dem übrigen Europa entfernt) gleichen zwey großen Klöstern voll meditirender Mönche und Nonnen. Unter solchen Menschen mußte der Aberglaube und die Macht des frommen Wahns nothwendig auch die schädlichsten Folgen haben, die edelsten Talente im Keim ersticken, der ganzen Handlungs- und Empfindungsart, und folglich auch dem Geschmack in Künsten und Wissenschaften, die schiefe Richtung und die Farbe des Abentheuerlichen geben, wodurch diese Nationen sich von andern gleicher Religionstheorie so merklich unterscheiden.

Dieser Mangel an richtigem und feinem Geschmack hat nun auch unsern Dichter zu einer Menge großer und kleiner Fehler, Unschicklichkeiten und Widersprüche verleitet. Es fehlt der Lusiade nicht nur an mannigfaltigen, abstechenden Charakteren: eine Person spricht fast ganz, wie die andere, und alle äußern Gesinnungen und Empfindungen, wie sie wohl der Dichter, nicht aber sie in ihrer Lage hegen und äußern konnten. Jupiter eifert gegen den falschen Mahomet,

und nennt die Königinn Cleopatra unzüchtig, ob er gleich selbst den Augenblick vorher die Venus geküßt, umarmt, und, wär er nur allein gewesen, gern einen zweyten Amor mit ihr gezeugt hätte. Der Gesandte, der an den König von Melinde abgeschickt wird, nennt sein Volk, eine rauhe und stolze Nation (soberbo povo e duro) und so werden die Mauern wegen ihrer Sitten und Religion bey jeder Gelegenheit von den Portugiesen ins Gesicht gescholten, ohne daß sie das mindeste dagegen einzuwenden hätten. Schwer zu begreifen ist es, wie der König von Melinde, der Anspielungen auf die griechische Mythologie und Geschichte macht, zu seiner Gelehrsamkeit gekommen. Bey dem Gastmahl der Thetis (10. Ges.) singt die Nymphe: »Wenn ihr in Ormuz gegen die Perser zieht, werden »die zischenden Pfeile der Feinde im Flug die Spitzen »umkehren, und diejenigen verwunden, die sie vom

---

As lagrimas lhe alimpa, e accendido
Na face a beija, e abraça o collo puro,
De modo que dalli (se so se achàra)
Outro novo Cupido se geràra.

Alli veraõ as settas estridentes
Reciprocarse, as pontas no ar virandò,

»Bogen drückten. Denn Gott kämpft für den, wel»cher den Glauben der Mutter Kirche verbreitet.« Thetis zeigt dem Gama das Bild des Empyreums, wo, wie sie sagt, es allein wahre Götter giebt: »Denn ich, Saturn, Janus, Jupiter und Juno, »wir sind nur erdichtete Wesen, Geschöpfe eines blin»den irrdischen Wahns. Wir dienen nur, der Poe»sie Reiz zu geben, und alles, was der Witz der »Menschen uns noch über dieses zu geben vermochte, »war ein Nahme unter den Sternen.«

Camoens sang in einer sehr wohlklingenden, aber armen Sprache. Daher die häufigen Wiederhohlungen von Ausdrücken, Beywörtern in wenig Versen. Doch würde man sich sehr irren, wenn man diese Wiederhohlungen, wie einige Kunstrichter gethan,

---

Contra quem as tirou; que Deos peleja
Por quem estende a Fè da Madre Igreja.

Aqui so verdadeiros gloriosos
Divos estaõ; porque Eu, Saturno e Iano,
Iupiter, Iuno somos fabulosos,
Fingidos de mortal e cego engano.
So para fazer Versos deleitosos,
Servimos: e se mais o tratto humano
Nos pòde dar, he so que o nome nosso
Nestas Estrellas poz o Engenho vosso.

blos auf die Armuth der Sprache schieben wollte. Ein anderer und vielleicht der Hauptgrund liegt in der Sucht aller spanischen und portugiesischen Dichter, mit gleichklingenden Worten zu spielen, und dieselben oder ähnliche Töne so oft als möglich zu wiederhohlen. Dieses Bestreben blickt beym Camoens sehr häufig und an Stellen durch, wo er ohne Mühe einen andern Ausdruck finden konnte. Den Dichtern dieser Nationen ist der volle weibliche Reim am Ende jeder Zeile, und in der Stanze selbst der dreyfache Einklang nicht genug, sie häufen noch überdieß so viel gleich und ähnlich tönende Sylben als möglich. Selbst ihre besten Prosaisten sind von dieser Erbsünde nicht frey, und Cervantes, der sich an mehrern Orten über diese kindische Spielerey lustig macht, ist selbst nichts weniger als ganz frey davon.

So deutlich aus zahlreichen Stellen der Lusiade, und selbst aus dem ganzen Leben des Dichters kühner Schwung des Geistes hervor leuchtet, so ist er doch im Ausdruck sanfter Empfindung, in Gemählden voll lieblicher Bilder, weit glücklicher, als im Großen, Kühnen und Schrecklichen. Wenn er nach Erhabenheit strebt, so verfehlt er sie entweder, oder erreicht sie doch nur unvollkommen auf den falschen Nebenwegen des Abentheuerlichen, Uebertriebenen und Frostigen. Selbst die so gerühmte Dichtung im fünften Gesange macht davon keine Ausnahme. Voltai-

re hat in der Darstellung dieser Episode etwas gethan, was sonst seine Sache nicht ist: er hat den portugiesischen Dichter verschönert, und alles ausgelassen, wodurch Camoens seine Fiction entstellte. Adamastor ist weder (wie Voltaire sagt,) ein Gott noch der Schutzgeist des Ozeans, er ist ein, ich weiß nicht was? Der Schatten eines ehemahligen Riesen, der nicht wegen einer Empörung gegen den Gott der Götter, (denn an dieser hatte er keinen Theil genommen) sondern ohne allen Grund und Recht vom Jupiter in das Vorgebirge der guten Hoffnung, damahls das Stürmische genannt, verwandelt worden war. Diese Erdichtung ist eben so ungeheuer, als es unbegreiflich ist, warum dieser Schatten eines ehemahligen Riesen die Portugiesen durch Drohungen von der Fortsetzung dieser Reise abzuschrecken sucht.

Indeß, diese und mehrere ähnliche Fehler werden durch die Schönheiten und Vorzüge des Gedichts, wenn auch nicht über-, doch gewiß aufgewogen. Den Mangel einer einzigen, fortschreitenden, den Leser hinreissenden Handlung ersetzt gewissermaßen die Mannigfaltigkeit der Schilderungen fremder und neuer Gegenstände, Sitten, Völker und Gegenden, das frische, lebhafte Colorit, der rasche Gang der Erzählung, vielleicht auch die Ueberzeugung, daß man Begebenheiten liest, die, der Hauptsache nach, mit der größten historischen Treue erzählt sind. Der kurze Ent-

Anderer ist es. Gama bleibt den größten Theil des Gedichts hindurch ganz unthätig, und nur bey dem Aufenthalt in Calicut, und den Händeln, die ihm einer von den Ministern des Königs macht, tritt er einen Augenblick als ein Mann von Kopf, Muth und Entschlossenheit hervor.

Doch, wir würden dem Camoens Unrecht thun, wenn wir ihm einen Zweck, den er sichtbar nicht hatte, andichten, und ihn darnach beurtheilen wollten. Seine Absicht war nicht, ein episches Gedicht genau nach dem Muster der Alten zu schreiben. Der Gegenstand seines Liedes ist nicht Gama, nicht Ein Held, sondern die ganze Reihe von Helden und großen Männern, die sein Vaterland hervorgebracht hat. Der Gegenstand seines Liedes ist nicht ausschließend Eine große That seines Volks, sondern die Verherrlichung aller Großthaten desselben. g) Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, die größte und kühnste Unternehmung von allen, macht als solche in seinem Gedichte auch die größte Figur, doch dient sie im Grunde nur zum Faden, an welchen die übrigen von geringerer Bedeutung angeknüpft werden. Daß dieß wirklich die Absicht des Camoens gewesen, zeigt die ganze Anlage, und vorzüglich die Exposition des Gedichts.

g) Voltaire nennt die vom Camoens gewählte Aufschrift seines Gedichts un titre qui a peu de rapport au sujet. Aus dem hier angegebenen richtigen Gesichtspunkt zeigt sich zugleich die Grundlosigkeit dieses Tadels.

sambik, Monbasa, Melinde und Calicut zeichnen sich durch neue, klug gewählte Züge, und durch klare, lebhafte Darstellung aus. Beschreibungen mit diesen Eigenschaften sind gewiß unendlich schwer, und können nur einem großen Dichter gelingen. Was man in gewöhnlichen Poeten von dieser Art findet, verdient, genau genommen, gar nicht den Nahmen Gemählde. Es sind Copien poetischer Gemählde, die, da sie ohne allen Vergleich leichter zu machen sind, als Copien in den zeichnenden und bildenden Künsten, auch unendlich weniger Verdienst haben.

Man hat die Lusiade die portugiesische Aeneis genannt. Allerdings findet einige Aehnlichkeit zwischen beyden Gedichten Statt, die aber mehr in dem Zweck beyder Dichter, als in den Mitteln liegt, die sie zu Erreichung desselben anwendeten. Camoens ist kein so großer Dichter, als Virgil, aber mehr Original. In seinem ganzen Gedichte ist keine einzige Szene, keine Episode, keine Fiction, die dem Virgil oder irgend einem alten oder neuern Dichter so sichtbar nachgebildet wäre, als die meisten Virgilischen den Homerischen sind. Nur einzelne Verse, kurze Reden und Beschreibungen, z. B. der Sturm, und das Gebet des Gama im 6ten Gesang, sind dem Römer, aber auch diese so frey nachgeahmt, daß die Copie sich fast zum Original erhebt.

Eine der glänzendsten Seiten der Lusiade ist die Poesie des Styls. Zwar ist der Ausdruck nicht so lebhaft und feurig, als beym Homer, noch so elegant, gewählt und kräftig, als beym Virgil, allein er hat von alle dem etwas: er bleibt sich größtentheils gleich, einfach, ungesucht, angemeßen, und nur dann, wenn der Dichter sich zum Schrecklichen und Erhabenen aufschwingen will, wird er dunkel und schwülstig. Es wäre sehr ungerecht, dem Camoens einige falsche und spitzfindige Gedanken, einige verunglückte Metaphern, einige zu weit getriebene Hyperbeln streng anrechnen zu wollen. Sein Gedicht ist davon im Ganzen ungleich reiner, als irgend eines, selbst der besten, spanischen und italienischen Dichter, den Ariost und Tasso nicht ausgenommen. Der Charakter des Dichters zeigt sich auch in der Hauptfarbe, die er dem Colorit seines Gedichts gegeben hat. Es herrscht in demselben ein gewisser Ernst, eine Würde, die jedoch nicht in Steifheit oder gesuchte Grandezza ausartet. Nur selten, daß er etwas von dieser Mittelstraße abweicht, und in den feyerlich schwülstigen, oder den komischen und burlesken Ton verfällt. Seine Begeisterung steigt nie zu einem sehr hohen Grade, sie verläßt ihn aber auch nie ganz; er verfliegt sich nicht in die Wolken, sinkt aber auch nicht in den Staub, und gewiß hat diese sich durchaus erhaltende sanfte Wärme und Lebhaftigkeit zu dem großen Beyfall, den die Lusiade gefunden, das meiste beygetragen, und dem Camoens,

bey allen seinen Fehlern, einen Platz unter den größten Dichtern erworben, die zwar in einzelnen Stellen ihn übertreffen, in andern aber auch weit unter ihn herabsinken.

Camoens ist ein Meister in der so schweren Kunst zu erzählen. Er ist meist glücklich in seinen Uebergängen, und sind sie gleich nicht immer sanft und verschmolzen genug, so sind sie doch auch nie gezwungen und erkünstelt. In einem großen Gedichte ist es sicher ein größerer Fehler, zu gesucht, als etwas nachläßig zu seyn.

Gleichnisse, diese wesentlichen Zierden epischer Werke, sind in der Lusiade nicht sehr häufig, so wie Camoens überhaupt Schmuck und Figuren aller Art, ganz gegen die gewohnte Weise italienischer Dichter, sehr sparsam angebracht hat. Da aber, wo er sie hingesetzt hat, stehen sie fast immer am rechten Orte, sind voll ästhetischer Kraft und zum Theil neu. Die Mauren auf Mosambik reizen die Portugiesen zum Streit. Dieß führt folgendes schöne Gleichniß herbey, das aber nothwendig in jeder Uebersetzung verlieren muß. »Wie der frohe Geliebte auf dem blutigen »Kampfsplatz, wenn er sein reizendes, erwünschtes

---

Qual no corro sanguineo o ledo Amante,
Vendo a fermosa Dama desejada,

»Mädchen gewahrt, den Stier sucht, ihm in den »Weg tritt, springt, läuft, zischt, winkt und »schreyt, das trotzige Thier aber in gleichem Nu die »Hörnergewaffnete Stirn gen Boden senkt, die Augen »schließt, laut brüllend ihn verfolgt, schlägt, verwun»det, dahin streckt, tödtet.« — Die Portugiesen liegen vor Mombasa. Des Nachts ersteigen die Mauren in verrätherischer Absicht die Schiffe; ein blinder Lärm aber verscheucht sie. Sie springen in größter Eil herab, tauchen unter und schwimmen davon: »gleich den Fröschen im Waldsumpf (ehemals ein lycisches Volk!) »die, wenn sie, sorglos ausserhalb dem »Wasser, einen Wanderer kommen sehen, hie und da»hin springen, daß die Lache rauscht, und der nahen-

---

O Touro busca e pondose diante,
Salta, corre, sibila, acena e brada.
Mas o animal atroce nesse instante
Com a fronte cornigera inclinada,
Bramando duro corre, e os olhos cerra,
Derriba, fere, mata, e poem por terra.

Assicomo em selvatica alagoa
As Raãs, no tempo antigo Licia gente,
Se sentem por ventura vir pessoa,
Estando fòra da agua incautamente,
Daqui e dalli saltando, o charco soa,

»den Gefahr zu entrinnen, die bekannte Freystadt su-
»chen, so daß die Köpfe nur aus dem Wasser hervor-
»ragen.«

Alphons der Eroberer überfällt die Araber unver-
muthet in ihrem Lager, das dadurch in die größte
Verwirrung geräth. »So wie die Flamme, die auf der
»dürren Steppe sich entzündet, wenn der zischende
»Boreas sich erhebt, vom Hauch des Windes fortge-
»trieben, den trocknen Wald in Brand setzt; die Fa-
»milie der Hirten, die im tiefen Schlaf begraben lag,
»wird vom Geräusch des Feuers geweckt, versamm-
»let die Heerden und flüchtet nach dem Dorfe.« An-
dere machen gewissermaßen eine Mittelgattung zwi-
schen dem Gleichniß und der Vergleichung aus, in-

Por fugir do perigo, che se sente:
E acolhendose ao couto, que conhecem,
Sos as cabeças na agua lhe apparecem.

Bem como quando a flamma, que ateada
Foi nos aridos campos, (assoprando
O sibilante Boreas) animada
Co vento o secco mato vai queimando,
A pastoral companha, que deitada
Co doce sonno estava, despertando
Ao estridor do fogo, que se atea,
Recolhe o fato, e foge para a aldea.

dem der Dichter, statt den Stoff der Comparation aus der unbeseelten oder thierischen Natur herzunehmen, einen ähnlichen Vorfall aus der wahren Geschichte oder Mythologie aufstellt. Sich dieser Gattung ausschließend, oder nur häufig zu bedienen, möchten wir keinem Dichter rathen. Sie kann nur zu leicht zum Auskramen dunkler Gelehrsamkeit verführen, ungerechnet, daß die ästhetische Kraft solcher historischen Exempel unendlich schwächer ist, als die eines ächten Gleichnisses.

Dieß sind die wesentlichsten Züge aus dem poetischen Charakter eines Dichters, dessen Werth nicht, aber wohl dessen Ruhm viel dadurch gewann, daß keiner seiner Nachfolger ihn erreichte, oder nur nahe kam. Er war und blieb der Einzige, der außer seinem Vaterlande sich einen großen Namen erwarb. Sein Volk hat nie wahren und dauernden Enthusiasmus für die Poesie gezeigt, und bey dem bald nach des Dichters Zeit eintretenden Verfall, bey der immer wachsenden Trägheit, und der absichtlich verbreiteten Geistesfinsterniß, war es kein Wunder, daß man in stolzer Muße sich an dem Ruhm begnügte, den Fürsten der spanischen Dichter (wie sie ihn nennen) hervorgebracht zu haben, und sein Gedicht, gewiß mehr wegen der Nahrung, die es dem Nationalstolz verschaft, als aus Gefühl seiner poetischen Schönheiten pries und schätzte. Wehe dem Camoens, wenn der Werth desselben nichts

für sich hätte, als den anhaltenden Beyfall der Portugiesen, den Voltaire zum Probierstein seines ächten Gehaltes brauchen will! Mit was für lächerlichen Lobsprüchen hat diese, von Natur allerdings geistreiche, durch Unthätigkeit, Unwissenheit und Aberglauben aber bis zur Barbarey herabgesunkene Nation, weit mehr noch als die Werke ihres größten Dichters, die ärgsten Ausschweifungen menschlichen Aberwitzes und die Mißgeburten pedantischer Wortklauber überschüttet!

Anständig.

Der Zweck dieser Zusätze zu dem Sulzerischen Werke ist nicht blos das Mangelhafte zu ergänzen, die Lücken darin auszufüllen; sondern auch das Fehlerhafte zu berichtigen. Zu dem Letztern giebt uns der Artikel über das Anständige einigen Stoff.

Das Anständige kann nur ein Erforderniß eines Kunstwerkes seyn, sofern der dargestellte Gegenstand einen beträchtlichen sittlichen Werth haben soll, sofern der Künstler die Absicht hat, einen sittlich schönen, edlen und erhabnen Gegenstand darzustellen. An einem solchen Gegenstande ist alles das unanständig, was an sich unsittlich, niedrig und unedel ist, oder unsittliche, niedrige und unedle Nebenideen erweckt. Ein Abschied des Hektors würde unanständig behandelt seyn, wenn Hektor seine Liebe zu der Andromache auf eine Art ausdrückte, die die Schamhaftigkeit beleidigte, ja auch nur durch irgend etwas, das sonst der unschuldigste Ausdruck der Sinnlichkeit wäre.

Alles Unsittliche ist zugleich unanständig; allein auch das Erlaubteste kann auf eine unanständige

Weise geschehen. Essen ist an sich gewiß etwas sehr unschuldiges, aber man kann unanständig essen, wenn man es nämlich mit Handlungen begleitet, die eine zu starke sinnliche Begierde verrathen.

Einen edlen Gegenstand muß also der Künstler weder in einer unsittlichen Handlung vorstellen, noch auch in einer sittlich guten Handlung, die aber durch irgend etwas niedriges begleitet wird. Ist hingegen der Gegenstand selbst niedrig, soll die Handlung nicht edel seyn, so kann man das Unanständige, was darin vorkömmt, so lange es dem Zwecke der Kunst sonst nicht entgegen ist, dem Künstler nicht vorwerfen. Teniers darf in einem Bauergelage die Gäste gierig fressen lassen: diese Gierigkeit ist freylich unanständig, aber die Gegenstände sollen auch nicht edel seyn: der Künstler eines letzten Abendmahls hingegen darf die Jünger in diesem Zustande sinnlicher Begierde nicht darstellen, denn dieser Zustand ist unanständig; und er hat uns edle Gegenstände darstellen wollen.

Ein Hauptzweck der Kritik ist, die wahren Gründe der Urtheile unseres Gefühls und Geschmacks zu erforschen. Unser Gefühl kann richtig seyn, wir irren uns aber bey der Zergliederung seiner Gründe; wenigstens benennen wir diese Gründe nicht mit ihrem rechten Nahmen. Die Berichtigung solcher Irrthümer ist selbst für den schaffenden Künstler nicht ganz gleichgültig. Das wird sich auch an dem Begriffe des Anständigen zeigen lassen.

Es

Es ist allerdings anstößig auf einem Gemählde, das die Einsetzung des Abendmahls vorstellt, unter dem Tische einen Hund und eine Katze zu sehen, die sich um einen Knochen zanken. Ist es das aber darum, weil diese Handlung unanständig ist? Die Haupthandlung selbst ist nicht unanständig, sie ist vielmehr von großem sittlichen Werthe, der Künstler hat sie auch auf eine feyerliche und höchstanständige Art behandelt. Die Nebenhandlung unter dem Tische kann nicht unanständig genannt werden, sie geht zwischen solchen Wesen vor, deren Handlungen man weder anständig noch unanständig nennen kann; es ist auch kein Zweifel, daß nicht ein Mahler eine solche Handlung auf einem eigenen Gemählde ohne Bedenken darstellen, und daß dieses Gemählde in allem Betracht, auch von Seiten der Anständigkeit, ein völlig untadelhaftes Kunstwerk seyn könnte. Der Tadel in Raphaels Gemählde trift nur die Verbindung einer so gemeinen Nebenhandlung mit einer so feyerlichen Haupthandlung; es fehlt ihm nicht an Anständigkeit, sondern an Harmonie.

Die richtige Benennung dieses Fehlers ist so gleichgültig nicht, als man wohl glauben möchte. Wenn die Darstellung einer unanständigen Handlung an sich ein Fehler ist: so muß ihn der Dichter durchgängig [illegible]rmeiden, auch da, wo die Haupthandlung [illegible]in und niedrig ist. Solche Grundsätze der [illegible]n zu einem eigensinnigen und spröden

sambik, Monbasa, Melinde und Calicut zeichnen sich durch neue, klug gewählte Züge, und durch klare, lebhafte Darstellung aus. Beschreibungen mit diesen Eigenschaften sind gewiß unendlich schwer, und können nur einem großen Dichter gelingen. Was man in gewöhnlichen Poeten von dieser Art findet, verdient, genau genommen, gar nicht den Nahmen Gemählde. Es sind Copien poetischer Gemählde, die, da sie ohne allen Vergleich leichter zu machen sind, als Copien in den zeichnenden und bildenden Künsten, auch unendlich weniger Verdienst haben.

Man hat die Lusiade die portugiesische Aeneis genannt. Allerdings findet einige Aehnlichkeit zwischen beyden Gedichten Statt, die aber mehr in dem Zweck beyder Dichter, als in den Mitteln liegt, die sie zu Erreichung desselben anwendeten. Camoens ist kein so großer Dichter, als Virgil, aber mehr Original. In seinem ganzen Gedichte ist keine einzige Szene, keine Episode, keine Fiction, die dem Virgil oder irgend einem alten oder neuern Dichter so sichtbar nachgebildet wäre, als die meisten Virgilischen den Homerischen sind. Nur einzelne Verse, kurze Reden und Beschreibungen, z. B. der Sturm, und das Gebet des Gama im 6ten Gesang, sind dem Römer, aber auch diese so frey nachgeahmt, daß die Copie sich fast zum Original erhebt.

Eine der glänzendsten Seiten der Lusiade ist die Poesie des Styls. Zwar ist der Ausdruck nicht so lebhaft und feurig, als beym Homer, noch so elegant, gewählt und kräftig, als beym Virgil, allein er hat von alle dem etwas: er bleibt sich größtentheils gleich, einfach, ungesucht, angemeßen, und nur dann, wenn der Dichter sich zum Schrecklichen und Erhabenen aufschwingen will, wird er dunkel und schwülstig. Es wäre sehr ungerecht, dem Camoens einige falsche und spitzfindige Gedanken, einige verunglückte Metaphern, einige zu weit getriebene Hyperbeln streng anrechnen zu wollen. Sein Gedicht ist davon im Ganzen ungleich reiner, als irgend eines, selbst der besten, spanischen und italienischen Dichter, den Ariost und Tasso nicht ausgenommen. Der Charakter des Dichters zeigt sich auch in der Hauptfarbe, die er dem Colorit seines Gedichts gegeben hat. Es herrscht in demselben ein gewisser Ernst, eine Würde, die jedoch nicht in Steifheit oder gesuchte Grandezza ausartet. Nur selten, daß er etwas von dieser Mittelstraße abweicht, und in den feyerlich schwülstigen, oder den komischen und burlesken Ton verfällt. Seine Begeisterung steigt nie zu einem sehr hohen Grade, sie verläßt ihn aber auch nie ganz; er verfliegt sich nicht in die Wolken, sinkt aber auch nicht in den Staub, und gewiß hat diese sich durchaus erhaltende sanfte Wärme und Lebhaftigkeit zu dem großen Beyfall, den die Lusiade gefunden, das meiste beygetragen, und dem Camoens,

unharmonisch ist, unanständig genannt wird. Allein auch die Definition selbst ist falsch; denn sie ist zu enge dadurch, daß sie blos auf das Zufällige eingeschränkt wird. Anständig ist alles, was mit den Bestimmungen eines freyhandelnden Wesens harmonirt, die ihm zukommen oder doch zukommen sollen; übrigens mag es zufällig oder nothwendig seyn. Es giebt viele natürlich nothwendigen Handlungen, die durch die Art, wie sie verrichtet werden, unanständig sind. In Gesellschaft zu gähnen, ist unanständig, gleichwohl ist es etwas natürlich nothwendiges. Daß es unanständig ist, erhellet daraus, daß der Wohlstand erfordert, es zu verbergen.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des zweyten Stücks.

Nachricht.

Bey dem Verleger dieses Werks ist zur Mich. Messe 1792 herausgekommen:

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich und Holland, mit untermischten Vergleichungen verschiedener Orte und Gegenstände unter einander. Aus den Briefen eines in England wohnenden Deutschen auf seinen Reisen durch Frankreich und Holland, in den Jahren 1787, 1790 und 1791. gr. 8 — 1 Thlr.
(Der Verf. der Beylage zur französischen Constitution hat einige Berichtigungen und eine kritische Anzeige der wichtigsten Schriften über die Geschichte der französischen Revolution beygefügt. Auch in einer Anmerkung, über die Assignate, den Reichthum und das ganze Verfahren der verbündeten Jacobiner zu erklären versucht.)

Beyträge zur Kenntniß des Innern von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines seit neun Jahren in England wohnenden Deutschen (Herrn Küttner) gezogen, von dem Herausgeber. Viertes Stück. gr. 8. — 9 Gr.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 48sten Bandes 1stes Stück. Mit dem Bildnisse des Herrn Iffland. gr. 8. — 10 Gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahre 1792. herausgegeben von Chr. Dan. Beck. Drittes Quartal. gr. 8. — 20 Gr.
(Das vierte Quartal erscheint zu Weihnachten, und diese Zeitschrift, worin man die wichtigsten neuen Bücher aus allen Fächern, nebst ihrem Verkaufspreiß, die Veränderungen und Todesfälle der Gelehrten, die Vorfälle auf den Chursächsischen Akademien und Schulen, angezeigt und zum Theil beurtheilt findet, wird auch für das nächste Jahr gewiß fortgesetzt.)

Europäische und Außer-Europäische Regentafel. Zwey Tabellen in Folio. 3 Gr.

Nächstens wird daselbst erscheinen.

Charis, oder: Ueber das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten, von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr aus Hoya. 2 Theile. 8.

Des Cajus Vellejus Paterculus römische Geschichte, übersetzt von Friedrich Jakobs. 8.

P. Campers Vorlesungen in der Amsterdammer Zeichenakademie, über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch die Gesichtszüge; über die bewundernswürdige Uebereinstimmung im Bau des Menschen, der vierfüßigen Thiere, Vögel und Fische; und über die Schönheit der Formen: herausgegeben durch seinen Sohn A. G. Camper. Aus dem Holländischen übersetzt von G. Schaz. Mit Kupfern. gr. 8.

Geschichte des Herrn von L* eines Vetters des alten preußischen Offiziers, des Verf. der Briefe über Friedrich II. herausgegeben von dem alten preußischen Offizier. Zweyter Theil. 8.
(Der erste Theil erschien Mich. Messe 1791. und kostet 1 Thlr. 6 Gr.)

Leonhard Eulers Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condorcet und de la Croix aufs neue aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt von Friedrich Kries. Mit Kupfern. 2ter Band. gr. 8.
(Der Erste Band mit 4 Kupfertafeln erschien Ostern 1792 und kostet 2 Thlr)

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte im Auszug, mit neuen Anmerkungen und Zusätzen von D. C. M. Koch. 4ter und letzter Theil, welcher den 10ten, 11ten und 12ten Band enthält. gr. 8.
(Die 3 ersten Theile kosten zusammen 6 Thlr.)

